

In den letzten Jahren haben Archäologen immer mehr Belege dafür gefunden, dass es zwischen dem 6. und dem 4. Jahrtausend v. Chr. auf dem Balkan eine Hochkultur gab, die bereits vor den Mesopotamiern die Schrift kannte. Harald Haarmann führt in seinem Buch erstmals umfassend in diese bisher unbekannte, in vielem noch rätselhafte alteuropäische Kultur ein, deren Einfluss bis in den Alten Orient und zur griechischen Antike reichte. Der faszinierende Bericht eröffnet einen ganz neuen, frischen Blick auf die Geschichte der frühen Hochkulturen.

Mit über 100 Abbildungen und Karten

Verlag C.H.Beck
Originalausgabe

ISBN 978-3-406-62210-6

9 783406 622106

€ 16,95 [D]

www.beck.de

Haarmann *Das Rätsel der Donauzivilisation*





1999

Harald Haarmann

Das Rätsel der Donauzivilisation

Die Entdeckung der ältesten Hochkultur Europas




Neolithikum
Tiszapolgár
Bodrogkeresztúr
Bubanj Hum
Vinča
Gumelniţa/Karanovo
Varna
Cucuteni/Trypillya
Suvorovo-Novodanilovka
Sredni Stog
Cernavoda I
Steppengrenze
Legende zu den Ziffern am Ende des Buches
POLEN
UKRAINE
SLOWAKEI
Kiew
Karpaten
Bratislava
Budapest
UNGARN
MOLDOVA
Chişinău
Odessa
Steppe
Asowsches Meer
RUSSLAND
Kertsch
Siebenbürgen
RUMÄNIEN
Belgrad
Bukarest
Dobrudscha
Schwarzes Meer
Sarajevo
SERBIEN
Donau
MONTE-NEGRO
BULGARIEN
Sofia
Balkan
Skopje
MAKEDONIEN
Adria
Tirana
ALBANIEN
Istanbul
Marmara-Meer
Thasos
Limnos
Thessalien
GRIECHENLAND
Ägäis
Lesbos
Ankara
TÜRKEI
Anatolien
0 50 100 150 km
(Karte nach Anthony 2009b)

beck'sche reihe

In den letzten Jahren haben Archäologen immer mehr Belege dafür gefunden, dass es zwischen dem 6. und dem 4. Jahrtausend v. Chr. auf dem Balkan eine Hochkultur gab, die bereits vor den Mesopotamiern die Schrift kannte. Harald Haarmann führt in diesem Buch erstmals umfassend in diese bisher unbekannte, in vielem noch rätselhafte alteuropäische Kultur ein. Er beschreibt Handelswege und Siedlungen, Kunst und Handwerk, Mythologie und Schrift der Donauzivilisation, geht ihren Ursprüngen am Schwarzen Meer nach und zeigt auf, welchen Einfluss sie auf die Kultur der griechischen Antike und des Vorderen Orients hatte.

Harald Haarmann gehört zu den weltweit bekanntesten Sprachwissenschaftlern. Bei C. H. Beck erschienen von ihm unter anderem «Weltgeschichte der Sprachen» ([2]2010) sowie zuletzt «Die Indoeuropäer» (2010).

Harald Haarmann

Das Rätsel der Donauzivilisation

Die Entdeckung der ältesten Hochkultur Europas

Verlag C.H.Beck

Mit 101 Abbildungen und Karten

Lektorat: Petra Rehder

Originalausgabe

Satz, Druck u. Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: malsyteufel, Willich
Umschlagbild: Zahlzeichen der Karanovo-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Kruta 1993: 100) sowie Vorder- und Rückseite einer Figurine aus Cucuteni, Rumänien, um 4000 v. Chr. (nach Anthony 2009b: 112 und 126)
ISBN 978 3 406 62210 6
Printed in Germany

www.beck.de

Inhalt

Das Puzzle einer 7000 Jahre alten Zivilisation 9

1. Der Übergang zum Neolithikum in Europa (ca. 7500–5500 v. Chr.) 13
Frühe Ackerbauern in Südosteuropa 14
Phase 1: Kontakte über die Landbrücke am Bosporus (ca. 7500–6700 v. Chr.) 15 – Phase 2: Das Flutszenario und die Flutmythen der Nachwelt (ca. 6700 v. Chr.) 25 – Phase 3: Die formative Periode Alteuropas (6. Jahrtausend v. Chr.) 31
Die Entstehung der Regionalkulturen 42
Vinča 43 – Karanovo 46 – Cucuteni 47 – Trypillya 48 – Tisza 48 – Lengyel 49
Kulturchronologie Alteuropas 50

2. Auf den Spuren der Alteuropäer 53
Der genetische Fußabdruck 53
Sprachliche Spuren 58
Pflanzen und Tiere Alteuropas 63 – Naturphänomene und Landschaftsformen 68 – Das «Agrarpaket»: Technologien und Gerätschaften 70 – Alteuropäische Strukturelemente im Altgriechischen 75 – Namen: Orte, Personen, Gottheiten 75 – Sprach- und Kulturkontakte 77

3. Wirtschafts- und Lebensraum 81
Handelsrouten und Handelsgüter 81
Warenverkehr 81 – Ritueller Geschenketausch 86 – Wasserfahrzeuge und Bootsmodelle 88
Siedlungen und Architektur 91
Die Anlage der Dörfer und Städte 92 – Hauskonstruktionen: Grundrisse und Baustile 97 – Die ersten Reihenhäuser der Geschichte 100
Kultstätten und Gräber 103
Schreine und Tempelmodelle 103 – Altäre und Opfertische 106
Bestattungssitten und Grabkultur 107

4. Handwerk und Kunst 113
Weben und Textilherstellung 114
Webstühle und deren Utensilien 115 – Terminologie des Webhandwerks 116 – Textilien und Kleidung der Alteuropäer 117

Keramik und Brenntechnik 118
Töpferrad und Brennöfen 119 – Terminologie der Keramikherstellung 121
Metallbearbeitung 123
Kupfergewinnung und Schmelzverfahren 124 – Goldschmiedekunst 126
Kunstformen und Kultursymbole 127
Kultgefäße 127 – Tonstempel (pintaderas) und Siegel 128 – Vielfalt der Figurinen 137 – Ornamentale Motive und dekoratives Design 142 – Abstraktheit und Symmetrie 145

5. Das Modell einer egalitären Gesellschaft 147
Matriarchat oder Matrilinearität? 150
Familien und Sippen 152
Ökumene und Handel 154

6. Religion und Mythologie 159
Das Weltbild von Wildbeutern und Ackerbauern 161
Weibliche Gottheiten in Alteuropa 162
Der Stier – Tiersymbole als Attribute der Göttin 166
Kulte und Rituale 168
Fruchtbarkeit 168 – Wasser 169 – Trankopfer 171 – Prozessionen 172 – Mythen 173 – Masken 174
Musik und Tanz 176

7. Zählen, Messen, Registrieren 181
Zahlzeichen und Zahlenmagie 181
Kalendarische Notationen 184
Maß- und Gewichtseinheiten 188
Töpfer- oder Eigentumsmarken 188

8. Die Erfindung der Schrift 191
Ursprung und Ausbau der Donauschrift 192
Die Verbreitung der Schrift in Alteuropa 198
Beschreibstoffe, Inschriften und Textsorten 201
Das alteuropäische Zeichenrepertoire 204
Bildhafte Zeichen 204 – Nicht-bildhafte Zeichen 207
Schriftzeugnisse der Donauzivilisation 209
Beschriftete Figurinen 210 – Miniaturaltäre 213 – Weihgefäße 214 – Webutensilien 217 – Die berühmten Täfelchen von Tărtăria 218
Eine Schrift im Dienst der Religion 221
Ausklang des Schriftgebrauchs 223

9. Niedergang und Erbe der Donauzivilisation (ab ca. 4500 v. Chr.) 225
Politische und kulturelle Umbrüche 226
Der älteste Goldschatz der Welt 226 – Elitenbildung: Die Steppennomaden 230 – Klimaveränderung und deren Folgen 232
Die balkanisch-altägäische Kulturdrift 236
Die Große Göttin und ihre Töchter 238 – Das Geheimnis der minoischen Doppelaxt 242 – Das alteuropäische Erbe in den ägäischen Schriftsystemen 245 – Ägäisches Erbe? Hexameter und griechische Sonderzeichen 247
Minoisch-kyprische Kontakte: Der ägäische Schriftexport 251

Epilog 257

Literatur 267
Legende zu der Karte auf dem Vorsatz 285

Das Puzzle einer 7000 Jahre alten Zivilisation

Die Vorstellung, dass die griechische Zivilisation als erste europäische Hochkultur Licht ins Dunkel der Vorgeschichte gebracht hätte, ist bis heute weit verbreitet. Demnach verdanken wir den Griechen die Grundlagen unserer modernen Welt. Selten wird hinterfragt, ob denn die griechische Zivilisation tatsächlich so originell war, wie wir dies in unserem Schulwissen tradieren. Das vorliegende Buch will dem Leser eine europäische Zivilisation erschließen, die viel älter als die griechische ist und die durch die Forschung in den letzten zwanzig Jahren immer klarere Konturen angenommen hat: Die Donauzivilisation, deren Anfänge im Neolithikum liegen und die ihre Blüte in der Kupferzeit erlebte, hat mit ihren Errungenschaften die Voraussetzungen für den rasanten Aufstieg der griechischen Kultur im ersten Jahrtausend v. Chr. geschaffen.

«Im 5. und frühen 4. Jahrtausend v. Chr. (...) hatten die Alteuropäer Städte mit einer beachtlichen Konzentration an Einwohnern, Tempel, die mehrere Stockwerke hoch waren, eine Sakralschrift, geräumige Häuser mit vier oder fünf Räumen, professionelle Töpfer, Weber, Kupfer- und Goldschmiede und andere Kunsthandwerker, die eine breite Palette hochentwickelter Güter produzierten» (Gimbutas 1991: viii).

Vor zwanzig Jahren war der Begriff «Alteuropa» (Old Europe) in der Regel nur Experten vertraut und die fortschrittliche Kultur der vorgriechischen Bevölkerung war nur schemenhaft bekannt. Vieles von dem, was die amerikanisch-litauische Archäologin Marija Gimbutas (1921–1994) für ihr Mosaik von Alteuropa rekonstruiert hatte, war hypothetisch. Seither hat sich viel getan. Die politischen Umbrüche in Ost- und Südosteuropa nach 1989 haben einen Aufschwung der Forschung und des Kulturschaffens in den neuen unabhängigen Staaten bewirkt und als Folge davon auch eine Intensivierung der Grabungstätigkeit, und zwar sowohl in Südosteuropa als auch in der Ukraine, wo wichtige Fundstätten Alteuropas liegen. Seit Ende des 20. Jahrhunderts hat sich die Materialbasis erheblich erweitert, und die neueren Erkenntnisse lassen keinen Zweifel an der Qualität der vorgriechischen Kulturstufe als der einer Hochkultur. «Zu seiner Blütezeit, um 5000–3500 v. Chr., entfaltete Alteuropa viele der politischen,

technologischen und weltanschaulichen Merkmale, durch die sich eine ‹Zivilisation› auszeichnet» (Anthony 2009a: 29). Was wir gestern noch der Vorgeschichte zurechneten, gehört tatsächlich der geschichtlichen Periode an.

Die Anfänge des kulturellen Aufschwungs in Alteuropa liegen in einer Periode ökologischer Umwälzungen. Die Hypothese von einer Großen Flut, in der die Wassermassen des Mittelmeers die bis dahin bestehende Landbrücke am Bosporus durchbrachen, ist heute gut gefestigt. Es ist davon auszugehen, dass über diese Landverbindung Menschen aus Anatolien nach Westen migrierten, die bereits Ackerbau und Viehhaltung kannten. Als Folge der Flut entstand um 6700 v. Chr. das Schwarze Meer, die Küstenlandschaften verwandelten sich nachhaltig. Die drastische Veränderung der Lebensverhältnisse setzte einen Prozess in Gang, in dessen Verlauf es zur Akkulturation der einheimischen (alteuropäischen) Bevölkerung an agrarische Lebensweisen kam, zu kleinräumigen Binnenmigrationen, zu sozioökonomischen Neuerungen und technologischen Innovationen. Dies ist der Prozess des Übergangs von der mittleren zur jüngeren Steinzeit in Europa. Der spätere Klimasturz um 6200 v. Chr. – inzwischen gut erforscht – wirkte sich zunächst hemmend auf die kulturelle Entwicklung aus, hatte aber langfristig deren Beschleunigung zur Folge.

In den letzten Jahren wurden eine Reihe von erstaunlichen Entdeckungen zum Leben der frühen Ackerbauern im Tal der Donau, ihrer Nebenflüsse und in den Einzugsgebieten der Wasserstraßen gemacht: Es gab hier bereits ein rudimentäres Schriftsystem, lange bevor die Schrift in Mesopotamien entstand; die Metallverarbeitung hatte einen Entwicklungsstand erreicht wie nirgendwo sonst in der damaligen Welt; die darstellende Kunst brachte erstaunliche Meisterwerke hervor; und es gab Großsiedlungen von städtischen Dimensionen. Wie die Alteuropäer ihre Städte nannten, wissen wir (noch) nicht, und die Namen der neuen Fundstätten wie Tallyanky oder Majdanec'ke südlich von Kiev klingen fremdartig. Aber inzwischen kennen wir deren Grundrisse und wissen, dass in diesen Siedlungen Tausende von Menschen lebten. Majdanec'ke hatte zwischen 5500 und 8000 Einwohnern. Einige dieser Großsiedlungen waren zwei- oder dreimal so groß wie die frühen Städte in Mesopotamien. Für diese Hochkultur habe ich vor einigen Jahren den Namen «Donauzivilisation» (Danube civilization) eingeführt. Inzwischen werden die Begriffe «Donauzivilisation» und «Alteuropa» meist synonym verwendet.

Es gibt bereits eine Fülle an neuerer spezieller Forschungsliteratur über Alteuropa auf Englisch (z. B. Marler 2008, Anthony 2009b), Deutsch (z. B. Hansen 2007, Haarmann 2010a), Russisch und Ukrainisch (z. B. Videjko 2003, Tkachuk 2005) und in den Balkansprachen (z. B. Kolištrkoska Nasteva 2005, C.-M. und Gh. Lazarovici 2006–2007, Nikolov 2007b). Die New Yorker Ausstellung «The Lost World of Old Europe – The Danube Valley, 5000–3500 BC», die das Institute for the Study of the Ancient World (New York) organisiert hat und die bis April 2010 zu sehen war, hat erstmals eine umfassende Bilanz des neuen Wissensstands für ein größeres Publikum gezogen. Ein Buch, das die früheste Hochkultur Europas einer breiteren Leserschaft vorstellt, ist aber bisher ein Desiderat.

Die Dokumentation des Kulturniveaus, das die Alteuropäer erreichten, bietet so manche Überraschung und etliche Rekorde im weltweiten Vergleich:

- Die ältesten Großsiedlungen (megasettlements) von Stadtgröße – bedeutend größer als Çatalhöyük in Anatolien oder die ältesten Städte Mesopotamiens – entstehen in Alteuropa.
- Die ältesten, kontinuierlich bewohnten Orte in Europa sind nicht Städte wie Athen oder Rom, wo die frühesten Siedlungsspuren ins 2. Jahrtausend v. Chr. datieren; Larissa in Thessalien und Varna in Bulgarien sind mehr als doppelt so alt.
- Die Alteuropäer kennen bereits Einfamilienhäuser mit mehr als 100 qm Grundfläche.
- Die ersten zweigeschossigen Reihenhäuser der Welt werden in einigen der Großsiedlungen Alteuropas gebaut.
- Das Töpferrad, ein Vorläufer der Töpferscheibe, wird in Alteuropa entwickelt, erst später tritt diese technische Neuerung auch in Mesopotamien auf.
- Die ersten zylindrischen Rollsiegel der Welt werden in Alteuropa verwendet.
- Die ersten Brennöfen zur Herstellung hochwertiger Keramikprodukte, in denen die Temperaturen kontrolliert und reguliert werden konnten, werden in Alteuropa in Betrieb genommen.
- Die Technologie des Metallgusses (Verfahren zum Schmelzen von Kupfer) wird erstmals in Alteuropa angewandt, und zwar im ausgehenden 6. Jahrtausend v. Chr., und erst einige Jahrhunderte später auch in Anatolien.
- Die ältesten Artefakte aus Gold wurden in Alteuropa gefunden und in die Zeit um 4500 v. Chr. datiert (der Goldschatz von Varna).

- Die frühesten Notationssysteme mit konventionellem Zeichengebrauch werden in Alteuropa entwickelt; dies sind ein System zur Notation von Zahlen und ein Schriftsystem.
- Jahrtausende vor den Griechen wurde in Alteuropa Wein gekeltert und Olivenöl produziert; und lange vor den Griechen aßen die Alteuropäer Kirschen, Erbsen und Petersilie.

Weder die Minoer in Altkreta noch die mykenischen Griechen haben bei Null angefangen, als sie ihre Zivilisationen aufbauten, von den Griechen der klassischen Antike ganz zu schweigen. Sie alle haben auf die eine oder andere Weise von den Leistungen vorangegangener Generationen profitiert, deren Wissen nicht verloren ging, sondern aufgenommen und weiterentwickelt wurde. Insbesondere die Griechen haben viele der alteuropäischen Errungenschaften mitsamt deren Namen übernommen.

Man mag nun einwenden, dass die Errungenschaften der Alteuropäer vielleicht gar nicht so exklusiv sind, denn schließlich wurden ihnen die sesshafte Lebensweise und das Know-how von Ackerbau und Viehhaltung von Anatolien herübergebracht. Die Alteuropäer, so könnte man meinen, haben einfach eine andere Lebensweise angenommen und ihre Gemeinwesen neu organisiert. Doch die Alteuropäer konnten die nahrungsproduzierenden Wirtschaftsform nicht einfach so, wie sie aus Anatolien vermittelt wurde, übernehmen, denn Europa gehört zu ganz anderen Klimazonen mit andersartiger Vegetation. Das erforderte erhebliche Anpassungsleistungen und ein zielgerichtetes Experimentieren mit der Domestizierung einheimischer Spezies, von Pflanzen wie von Tieren. Wenn auch die Idee des Ackerbaus von außerhalb nach Europa gelangte, verdankt der soziokulturelle Aufschwung, den Südosteuropa im 7. und 6. Jahrtausend v. Chr. erlebt, seine Dynamik doch der Initiative, Flexibilität und Kreativität der einheimischen Bevölkerung. Zu diesem Kulturkomplex gehört auch die südliche und westliche Ukraine.

Der Innovationsschub der alteuropäischen Kultur kann auf einen einfachen Nenner gebracht werden: Der Funke sprang von Anatolien über, aber schon bald hüteten die Europäer ihr Feuer ganz allein. Und wie sie das taten, davon handelt dieses Buch.

1. Der Übergang zum Neolithikum in Europa
(ca. 7500–5500 v. Chr.)

Wie alle frühen Zivilisationen der Welt, so wurde auch die Hochkultur Alteuropas von Menschen aufgebaut, die sesshaft waren und Ackerbau betrieben. Hier tun sich bereits elementare Fragen auf, und je nachdem, welche Antworten man auf diese Fragen findet, treten uns weitere Fragen entgegen. Denn gerade der Übergang vom Wildbeutertum zum Ackerbau in Europa ist eines der kniffligsten Themen der Altertumsforschung. Nun mag man denken, dass die Diskussion über die Bedingungen, wie der Ackerbau nach Europa kam, thematisch irrelevant für die Darstellung der Hochkultur Alteuropas ist. Dem ist nicht so, denn die Art und Weise, wie die Alteuropäer mit der neuen Technologie umgingen, verrät sehr viel über die Entwicklungsdynamik ihrer Gemeinwesen. Genau genommen handelt es sich beim Ackerbau auch nicht um eine einzige Technologie, sondern um ein ganzes Paket von Einzeltechnologien, das sogenannte Agrarpaket (engl. *agrarian package*), wozu nicht nur das Know-how der Kultivation von Nutzpflanzen, sondern auch das Einmaleins der Vorratswirtschaft und der Viehhaltung gehört.

War der Wechsel vom Wildbeutertum zur Pflanzenkultivation eine Revolution oder ein allmählicher Übergang? Auf diese Frage hat man eine schlüssige Antwort gefunden. Der Übergang zum Ackerbau leitet die Ära des Neolithikums (Jungsteinzeit) ein. Inzwischen sind Vorstellungen veraltet, wonach die Umstellung auf Feldbau ein schneller Wechsel gewesen wäre, eine Art Revolution. Lange Zeit wurde der Ausdruck «neolithische Revolution» verwendet, seit einigen Jahren ist in vorsichtiger Ausdrucksweise von «Übergang» (engl. *transition*) die Rede. Immerhin hat im Nahen Osten die Umstellung von den ersten Experimenten mit den Samen von Nutzpflanzen bis zum voll ausgebildeten Ackerbau rund 2500 Jahre gedauert, d.h. von ca. 10 000 bis 7500 v. Chr. Wer wollte bei einem solchen langen Zeitraum von Revolution sprechen? Ist die Ackerbautechnologie von Asien nach Europa gelangt, oder haben die alteuropäischen Jäger und Sammler aus eigenem Antrieb eine nahrungsproduzierende Wirtschaftsform angenommen? Der Übergang zum Neolithikum findet erstmals im

Nahen Osten statt. In allen anderen Regionen der Welt liegen die Anfänge der Pflanzenkultivation später. Dies bedeutete aber nicht automatisch, dass die Ackerbautechnologie vom Nahen Osten in die übrige Welt und damit auch nach Europa exportiert worden wäre. Wie dies bei anderen Technologien ebenfalls zu beobachten ist, waren die Menschen auch beim Übergang zum Feldbau in mehreren Regionen der Welt zu unterschiedlichen Zeiten ähnlich innovativ und haben eine entsprechende Umstellung vollzogen – unabhängig von dem Know-how der ersten Ackerbauern im Nahen Osten.

Frühe Ackerbauern in Südosteuropa

Sesshaftigkeit ist die Voraussetzung für Bodenbebauung, denn wenn einmal das Feld bestellt ist, muss das Wachstum der Pflanzen beaufsichtigt werden, es muss zum richtigen Zeitpunkt geerntet werden und es sind Vorkehrungen nötig, um die geernteten Früchte wie Körner oder Schoten zu horten. Im Allgemeinen wird die Wechselbeziehung von Sesshaftigkeit und Ackerbau einseitig so verstanden, dass Menschen mit der Absicht, Nahrung zu produzieren, in festen Siedlungen sesshaft wurden. Tatsächlich haben aber neuere Forschungen gezeigt, dass Sesshaftigkeit nicht unbedingt Bodenbebauung nach sich zieht.

In der ältesten Fundschicht von Can Hasan in Westanatolien hat man Hinweise auf eine größtenteils sesshafte Bevölkerung gefunden, die zwar eine Vorratswirtschaft, aber keinen Ackerbau betrieb. Auch in Europa ist die Sesshaftigkeit nicht direkt mit dem Ackerbau verbunden. Die frühesten Hinweise auf «zumindest saisonal sesshafte Gemeinschaften» (Thorpe 1999: 25) finden sich im Donautal, und zwar in Lepenski Vir am Eisernen Tor, an der serbisch-rumänischen Grenze, im 8. Jahrtausend v. Chr. Der Ackerbau gelangte dorthin aber erst viel später (Anfang des 6. Jahrtausends v. Chr.).

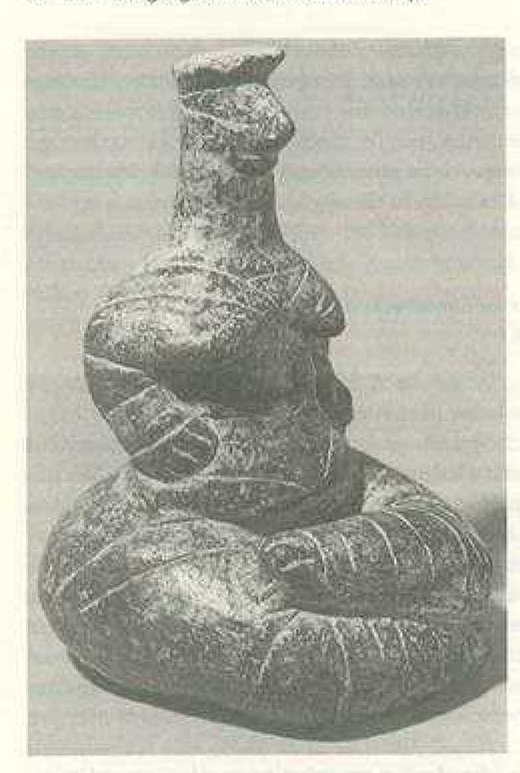
Wie sich der Übergang vom Jäger- und Sammlerstadium zur Pflanzenkultivation und Viehhaltung vollzieht, hat ganz entscheidend mit regionalen klimatischen Bedingungen sowie mit der lokalen Ökologie von Pflanzen und Tieren zu tun. Und hier wichen im Neolithikum die Gegebenheiten in Südosteuropa, wo die ersten Siedlungen von Ackerbauern gegründet wurden, in einigen Besonderheiten von denen im Nahen Osten ab. Zweifellos steht die Entwicklung in Anatolien in einer Beziehung zu der in Europa. Wären die Alteuropäer aber auf dem technologischen Stand der anatolischen Ackerbauern verblieben, dann hätte es sehr lang gedauert, bis sich der Ackerbau in Europa verbreitet hätte. Und mit Sicherheit wären Feldbau und Viehhaltung auch nicht in alle jene Regionen Europas gelangt, wo sie später praktiziert wurden. In der Tat verbreitete sich die Pflanzenkultivation relativ schnell vom Balkan nach Mittel- und Westeuropa. Auf der Suche nach Erklärungen dafür stellen sich weitere Fragen.

Phase 1: Kontakte über die Landbrücke am Bosporus (ca. 7500–6700 v. Chr.)

Woher, wann und wie gelangte der Ackerbau nach Europa? Wurde die Technologie der Pflanzenkultivation von Migranten zu den Europäern gebracht, oder verbreitete sich die neue Lebensweise als Ideentransfer? Wie gelangten Menschen, Gerätschaften und Tiere über das Ägäische Meer? Es sind zwar keine Reste prähistorischer Boote gefunden worden, die Hinweise auf die Bauart von seetauglichen Fahrzeugen geben könnten, aber klare Indizien sprechen dafür, dass die Jäger und Sammler des Mesolithikums (mittlere Steinzeit) die an der Westküste der Ägäis lebten, sich auch in küstennahen Gewässern bewegt haben. An den Lagerplätzen hat man Reste von Thunfisch gefunden, der nur in offenen Gewässern gefangen werden kann. Die Menschen der mittleren Steinzeit waren aber nicht nur geschickte Fischer, sie waren auch die ersten, die Handelsrouten über See erkundeten.

Eine der ältesten Waren, die über See transportiert wurden, war schwarzglänzender Obsidian, Materie aus vulkanischem Glas. Dieses Material war besonders geschätzt wegen der scharfkantigen Abschläge, die als Werkzeuge dienten. Obsidian hat eine Struktur, die ortsspezifisch ist. Daher kann man mit modernen Analysemethoden das vulkanische Gestein und damit den Herkunftsort von Obsidian-Artefakten recht genau bestimmen. Das Material der Werkzeuge aus Obsidian, die in der Franchthi-Höhle am Golf von Argos im Osten der Peloponnes gefunden worden sind, stammt von der Kykladeninsel Melos und datiert in die Zeit um 11 000 v. Chr. (Cunliffe 2008: 71). Melos ist rund 120 km von der griechischen Küste entfernt – diese Distanz müssen die Mesolithiker also bereits damals mit Booten bewältigt haben.

In der Periode des frühen Neolithikums, als der Ackerbau nach Europa gelangte, war es sicher schon möglich, die Ägäis – mit Zwischenstationen über die Inseln – zu überqueren. Und diejenigen, die damals Boote bauten



1/2 Frühneolithische Figurinen aus der südlichen Ägäis
Links: Kreta, 7. Jahrtausend v. Chr. (nach Sakellarakis 1985: 134)
Rechts: Karpathos, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Fitton 1989: 19)

und damit das Meer befuhren, müssen versierte Spezialisten gewesen sein. Man muss sich vergegenwärtigen, «dass die Konstruktion von Booten ein bestimmtes Niveau an Planung und Design und ein Verständnis für das Konzept von Seetauglichkeit» voraussetzt (Farr 2010: 20). Längere Fahrten über das Meer, die womöglich mehrere Tage dauerten, erforderten nautische Kenntnisse. Woran sich die neolithischen Seefahrer orientierten, wird man wohl nie mit Sicherheit erfahren. Man kann sich nur vorstellen, dass zur Orientierung die Konfigurationen von Sternbildern, Windströmungen oder Drifts der Meeresströmungen eine Rolle gespielt haben. Jedenfalls haben die Neolithiker zu ihrer Zeit bereits erstaunliche Entfernungen über See gemeistert.

Einen klaren Beweis für die Seetüchtigkeit der Bewohner an den Küsten der Ägäis und ihrer Wasserfahrzeuge gibt es für das ausgehende 8. Jahrtausend v. Chr. Spätestens um 7000 v. Chr. gelangte die Ackerbautechnologie



nach Kreta. Diejenigen, die für den Transfer des Know-how verantwortlich waren, kamen entweder als Händler oder als Neusiedler, um die Insel zu erkunden. Die Route dieser frühen Pioniere führte über die verschiedenen Inseln, die zwischen Kreta und der anatolischen Küste liegen, Rhodos, Karpathos und Kasos. Die Pioniere brachten Gerätschaften und Saatgut für den Feldbau mit nach Kreta. Als erstes wurde Brotweizen (Triticum aestivum) angebaut, dessen Ursprungsgebiet Anatolien ist.

Es gab aber andere Dinge, die die Migranten nicht mitbrachten. In den ältesten Fundschichten von Knossos fehlt Tonware. Diejenigen, die das Agrarpaket nach Kreta brachten, lebten in der Periode des vorkeramischen Neolithikums. Was die Viehhaltung betraf, so brachten sie nur die Idee

dazu, denn sie kamen ohne Rinder oder Schafe. Wildtiere gab es in Kreta, sie wurden im Laufe des 7. Jahrtausends v. Chr. domestiziert. «Auerochsen, die Tiere, von denen die modernen Rinder abstammen, sind offensichtlich bis um 6000 v. Chr. in Kreta domestiziert worden» (Roberts 1996: 11). Die Kolonisten auf den Inseln der südlichen Ägäis haben unter anderem materielle Güter produziert, die nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt waren. Das waren kleine Skulpturen aus Stein, weibliche Figurinen (Abb. 1/2). Diese Artefakte lassen die stilistischen und ästhetischen Eigenheiten in der künstlerischen Ausdrucksform der frühen Neolithiker erkennen. Die Figurinen als Kunstgenre entwickeln sich auf dem europäischen Festland technisch und stilistisch rasant weiter (s. Kap. 4).

Die Kolonisierung Kretas durch Ackerbauern verdeutlicht einerseits die technologische Fähigkeit der neolithischen Menschen, leistungsfähige Wasserfahrzeuge zu bauen und damit Hunderte von Kilometern über das Meer zu fahren. Andererseits zeigt uns der Transfer von Menschen und Gütern nach Kreta, dass die Kapazitäten für den Transport größerer Lasten damals noch ziemlich begrenzt waren. Selbst wenn also Fahrten über das Meer bereits in prähistorischer Zeit unternommen wurden, ist es somit eine ganz andere Sache, eine zielgerichtete Migration über die Ägäis anzunehmen, an der viele Menschen beteiligt gewesen wären. Bis heute werden verallgemeinernde Erklärungen gegeben, wie Menschen und Tiere über das Meer gelangt sein könnten, das Europa von Kleinasien trennt. Die Vorstellungen von frühen Massenmigrationen sind recht fantasievoll, teilweise geradezu abenteuerlich.

Einer Theorie zufolge erlebte Europa im 7. Jahrtausend v. Chr. eine Masseneinwanderung von Ackerbauern aus Anatolien, die angeblich in offenen Booten die Ägäis durchkreuzt hätten und an den Küsten Griechenlands an Land gegangen wären. Dies ist die Theorie der Diffusionisten, die von Renfrew (1987) initiiert worden ist. Es entbehrt nicht der Komik, sich ein solches Szenario vorzustellen:

Ackerbauern im westlichen Anatolien verspüren den kollektiven Drang zu migrieren, verlassen ihre Felder und wandern an die Ostküste der Ägäis. Die Motivation für solches Handeln bleibt mysteriös, denn Anzeichen von Überbevölkerung sind für die Periode des frühen Neolithikums in Anatolien archäologisch nicht auszumachen. An der Küste fangen die Bauern an, Boote zu bauen, obwohl sie das noch nie vorher gemacht haben. Und sehr viele Boote mussten gebaut werden, um Massen von Menschen sowie ihr Hab und Gut zu transportieren, selbst wenn die Bauern die Transportkapazitäten der Küstenfischer voll ausgenutzt hätten.

Einige Forscher meinen, die Ackerbauern hätten auch Flöße gebaut, um ihr Hab und Gut zu verladen. Allerdings gibt es an der Ägäisküste gar keine für den Floßbau geeigneten Hölzer, weder damals noch heute. Die Baumarten dort sind gebogen und knorrig. Für den Floßbau braucht man lange und gerade Hölzer, die auch möglichst leicht sind, damit das Floß nicht durch sein Eigengewicht zu tief im Wasser liegt; denn dann kann es kaum Ballast aufnehmen. Aber selbst wenn die Bauern ihre Boote und Flöße fertigstellen konnten, bleibt das Problem des Verladens von Saatgut, von allerlei Gerätschaften und – vor allem – des Herdenviehs. Und hier braucht es schon eine blühende Fantasie, um sich vorzustellen, wie Schafe und Rinder in die damaligen Fahrzeuge verladen worden sein sollen.

Die domestizierten Rinder Anatoliens gehören zu einer gewichtigen Spezies. Die Kühe brachten ein Lebendgewicht von über 500 kg auf die Waage, und Bullen wogen über 700 kg, vielleicht sogar bis zu 1000 kg. Es ist unmöglich, solche Tiere auf kleine Boote prähistorischer Bauart zu verladen. Hinzu kommt, dass die Bauern, die zu Seefahrern wurden, riesige Mengen an Futter für das Vieh hätten transportieren müssen, selbst wenn die Fahrt übers Meer nur wenige Tage gedauert hätte. Trotzdem fehlt es nicht an skurrilen Spekulationen über prähistorische Viehtransporte.

Eine Hypothese geht sogar noch weiter als die Migrationstheorien über die Ägäis. Demnach hätten die frühen Ackerbauern an der Mittelmeerküste Anatoliens, d. h. im Süden der heutigen Türkei, Flöße gebaut und wären anschließend – mitsamt ihrem Vieh – Hunderte von Kilometern an der Mittelmeerküste entlang ins ägäische Meer und durch die ägäische Inselwelt geradewegs bis an die Nordküste der Ägäis geschippert (Nikolov 2007 a: 18 f.).

Es ergibt keinen Sinn, eine Theorie auf Absurditäten zu gründen. Die Knochenreste der Rinder und Schafe, die man an den ältesten Siedlungen von Ackerbauern in Griechenland gefunden hat, sind nun aber solche domestizierter Tiere anatolischer Herkunft. Wenn die Idee absurd ist, dass Migranten ihr Vieh über das Wasser nach Europa gebracht hätten, welche alternative Route bleibt dann für die prähistorischen Viehhalter? Es bleibt die Route über Land.

In einigen naturwissenschaftlichen Disziplinen haben sich Erkenntnisse verdichtet, wonach Europa und Asien in der Region am Bosporus ursprünglich über eine Landbrücke miteinander verbunden waren. Diese Landbrücke lag zwischen dem Schwarzen Meer und dem Marmara-Meer. Dort wo heute die Meerenge des Bosporus Europa von Kleinasien trennt, erstreckte sich bis ins 7. Jahrtausend v. Chr. eine hügelige Landschaft, durch

die sich Menschen und Tiere ungehindert von Osten nach Westen und von Westen nach Osten bewegen konnten. Im Süden wurde die Landbrücke durch das Marmara-Meer begrenzt, eine Ausbuchtung des Mittelmeers, mit dem es über die Meerenge der Dardanellen verbunden war. Im Norden erstreckte sich ein Süßwassersee, der Euxinos-See des Altertums.

Geologen und Ozeanographen sind sich einig, dass es eine solche Landbrücke gegeben hat. Wann genau diese Landbrücke brach und ob dieser Durchbruch ein katastrophales Ereignis war oder das Ergebnis einer allmählichen Überflutung, darüber wird bis heute debattiert. Inzwischen ist eine reiche Forschungsliteratur entstanden, in der die verschiedenen Positionen dokumentiert sind (s. die Sammelbände von Marler/Haarmann 2006 und Yanko-Hombach et al. 2007).

Nach der Theorie von Ryan und Pitman, die ihre spektakuläre Entdeckung von «Noahs Flut» im Jahre 1998 der Weltöffentlichkeit vorstellten, war der Durchbruch der Wassermassen vom Mittelmeer über das Marmara-Meer ins Schwarze Meer die größte Naturkatastrophe, die die Region je erlebt hat (s. u.). Dass der Landriegel ausgerechnet am Bosporus aufbrach, ist kaum verwunderlich. Die Region gehört zu den seismisch aktivsten der Welt, und unzählige kleinere oder größere Erdstöße erschüttern die aufgefalteten Sandsteinformationen in unregelmäßigen und nicht vorausberechenbaren Intervallen (Yilmaz 2005, Yilmaz et al. 2010). Vielleicht löste ein Erdbeben die Flutkatastrophe aus. Wie heftig solche Beben sein können, haben die Bewohner in der Küstenlandschaft des Marmara-Meeres im Herbst 1999 erlebt, als ihre Dörfer von Erdstößen verwüstet wurden.

Ursprünglich hatten Ryan und Pitman die Große Flut auf ca. 5600 v. Chr. angesetzt. Diese Datierung ist aber, wie sich herausstellte, viel zu spät. Aufgrund neuerer Abmessungen von Sedimentschichten hat Ryan das Datum auf ca. 6700 v. Chr. vorverlegt. Die neue Datierung hat Ryan erstmals auf einer Konferenz in Italien im Juni 2002 ins Gespräch gebracht. Seither ist diese Zeitvorgabe durch Untersuchungen von Sedimenten im Marmara-Meer und in der Bosporus-Region untermauert worden (Ryan et al. 2003). Derzeit wird ein Zeitraum zwischen ca. 6700 und 6400 v. Chr. als wahrscheinliche Periode für den Durchbruch der Wassermassen aus dem Mittelmeer und für die Entstehung des Schwarzen Meeres diskutiert.

Ob man die untere (6700 v. Chr.) oder die obere Zeitgrenze (6400 v. Chr.) für das Flutereignis ansetzt, spielt für die Annahme einer prähistorischen Migration von Ackerbauern über die Landroute keine nennenswerte Rolle. Es gab in jedem Fall ausreichend Zeit für die frühen Migranten aus Anatolien, mit ihrem Vieh über die Landenge nach Europa zu gelangen. Die Rinder und Schafe konnten während der Wanderung grasen, und es gab keine Engpässe mit der Verpflegung. Die Wanderung über die Landenge war sicher keine geplante Migration mit einem bestimmten Ziel. Viel sinnvoller ist es, sich vorzustellen, dass die Ackerbauern von der östlichen Seite Erkundungen nach Westen unternahmen – möglicherweise unterstützt durch Informationen, die die Fischer an der Küste über Landstriche vermittelten – die sich für Ackerbau eigneten. Die nach Westen gerichtete Migration anatolischer Bauern war höchstwahrscheinlich kein einmaliges Ereignis, sondern es sind kleinere Gruppen zu verschiedenen Zeiten, d. h. in Intervallen hinübergewandert.

Wenn die Technologie des Ackerbaus von Anatolien nach Europa gelangte und an diesem Transfer bestimmte Gruppen von Menschen beteiligt waren, die ihr Know-how den Europäern vermittelten, dann drängt sich leicht die Vorstellung auf, dass Migrationen über die Landbrücke ausschließlich von Ost nach West erfolgten. Humangenetiker haben allerdings festgestellt, dass es auch Bevölkerungsbewegungen in die andere Richtung gegeben haben muss, also von Europa nach Anatolien, und dieser Gentransfer wird auf ca. 7100 v. Chr. datiert (Cinnioglu et al. 2004: 131 ff.). Dies würde bedeuten, dass sowohl Ackerbauern von Anatolien nach Europa migrierten als auch Wildbeuter auf ihren Streifzügen von Europa aus nach Anatolien gelangten.

Auf der europäischen Seite der Landbrücke bestand für Migranten aus Anatolien die Möglichkeit, an der Westküste des Schwarzen Meeres in Richtung Norden zu ziehen. Das hätte sie in die Landschaften des heutigen Bulgarien gebracht. Diese Route schlugen die Neuankömmlinge allerdings nicht ein, und es gab einen triftigen Grund dafür. Die bewaldete Region des östlichen Balkan gehörte zu einer anderen Klimazone als das Ackerbaugebiet in Anatolien. Dort zu siedeln hätte bedeutet, dass sich die Neusiedler einer anderen Umgebung mit anderen klimatischen Bedingungen hätten anpassen müssen, als sie ihnen von Anatolien her vertraut waren. In Bulgarien liegen die Anfänge des Ackerbaus in der Tat später als weiter im Süden. Die Bauern aus Anatolien zogen an der Nordküste der Ägäis entlang und wandten sich dann nach Süden. Es gibt einige Spuren ihrer Wanderung, nämlich alte Siedlungen in der Nähe der Landbrücke (im europäischen Teil der modernen Türkei) (Çilingiroglu 2005: 2).

Viel besser aber ist das Zielgebiet der Migration bekannt. Ideale Bedingungen für Neusiedlungen fanden die Migranten offensichtlich in der

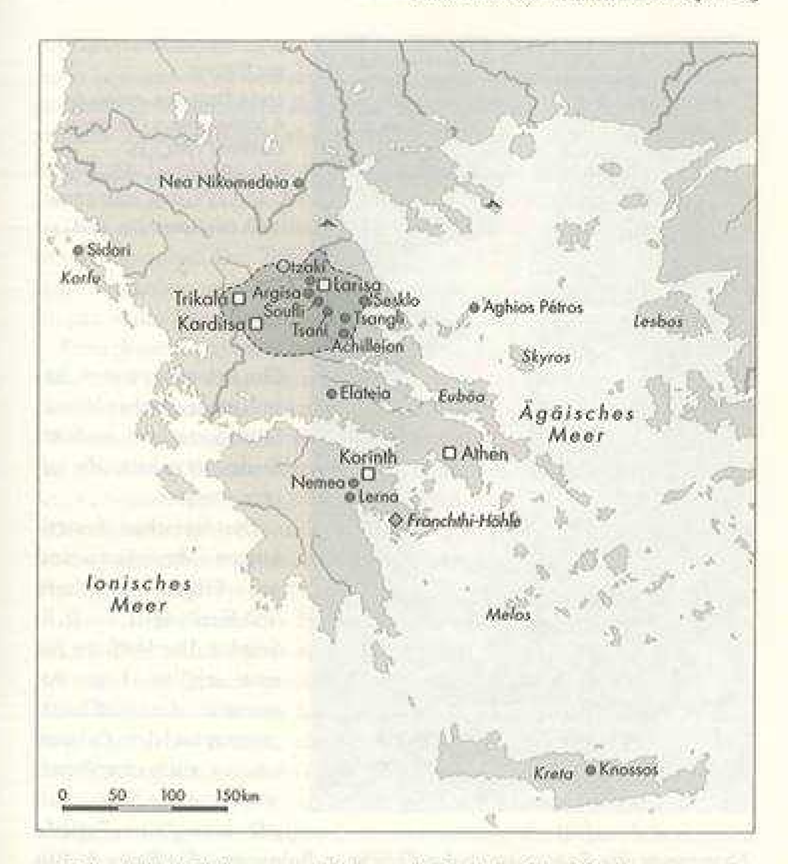
fruchtbaren Ebene von Thessalien und auch weiter südlich, in Arkadien und auf der Peloponnes. Dort sind die ältesten Siedlungsreste agrarischer Gemeinschaften auf europäischem Boden gefunden worden. Die frühen neolithischen Siedlungen in Griechenland datieren in die Zeit zwischen 7500 und 6500 v. Chr. (Cunliffe 2008: 96 f.). Die Pioniere aus Anatolien ließen sich in Thessalien nieder, d. h. sie fingen an, Siedlungen zu bauen und Ländereien für den Feldbau zu erschließen (Abb. 3).

Neuere genetische Untersuchungen zum Verhältnis zwischen männlichen Y-Chromosomen und weiblichen X-Chromosomen in dieser Region haben ergeben, dass die Migranten von jenseits der Ägäis überwiegend Männer waren, die sich einheimische (d. h. europäische) Frauen nahmen (Budja 2005: 58 f.).

Die Siedlungen in Thessalien sind eine Nische, und diese Nische wird später integriert werden in den Wirtschaftsraum und die Kulturlandschaft Alteuropas, zu einer Zeit, als sich die einheimischen Alteuropäer an die neue Lebensweise gewöhnt hatten. «Der Austausch von Gütern, bestimmten Tierarten der Viehhaltung und von Technologien mag die neolithische Umwälzung in einigen ökologischen Nischen beschleunigt haben, aber es gibt keine archäologischen Beweise für umfassende Bewegungen von Ackerbauern» (Yakar 1997: 66 f.).

Die Besiedlung Thessaliens durch sesshafte Ackerbauern markiert den Beginn einer Ära, die man als Inkubationszeit der Donauzivilisation bezeichnen kann. Hier manifestieren sich die Kontakte zwischen mesolithischen Jägern und Sammlern und neolithischen Ackerbauern in Familienbindungen und Kohabitaten. Als einige Generationen später Nachkommen der Erstsiedler die Region weiter nördlich (bis an die mittlere Donau) erkundeten, waren dies keine reinen Anatolier mehr, ihre Gene waren gemischt. In Bulgarien nimmt der Anteil anatolischer Gene rapide ab, was darauf hindeutet, dass es seit Ende des 7. Jahrtausends v. Chr. die sich akkulturierenden Alteuropäer waren, die die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung und der Verbreitung des Ackerbaus im Balkanraum bestimmen.

Diese Periode des frühen Neolithikums wird als vorkeramisch bezeichnet, d. h. die Technologie der Töpferei war noch nicht eingeführt. In den Siedlungen jener Zeit sind keine Tonscherben gefunden worden. Dies gilt für Anatolien ebenso wie für Südosteuropa. Das Töpferhandwerk entwickelte sich erst ab ca. 6500 v. Chr. Wann die ersten Siedlungen in Thessalien entstanden, wird man vielleicht nie erfahren, denn einige Forscher halten es für möglich, dass auch die Ebene von Thessalien von der Großen Flut



3 *Frühneolithische Siedlungen von Ackerbauern in Griechenland (nach Gimbutas 1991: 14)*

betroffen wurde, sozusagen in einem Nebenschauplatz des Durchbruchs am Bosporus. Die Vorstellung ist nicht abwegig, dass der Wasserspiegel des Mittelmeeres durch den ständigen Zufluss von Schmelzwasser der Eiszeitgletscher im Norden einen so hohen Stand erreichte, dass die Küste dort überflutet wurde, wo sie am niedrigsten ist, in Thessalien, und dass in der Folge die gesamte Ebene unter Wasser stand. Diese Überflutung ebbte ab, nachdem die Wassermassen am Bosporus durchgebrochen waren. Die frühen Siedler in Thessalien, deren Heimstätten und Äcker von der lokalen



4/5 Frühneolithische Figurinen aus Marmor

Links: Thessalien, Anfang des 6. Jahrtausends v. Chr. (nach Gimbutas 1982, 133)

Rechts: Region von Sparta, Anfang des 6. Jahrtausends v. Chr. (nach Gimbutas 1989, Tafel 14)

Flut betroffen waren, haben wahrscheinlich neue Siedlungen an anderen Stellen errichtet, die sicherer waren.

Die typischen Ansiedlungen Thessaliens sind auf Hügeln angelegte Tell-Siedlungen (z.B. Sesklo). Die Vorliebe für eine erhöhte Lage bestimmte die Siedlungsgeographie der Zukunft und ist auch charakteristisch für die Siedlungen der formativen Periode Alteuropas, für Karanovo in der Tiefebene Bulgariens, für Parţa in Rumänien usw. (Chapman 2009). Die Siedlungen in Flusstälern wurden auf erhöhten Uferböschungen angelegt (z.B. Vinča an der Donau, Tărtăria am Mureş). Auch die kupferzeitlichen Großsiedlungen in der Ukraine bevorzugten hügeliges Gelände. Viele Siedlungen waren Jahrhunderte, einige wie Karanovo sogar Jahrtausende bewohnt. Neubauten wurden auf den Fundamenten älterer Gebäude errichtet. Im Laufe der Generationen wuchsen der Siedlungsboden und das Siedlungsniveau an. Der Hügel, auf dem eine Siedlung angelegt worden war, wuchs entsprechend höher mit den aufeinander folgenden Kulturschichten. «Auf dem Balkan und in den fruchtbaren Ebenen des unteren Donautals wurden die Dörfer an derselben Stelle Generation für Generation weitergebaut, und auf diese Weise entstanden Tells, die zu einer Höhe von 10–17 m anwuchsen, so dass das Dorf über das Niveau der umgebenden Felder angehoben wurde» (Anthony 2007: 162).



Erst im Übergang von der Kupfer- zur Bronzezeit (im Verlauf des 4. Jahrtausends v. Chr.) erfolgte ein Wechsel in der Siedlungsgeographie: Die Tell-Siedlungen wurden aufgegeben und neue, kleinere Ansiedlungen in der Ebene gegründet (s. Kap. 9).

Bemerkenswerterweise gibt es einen griechischen Flutmythos, der sich auf Thessalien bezieht und die Neuerschaffung der Welt nach einer großen Flut zum Thema hat. Die älteste Version wird uns von Pindar (ca. 522–nach 446 v. Chr.) in seinem Werk «Olympien» erzählt (Gantz 1993: 165 f.). Es ist die Geschichte von Deucalion (Sohn des Prometheus) und Pyrrha (Tochter von Epimetheus, dem Bruder des Prometheus). Die beiden Titelhelden retten sich vor der Flut in einer Arche (griech. *larnax*), die später an den Hängen des Parnass herabsinkt. Zeus sorgt dafür, dass die Flut abebbt, und nach ihrer Rettung machen sich Deucalion und Pyrrha – auf Geheiß von Hermes – daran, (neue) Menschen aus Steinen zu schaffen. Sind hier vielleicht Anklänge an die ältesten Skulpturen zu erkennen, die die frühen Ackerbauern Griechenlands aus Marmor und Alabaster schnitten (Abb. 4/5)?

Phase 2: Das Flutszenario und die Flutmythen der Nachwelt (ca. 6700 v. Chr.)

Für die Theorie von Ryan und Pitman sprechen verschiedene Sachverhalte, aus denen sich ein mögliches Flutszenario entwickeln lässt:

(1) Dort, wo sich die Wasserstraße des Bosporus ins Schwarze Meer öffnet, verläuft auf dem Meeresboden ein tief eingeschnittener Graben, sozusagen ein erweiterter Mündungstrichter. Solche geologischen Formationen entstehen, wenn gischtende Wassermassen unter großem Druck den Meeresboden aufwühlen.

(2) Das Oberflächenwasser des Schwarzen Meeres (bis maximal 200 m Tiefe) ist salzig. Darunter liegt der tiefe Kessel des Schwarzen Meeres mit Tiefen bis 2000 m, ein Reservoir ehemaligen Süßwassers, das durch den Zustrom schwefeliger Substanzen aus dem Meeresboden zu einer hochgiftigen Suppe angereichert worden ist. In diese Wasserschicht dringt kein Sauerstoff von oben, so dass es dort weder pflanzliches Leben noch Fische gibt. Diese Trennung der Wasserschichten deutet auf eine katastrophale Flutung eines ursprünglichen Süßwassersees durch Salzwasser, bei der sich das Süßwasser nicht mit dem Salzwasser gemischt hat, wie dies bei allmählichem Zufluss der Fall wäre.

(3) Am Rande des Festlandschelfs mit Wassertiefen bis maximal 100 m, am Uferstreifen des prähistorischen Sees, liegen noch die Reste der früheren Seeufervegetation, deren Fäulnisprozesse bis heute nicht abgeschlossen sind. Ab und zu steigen große Blasen mit Methangas auf, und das Gas gelangt von der Wasseroberfläche in die Atmosphäre. Solche Gasausstöße sind vor allem bei den Ölarbeitern auf den Bohrinseln gefürchtet. Der Umstand, dass immer noch Reste von Uferpflanzen in den flachen Gewässern des Schwarzen Meeres faulen, ist ein Indiz für eine dramatische Überflutung des früheren Uferstreifens durch einbrechende Wassermassen.

Der Einbruch des Wassers kam aus der Richtung des Mittelmeeres. Das Wasser drückte ins Marmara-Meer, dessen Wasserspiegel so weit anstieg, dass es sich einen Durchlass nach Norden suchte. Die Richtung der Flut von Süden nach Norden gilt als gesichert. Am Boden des Marmara-Meeres finden sich nur Sedimente mit Einschlüssen von Salzwassermuscheln. Es müssten sich auch Süßwassermuscheln nachweisen lassen, wenn der Wassereinbruch von Norden (vom früheren Süßwassersee aus) in Richtung Süden erfolgt wäre, wie russische Forscher noch in den 1980er Jahren annahmen. Von Süßwassermuscheln gibt es aber keine Spur im Marmara-Meer. Der Süßwassersee hat auch beim Abschmelzen der Eismassen der letzten Eiszeit keinen Zufluss bekommen, durch den er übergelaufen wäre. Noch vor rund 10 000 Jahren waren die Landschaften Zentralrusslands durch das Gewicht der Eismassen heruntergedrückt, während der eisfreie Süden wie eine Barriere höher gelegen war. Das Schmelzwasser lief ins Kaspische Meer und ins Nordmeer ab, nicht nach Süden; dies trug zur Erhöhung des Wasserspiegels des Weltmeeres, d. h. vom Nordmeer über den gesamten Atlantik durch die Gibraltarenge bis ins Mittelmeer, bei, ein Prozess, an dessen Ende die Große Flut stand.

Die aus dem Mittelmeer in den Süßwassersee herüberströmenden Salzwassermassen trafen mit solcher Wucht auf das Reservoir des Sees, dass sich meterhohe Wellen (Tsunami, wie wir sie von der Katastrophe in Südostasien im Dezember 2004 und in Nordostjapan im März 2011 kennen) aufbauten, die sich wie riesige Wälle bewegten, auf die Küstensäume zurasten und dort gewaltige Zerstörungen verursachten.

Die archäologischen Fundschichten lassen einen klaren Entwicklungssprung und damit eine deutliche Phasentrennung zwischen einer Periode vor und einer Periode nach der Flut (nach 6500 v. Chr.) erkennen (Bailey 2000: 39). Die Ansiedlung von Ackerbauern in Thessalien markiert den Beginn eines Wandlungsprozesses, der langfristig die Lebensgewohnheiten der Europäer und deren Kulturentwicklung bestimmte. Eine wesentliche Veränderung im Alltag der frühen Ackerbauern war die Einführung der Töpferei. Die älteste Tonware datiert in die Zeit um 6500 v. Chr.

Selbst wenn sich die Landschaft in Thessalien durch Fluteinwirkung nicht so dramatisch veränderte wie in der Region rings um den ehemaligen Süßwassersee, den Euxinos-See, wurden die Thessalier dennoch von den ökologischen Wandlungen in der Nachfolge der Großen Flut betroffen. Die Flut von ca. 6700 v. Chr. war nicht das einzige einschneidende Naturereignis, das die Umwelt Südosteuropas dramatisch veränderte. Es folgten bald darauf Klimaschwankungen, die erhebliche Herausforderungen an die Alteuropäer stellten. Mit diesen Herausforderungen fertigzuwerden, erforderte eine besondere Bereitschaft zur Anpassung an eine sich wandelnde Umgebung. Ein solche Bereitschaft haben die Menschen, die die Flut erlebten, entwickelt. Natürlich gibt es keine Zeitzeugnisse darüber, welchen Eindruck die Naturkatastrophe im Bewusstsein der Anrainer der Ägäis und des Schwarzen Meeres hinterlassen hat. Es gibt aber ein Medium, das durch die Jahrtausende hindurch seine Aktualität bewahren konnte und in dessen Erzählstoffen traumatische Ereignisse lebendig werden: Flutmythen.

Mythen sind ein Erzählstoff, der über viele Generationen tradiert wird. Eine wichtige Rolle spielt dabei unser Gedächtnis, denn das Erinnern hält sich nicht nur an Ereignissen selbst fest, sondern auch an der Art und Weise, wie darüber berichtet wird. Im individuellen Gedächtnis ist die Erinnerung an persönliche Geschehnisse gespeichert. Die Summe der Erinnerungen eines Individuums ist immer verschieden von der einer anderen Person, unabhängig davon, in welchem Umfang sich die Inhalte einzelner Erinnerungen überlappen. Auch Völker erinnern sich, nur ist dieses kol-

lektive Erinnern weitaus komplexer als bei Individuen. Die Summe der Inhalte, die im kollektiven Gedächtnis verankert sind, bezieht sich auf das Verhalten und Handeln von Individuen in verschiedenen Bezugsgruppen und Umgebungen. Dieses Bezugssystem kann man mit dem Ausdruck «Kultur» umschreiben. Das kollektive Erinnern macht das aus, was als kulturelles Gedächtnis bezeichnet wird (Assmann 2000), und zwar in einer elementaren, mündlich überlieferten Form und in schriftlichen Fassungen. Die Gesamtheit aller Mythen – in unserem Fall der Flutmythen – in mündlicher und schriftlicher Überlieferung ist überaus variantenreich.

In allen Zivilisationen am Schwarzen Meer, an der Ägäis und im Vorderen Orient sind Flutmythen überliefert. Die berühmteste aller Geschichten ist zweifellos der biblische Bericht über Noahs Flut (Genesis 6: 9–9: 17). Lange Zeit war man überzeugt, dass die Erzählung von der Großen Flut ein Lehrstück der Bibel wäre, eine erfundene Geschichte, die Stoff für vordergründiges Moralisieren bietet. Denn die von Gott gewählte Bestrafung der sittenlosen Menschen in ihrer alten Welt durch eine Flut, die alles auslöscht, passte gut in die Denkschablonen der Menschen der Antike, deren Verantwortungsbewusstsein für die Einhaltung gesellschaftlicher Normen mit farbenfrohen Horrorgeschichten geweckt wurde. Ernsthaft glaubte wohl keiner daran, dass Noahs Flut tatsächlich stattgefunden haben könnte.

In den 1920er Jahren ging die Nachricht von einer archäologischen Sensation um die Welt. Der britische Archäologe Charles Leonard Woolley, der die Ausgrabungen der alten Stadt Ur leitete, war auf eine mehr als drei Meter dicke Fundschicht aus Schlamm gestoßen, die unschwer als Anschwemmung zu erkennen war. Für Woolley bestand kein Zweifel: sein Fund war der Beweis dafür, dass Noahs Flut tatsächlich stattgefunden hatte. Und die Öffentlichkeit kaufte ihm diese Story ab. Das taten auch die Wissenschaftler, denn dem Zeitgeist entsprechend war es eine besonders ehrenvolle Aufgabe, archäologische Beweise für die Richtigkeit biblischer Geschichten zu erbringen, konnte man doch damit den Wahrheitsgehalt eines der kulturellen Eckpfeiler der abendländischen Kultur untermauern.

Dann aber – und zwar lange vor der Entdeckung der Schwarzmeerkatastrophe – hatten sich bei Altertumsforschern Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Woolleys Fluttheorie angemeldet. Es wurde bald klar, dass die Schlammschicht von Ur nicht das Ergebnis einer einzigen großen Flut, sondern mehrerer kleinerer war. Man fand heraus, dass es in Mesopotamien alljährlich zu Überschwemmungen gekommen war, die fruchtbaren Schlamm über die Flussufer ins Inland trugen. Kleinfluten waren sozusagen eine saisonale Erscheinung, die wohl kaum Anlass zu einer literarischen Dramatisierung wie dem Flutmythos der Bibel gegeben hätte. Es gab noch weitere Schwachpunkte in Woolleys Auffassung. Wie kann es sein, dass Flutmythen auch in Syrien und Palästina erzählt wurden, obwohl dort solche Naturereignisse unbekannt sind? Als Erklärung gab man an, die syrischen Flutmythen seien ein Kulturimport aus Mesopotamien.

Es gab aber noch andere Unstimmigkeiten, die den Forschern zu denken gaben, etwa bei der Lektüre des ältesten Flutmythos, der aufgezeichnet worden ist. Dies ist die in sumerischer Sprache verfasste Geschichte von Atrahasis. Der Titelheld Atrahasis ist das sumerische Pendant zum biblischen Noah. Im Flutmythos wird Atrahasis als Bürger der Stadt Šuruppak vorgestellt. Die Archäologen haben herausgefunden, dass die Anschwemmungen von Schlamm im Gebiet von Šuruppak jünger sind als die von Ur, und die Schicht ist nicht so dick wie dort. Dies bedeutet, dass eine der zahlreichen Überflutungen, die auch Šuruppak betrafen, weniger bedeutend war als die Flut von Ur. Wenn Atrahasis der Held der Großen Flut war, warum ist dann seine Geschichte nicht mit der alten Königsstadt Ur verknüpft, mit dem Ort also, wo tatsächlich eine größere Flut stattgefunden hat?

Schaut man genauer in den Text des Flutmythos, so scheinen weitere Widersprüchlichkeiten auf. Es heißt an einer Stelle: «Die Flut brüllte wie ein Stier; Schreiend wie ein wilder Esel [heulten] die Winde» («Atrahasis» III, OBV iii; zitiert nach Dalley 1998: 31). Die alljährlichen Überflutungen in Mesopotamien haben mit diesem Szenario wenig zu tun. Das Wasser dieser Fluten bewegte sich zwar hartnäckig vorwärts, aber es floss still dahin. Da gab es keine Sturmwellen, die die Erinnerung der Menschen nachhaltig beeindruckt hätten.

Aber die andere Große Flut, das wirklich mächtige Ereignis, bei dem monumentale Naturkräfte freigesetzt wurden, passt sehr gut zu dem schrecklichen Szenario, das in der Geschichte von Atrahasis ausgemalt wird. Der Durchbruch der Landbrücke am Bosporus um 6700 v. Chr. entfesselte tatsächlich unvorstellbare Kräfte. Das Tosen der rasch dahinschießenden Flut muss ohrenbetäubend gewesen sein, allein der Schub der Wassermassen ließ die Erde ringsum erzittern, und auf der anderen Seite, an den Ufern des Euxinos-Sees, müssen die riesigen Kaskaden herabstürzenden Wassers apokalyptischen Schrecken ausgelöst haben. Diejenigen, die rings um den Euxinos-See siedelten und überlebten, werden lange unter dem Einfluss dieser traumatischen Eindrücke gestanden haben. Die Geräuschkulisse, die die Tsunami-Wellen beim Auftreffen auf den Küstensaum hervorriefen, muss in der Tat den Eindruck des Brüllens wilder Tiere wachgerufen haben.

Setzt man den apokalyptischen Schrecken der Schwarzmeerkatastrophe in Bezug zu den Inhalten der alten Flutmythen, so wird klar: Das traumatische Ereignis der Großen Flut schlägt sich als ein Hauptmotiv des kulturellen Gedächtnisses irgendwann literarisch nieder. Und warum sollten die Sumerer in Mesopotamien, die lokale Fluten alljährlich erlebten, aus diesen vielen, weniger bedeutenden Ereignissen eine große Flut erfunden haben, die so verheerend war, dass die alte Welt zerstört wurde und eine neue entstand?

Gerade weil die Erinnerung an die Katastrophe so tief verwurzelt war, ist anzunehmen, dass diese Geschichte immer wieder erzählt wurde und dass der Erzählstoff von einer Generation zur nächsten überliefert wurde. Am Anfang der Überlieferung stand also das Memorieren des existenziellen Ereignisses. Erzählstoffe, die so eindrucksvoll sind, dass sie unentwegt in den Gedanken kreisen, immer wieder thematisiert und häufig vorgetragen werden, nehmen den Charakter von Memen an (Blackmore 1999: 40f.). Meme sind Gedächtnismuster, immer weiter verwendbare Bausteine der Legenden- und Mythenbildung. Das historische Ereignis der Flut von 6700 v. Chr. entfaltete über seine traumatischen Nachwirkungen erzählerische Ausdrucksformen, die sich zum Mem transformierten und schließlich als Mythos auskristallisierten.

Aus der Vielzahl von individuellen Geschichten zur Großen Flut filterte sich im Laufe der Zeit eine Hauptversion aus, in der gleichsam stereotype Merkmale die individuellen Aspekte ersetzten. Die narrativen Strategien in einem Mythos zielen auf Typisierung ab (Harvilahti 2000). Alles, was über Personen und deren Erlebnisse erzählt wird, nimmt den Charakter eines kollektiven Erklärungsmechanismus an. Die Handlung des Geschehens wird zum Stereotyp und kann dann nach Belieben zum Beispiel als Instrument moralischer Unterweisung eingesetzt werden. So auch in der biblischen Variante von Noahs Flut. Der Kern eines Flutmythos mag historisch sein, aber im Mythos wird das Geschehen zeitlos typisiert. Dies gilt für die schriftlichen Fassungen eines Mythos in den verschiedenen Zivilisationen wie für die unzähligen mündlichen Varianten. Die Version des biblischen Flutmythos ist ohne Zweifel diejenige Variante, die weltweit am erfolgreichsten ist.

Es ist so gut wie unmöglich, die Urfassung eines Flutmythos zu rekonstruieren. Denn in dem Maße, wie neue Versionen eines Erzählstoffes entstehen, verschwinden ältere Fassungen, und das in einem Zeitraum von mehreren tausend Jahren. Insofern ist die Erwartung, eine mögliche Verknüpfung des mythischen Flutmotivs mit Erinnerungsfragmenten zu tatsächlich stattgefundenen Ereignissen aufzudecken, eine Utopie.

Dennoch: In den Flutmythen Mesopotamiens, des Nahen Ostens und Griechenlands fallen zahlreiche Parallelen auf: «(...) die Flutmythen der semitischen Kulturen Westasien und der indoeuropäischen griechischen Kultur zeigen beachtliche, bis ins Detail gehende Übereinstimmungen mit den Geschichten aus Mesopotamien. Außerdem enthalten sie die beiden Motive des Überflutens von Bergen und des Durchbruchs eines Sees. Das Motiv des Seedurchbruchs könnte sich auf verschiedene Örtlichkeiten sowohl in Griechenland als auch in der Türkei beziehen, aber die Mutter der Legende könnten Superfluten gewesen sein, die zwischen dem Schwarzen Meer, dem Marmara-Meer und der Ägäis durchgebrochen sind» (Oppenheimer 1998: 261).

Phase 3: Die formative Periode Alteuropas (6. Jahrtausend v. Chr.)

Das ökologische Gleichgewicht in der Schwarzmeerregion veränderte sich mehrfach, teilweise drastisch als Folge der Großen Flut, teilweise in Intervallen aufgrund späterer Klimaschwankungen. Die Auswirkungen dieser Naturereignisse schlugen sich im Landschaftsbild, im Gepräge der Siedlungen und in den lokalen Wirtschaftsformen nieder. Wir haben es im 7. und 6. Jahrtausend v. Chr. auch mit weitreichenden Veränderungen des Kulturmilieus zu tun. Insgesamt mutet die Aufeinanderfolge der Geschehnisse wie eine dynamische Kettenreaktion an.

Die Flut veränderte unmittelbar das Landschaftsbild, die vergrößerte Wasserfläche des neu entstandenen Meeres steigerte die Verdunstung und hatte Einfluss auf die Regenmengen, als Langzeitfolge stellte sich eine Klimaschwankung ein, und zwar eine drastische Abkühlung, die einige Jahrhunderte später in ihr Gegenteil, eine Wärmeperiode umschlug. Die Intensität, mit der Ackerbau betrieben wurde, war je nach Klima unterschiedlich. Die Lebensweisen passten sich dem allgemeinen Vegetationsrhythmus an, und die kulturellen Bedürfnisse verfeinerten sich mit jeder Schwankung des ökologischen Gleichgewichts.

Die Große Flut war eine Ökokatastrophe, aber auch nach der Flut – genauer gesagt: als Folge der Flut – kam es zu durchgreifenden, wenn auch weniger dramatischen ökologischen Umwälzungen. Der Prozess der globalen Klimaerwärmung, der ungefähr vor 12 500 Jahren einsetzte, hielt noch einige Zeit nach der Flut an. Dann aber sorgten Klimaschwankungen für weitere Veränderungen, mit nachhaltigen Auswirkungen auf die na-

türliche Umwelt Südosteuropas. Nur wenige Jahrhunderte nach der Flut kühlte sich das Klima merklich ab.

Um 6200 v. Chr. setzte eine «kleine Eiszeit» (bzw. Nacheiszeit) ein. Dieses Ereignis ist bei Archäologen und Klimaforschern als «8200 BP climate event» (‹das klimatische Ereignis 8200 vor der Jetztzeit›) bekannt. Abrupte Klimaschwankungen «treten auf, wenn das Klimasystem gezwungen ist, eine bestimmte Schwelle zu überwinden, wodurch ein Übergang in ein neues Stadium ausgelöst wird, und zwar mit einer Dynamik, die vom System selbst bestimmt wird, und die ist stärker als der Auslöseprozess» (Alley et al. 2003: 2005). Auf die kleine Eiszeit jener Periode wurden Forscher bei der Untersuchung von Bohrkernen aus den Eisschichten in Grönland und von Sedimentschichten aus dem bayrischen Ammersee aufmerksam.

In der Schwarzmeerregion und insbesondere in Südosteuropa hatte das kältere Klima direkte Folgen für die Entwicklung des Siedlungsmilieus der Ackerbauern: Es hemmte die Verbreitung des Ackerbaus, nur wenige neue Siedlungen entstanden. Solange die Kälteperiode anhielt, blieb die Kultivation von Nutzpflanzen auf Gebiete südlich der Donau beschränkt. In Anatolien war die Verschlechterung der klimatischen Bedingungen noch drastischer als in Europa. Die feuchten Niederungen rings um Çatalhöyük – die um 7400 v. Chr. gegründete, nach Jericho zweitälteste Stadt der Alten Welt – trockneten aus, ebenso die in der Nähe der Stadt bebauten Felder. Als Folge dieser Entwicklung wurde Çatalhöyük um 6000 v. Chr. von seinen Bewohnern verlassen.

Die Kälteperiode dauerte bis um 5800 v. Chr. an. Dann erfolgt eine erneute Schwankung, die kleine Eiszeit endete in einer Periode schlagartiger Erwärmung. Die Menschen, die an den Küsten des Schwarzen Meeres lebten, und auch die, die weiter im Inland siedelten, erlebten innerhalb weniger Generationen einen radikalen Wandel ihrer natürlichen Umgebung. Dort wo während der Kälteperiode Mischwälder wuchsen, breitete sich nun Gras- und Buschland aus. Dies hatte weitreichende Folgen für die Verbreitung des Ackerbaus. Hatte in der kalten Periode der Waldbestand ein rasches Ausbreiten gehemmt, so boten in der warmen Periode Wiesen und Weiden gute Voraussetzungen für die Bodenbebauung.

In der Tat folgte die Erschließung Südosteuropas durch Ackerbauern und somit die Kulturentwicklung der Region dem Rhythmus dramatischer Klimaereignisse:
- der Großen Flut um 6700 v. Chr.;
- der Mini-Eiszeit zwischen ca. 6200 und 5800 v. Chr.;
- der rapiden Erwärmung um 5800 v. Chr.

Daraus leiten sich für unsere weitere Darstellung grundsätzliche Fragen ab: Wie stellten sich die Menschen mit ihren Lebensweisen auf die sich verändernde Umwelt ein? Mussten sie vertraute Wirtschaftsformen aufgeben und neue Lebensweisen entwickeln, weil das Klima sich verschlechterte? Konnten sie in der alten Heimat bleiben oder mussten sie in klimatisch günstigere Gebieten abwandern? Waren die Menschen in der Lage, flexibel auf Veränderungen zu reagieren und Probleme durch verbesserte Technologien zu lösen? Welche Technologien wurden insbesondere entwickelt? Wie hat sich aus dem technologischen Innovationsschub das entwickelt, was man «Zivilisation» nennt?

Die Entwicklungsdynamik im europäischen Kontext wird von der Art und Weise bestimmt, wie die Alteuropäer, die Europäer der neolithischen Ära, mit dem Agrarpaket umgingen, das die Erstsiedler aus Anatolien nach Thessalien transferiert hatten. Symptomatisch für die Loslösug von der traditionellen Wirtschaftsform des Wildbeutertums war die Anpassung der Agrartechnologie an lokale Umweltbedingungen (s. u.). Es scheint, dass sich bereits die Neusiedler aus Anatolien den Gegebenheiten ihrer neuen Heimat westlich der Ägäis anpassten und bestimmte Traditionen ihres Herkunftsgebiets gar nicht erst eingeführt haben. So gibt es auf europäischer Seite kein Pendant zum Grundriss einer städtischen Siedlung wie Çatalhöyük mit ihren Wand an Wand errichteten, verschachtelten Häuserkomplexen, deren Wohnbezirke über Leitern durch eine Öffnung auf dem Dach zu erreichen waren (Stevanovic 2006). Die materielle Hinterlassenschaft von Çatahöyük «war Teil einer verschiedenen, nicht indoeuropäischen Kultur» (Duhoux 1998: 31).

Der Grundriss der frühen Siedlungen in Thessalien zeigt, dass hier freistehende rechteckige Häuser errichtet wurden, deren Türen in die Seitenwände eingelassen waren. Die Unterschiede zwischen den elementaren architektonischen Formen Anatoliens und Thessaliens mögen darauf beruhen, dass Einwohner von Çatalhöyük an der Migration nach Europa nicht beteiligt waren und somit auch die speziellen Formen der lokalen Stadtanlage nicht transferiert wurden. Vielleicht haben aber die Migranten aus Anatolien von Anbeginn die Bauweise ihrer neuen Heimstätten in Thessalien den Materialien und den Landschaftsformen angepasst, in denen sie nun siedeln wollten (Perlès 2001).

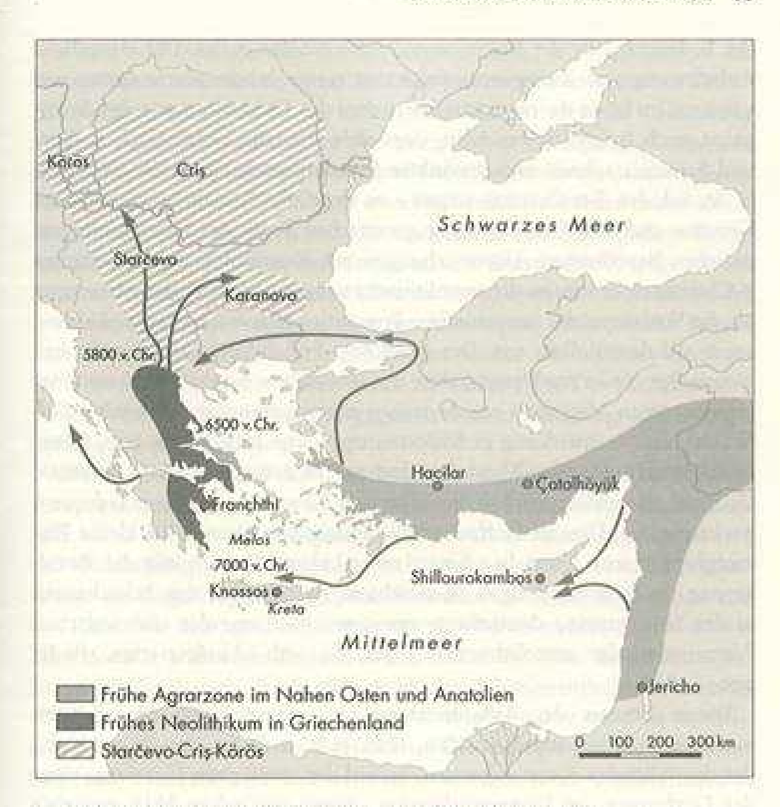
Die Bewohner Thessaliens erkundeten auch die Region im Norden der Kulturlandschaft, die sie sich geschaffen hatten. Es gibt zwei geographische Korridore, die eine verkehrstechnische Verbindung zwischen dem nördlichen Griechenland durch Bulgarien bis ins Donautal bieten. Dies

sind die Flusstäler des Vardar und der Morava, die in nord-südlicher Richtung verlaufen. Der Vardar entspringt in Makedonien, läuft nach Süden und mündet in die Ägäis, in den Thermaischen Golf westlich der Halbinsel Chalkidike. Auch die Morava entspringt in Makedonien, fließt allerdings nach Norden, durch Serbien bis an die mittlere Donau, wo sie östlich von Belgrad einmündet.

Entlang dieser Korridore entstanden weitere neolithische Siedlungen. «Es mag einige begrenzte Bewegungen von Ackerbaupionieren gegeben haben, die entlang den beiden Hauptkorridoren wie den Tälern des Vardar und der Morava auszogen, aber bei jeder Etappe muss es zu Kontakten mit einheimischen Wildbeutern gekommen sein» (Cunliffe 2008: 104). Und über das Flusstal der großen Wasserstraße, der Donau, weitet sich das Siedlungsnetz bis nach Bulgarien und Rumänien aus (Abb. 6).

Die Kontakte zwischen Mesolithikern und Neolithikern müssen überwiegend friedlich verlaufen sein, denn sonst könnte man sich nicht erklären, wieso die einheimischen Alteuropäer, die mesolithischen Jäger und Sammler, nach einiger Zeit das «Agrarpaket» annahmen und selbst zu Ackerbauern wurden. Es ist denkbar, dass es über einen anfänglichen Warenaustausch zwischen Wildbeutern und Ackerbauern zu Sozialkontakten kam, in deren Verlauf sich Ackerbauern aus dem Süden Frauen aus dem Norden nahmen, bikulturelle Familien gründeten, und die Verwandten aus dem Norden mehr und mehr mit agrarischer Lebensweise vertraut wurden. Hinweise auf Kohabitate von Ackerbauern und Wildbeutern aus dem frühen Neolithikum gibt es für einige Regionen Südosteuropas (Budja 2005: 59 f.). Eine recht detaillierte Rekonstruktion der Lebensbedingungen in gemischt-ethnischen Siedlungszonen ist für das Kontaktareal im Baltikum erarbeitet worden, wo ostseefinnische Wildbeuter mit baltischen Ackerbauern bereits um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. interagierten (Zvelebil 2008: 52 ff.).

Bei ihren Erkundungen stellten die Thessalier bald fest, dass es bei der Erschließung neuen Ackerlands auch darum ging, sich den Bedingungen in anderen Klimazonen anzupassen. In der Region des heutigen Bulgarien herrschte ein viel feuchteres Klima als in Thessalien. Offenbar war die Kunde von Pflanzenkultivation und Viehhaltung bereits im 7. Jahrtausend v. Chr. zu den Alteuropäern gedrungen, und zwar als Ideentransfer. Denn als die Thessalier mit den Einheimischen weiter im Norden Kontakt aufnahmen, hatten diese bereits den Hund domestiziert, sie hatten außerdem begonnen, Haselnusssträucher anzubauen und Wildschweine an bestimm-



6 Ausbreitung des Ackerbaus in Südosteuropa (nach Cunliffe 2008: 102)

ten Plätzen als Fleischreserve zu halten (Cunliffe 2008: 89). Die Haselnuss (Corylus avellana) ist sehr nahrhaft und diente womöglich den Wildbeutern saisonal als wichtige Nahrungsquelle. Die Verbreitung dieser Pflanzenart war nach dem Kälteschock von 6200 v. Chr. stark zurückgegangen. Mit der zunehmenden Erwärmung (nach 5800 v. Chr.) verbreitete sich die Haselnuss aber wieder merklich, und dies wurde von den Mesolithikern Alteuropas genutzt.

Zu den ältesten Siedlungen nördlich von Griechenland gehören solche im Flusstal des Azmar im südlichen Bulgarien, unter anderem das vielleicht noch vor 6200 v. Chr. gegründete Karanovo, das von entscheiden-

der Bedeutung für die Kulturentwicklung werden sollte. Der eigentliche Aufschwung von Karanovo erfolgt erst einige Jahrhunderte später, um 5800 v. Chr. Es ist davon auszugehen, dass die Thessalier zwar das Agrarpaket nach Bulgarien brachten, dass sich aber die einheimischen Jäger und Sammler schnell und produktiv akkulturierten. Auch die Genprofile der lokalen Bevölkerung zeigen eine deutliche Abnahme anatolischer Genome und eine Dominanz der genetischen Typik der lokalen alteuropäischen Bevölkerung. Untersuchungen zur Kontinuität des männlichen Y-Chromosoms weisen die mesolithischen Jäger und Sammler Alteuropas als die Vorfahren der neolithischen Populationen mit agrarischer Lebensweise auf dem Balkan aus. Der genetische Fußabdruck der anatolischen Neusiedler bleibt im Wesentlichen auf Thessalien beschränkt. Von einer großräumigen Migration aus Anatolien mit sogenannter «demischer Diffusion» als Nachwirkung in Südosteuropa kann keine Rede sein. Genetische Spuren der Neu-Thessalier sind nur in geringen Prozentsätzen im Genpool der einheimischen Bevölkerung Bulgariens und Makedoniens nachzuweisen. Dies sind offenbar die genetischen Spuren, die kleine Pioniergruppen aus Thessalien hinterlassen haben, die sich mit der Bevölkerung im östlichen Balkan vermischten. Im Genpool der Ackerbauern in der Balkanregion dominieren ansonsten die Gene der einheimischen Alteuropäer, der mesolithischen Jäger, die sich akkulturierten (Budja 2005: 58 f.).

Dieser Prozess der Akkulturation der einheimischen Mesolithiker, aus denen Ackerbauern wurden, lässt sich auch an der Entwicklung der darstellenden Kunst erkennen. Im Stil der weiblichen Figurinen, einer der Leitformen der Donauzivilisation, zeigen sich schon bald regionale Unterschiede, die darauf hinweisen, dass sich die Ästhetik der einheimischen Alteuropäer abkoppelt von den künstlerischen Vorgaben der aus Anatolien eingewanderten Thessalier. «Während nämlich in Thessalien Frauenstatuetten, deren Arme unter oder auf die Brüste gelegt sind, relativ häufig vorkommen – ein Darstellungstyp, der auch in Anatolien und in Vorderasien geläufig ist –, fehlen solche Figurinen im Balkan. ... Mit dem Mittelneolithikum, d. h. um die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr., ist in ganz Südosteuropa ein formaler Wandel der Figuralplastik festzustellen. ... Es handelt sich um eine stehende Gestalt mit stark stilisiertem Körper» (Hansen 2004: 194). Dies deutet darauf hin, dass die einheimischen Alteuropäer auf ihre ganz eigene Art mit dem Agrarpaket aus dem Süden umgehen, eben auch mit der künstlerischen Tradition.

Schon bald machten sich die Alteuropäer daran, mit dem Saatgut der Nutzpflanzen und vor allem mit der Domestizierung einheimischer Tierarten zu experimentieren. Es lag nahe, solche Tierarten für die Viehhaltung nutzbar zu machen, die den lokalen klimatischen Bedingungen angepasst waren. Die Knochenfunde der aus dem Süden importierten domestizierten Rinder nehmen in den Siedlungen nördlich von Griechenland drastisch ab, und stattdessen vermehren sich die Knochenfunde einheimischer Tierarten. Die Alteuropäer experimentierten mit der Domestizierung der einheimischen Auerochsen. Genetische Untersuchungen von Rinderknochen des Neolithikums haben ergeben, dass die Alteuropäer einheimische Rinder mit den aus Anatolien herübergebrachten Rassen der frühen Ackerbauern Thessaliens gekreuzt haben (Anthony 2007: 138). Die Nachkommen waren offensichtlich resistenter gegen schlechte Witterung und weniger anfällig gegen Krankheiten.

Wie lange der Prozess der Transformation des Agrarpakets bei den Alteuropäern gedauert hat, ist bislang nicht näher bekannt. Am Ende jedenfalls stand die Verselbständigung der Kultivation von Nutzpflanzen und der Viehhaltung. Die domestizierten Tierarten waren sämtlich einheimisch: die Ziege (capra hircus), das Schwein (sus scrofa domesticus) und das Rind (bos taurus) (Budja 2007: 197). «Damit nimmt die etwa zwei Jahrtausende währende Periode früher ackerbaulicher Zivilisation, bekannt als die Periode der beiden ‹goldenen› Jahrtausende, ihren Anfang. Die Kultur dieser frühesten Hersteller materieller Güter auf dem europäischen Kontinent ist laut archäologischer Chronologie mit der Jungsteinzeit (dem Neolithikum) und der Kupfersteinzeit (dem Chalkolithikum) verbunden» (Nikolov 2007 a: 7).

Die Klimaerwärmung, die 5800 v. Chr. einsetzte, begünstigte die rasche Verbreitung des modifizierten Agrarpakets. Diejenigen, die die Technologie der Pflanzenkultivation, der Viehhaltung und agrarische Lebensgewohnheiten im gesamten Balkanraum und in den Gebieten nördlich der Donau (Südungarn, Transilvanien, Moldawien und südliche Ukraine) verbreiteten, waren nicht die Nachkommen der ersten Ackerbauern aus Thessalien, sondern akkulturierte einheimische Jäger und Sammler, die sich daran gewöhnten, in festen Siedlungen zu leben, und die Ackerland erschlossen. Von kleineren, lokalen Migrationen abgesehen, war für die Verbreitung des Ackerbaus keine Wanderbewegung verantwortlich, sondern die Diffusion der Agrartechnologie bei immer mehr lokalen Jäger- und Sammlergruppen, die die Vorteile erkannten und sich flexibel der neuen Lebensweise anpassten (Sériadès 2007). Ländereien, die sich für den Feldbau

eigneten, gab es reichlich, und innerhalb weniger Jahrhunderte hatte sich der Ackerbau in ganz Südosteuropa verbreitet.

Eine einzige größere Migration gab es doch, aber das war eine europäische Binnenmigration. Um 5500 v. Chr. machten sich einige Bevölkerungsgruppen auf und migrierten vom Nordwesten des Schwarzen Meeres bis nach Mitteleuropa und in den Nordosten Frankreichs (Zvelebil 2001: 6 ff.). Dort ließen sie sich nieder, gründeten Siedlungen und betrieben Feldbau. Dies waren eigentliche Kolonisten, die den Ackerbau in Mitteleuropa verbreiteten. Im heutigen Mitteldeutschland lebten immigrierte Ackerbauern und einheimische Wildbeuter eine Zeitlang in Nachbarschaft. Ob die einheimischen Jäger den Fremdlingen feindselig gegenüber standen oder friedlich mit ihnen Tauschhandel betrieben, bleibt noch näher zu erforschen.

Man hat in Talheim ein Massengrab gefunden, in dem 34 Leichen lagen, davon 16 Kinder. Alle starben ganz eindeutig eines gewaltsamen Todes. Sie wurden erschlagen und einige von hinten mit Pfeilen erschossen. Wurde hier eine ganze Ackerbauer-Sippe von Jägern niedergemacht, die um ihre Jagdreviere fürchteten, oder haben landnehmende Ackerbauern Jäger umgebracht, die ihnen kein bebaubares Land überlassen wollten? Wie auch immer, die Neuankömmlinge wurden nicht vertrieben, sondern ihre Siedlungen konnten sich kontinuierlich entwickeln. Nach der typischen Verzierung ihrer Tongefäße wird die Kulturstufe dieser Ackerbauern aus dem Süden Bandkeramik genannt (genauer auch: Linearbandkeramik, LBK) (Cunliffe 2008: 105 ff.).

Einige ältere Forschungshypothesen besagten, dass die Bandkeramiker aus Anatolien nach Europa gekommen seien und sehr bald nach ihrer Ankunft direkt bis nach Mitteleuropa weiterwanderten. Das sind abenteuerliche Spekulationen, die aus verschiedenen Gründen unhaltbar sind. Einerseits entsprechen die Genprofile der Bandkeramiker, die man aufgrund der DNA-Analyse ihrer Knochen ermittelt hat, nicht denen der anatolischen Bevölkerung. Es gibt noch einen anderen Grund, weshalb es nicht sinnvoll ist, die Heimat der Bandkeramiker in Kleinasien zu suchen: Die Pioniere aus dem Süden brachten ihr Vieh mit und führten die Milchwirtschaft ein. In einem Schub beschleunigter Evolution hatten diese frühen Ackerbauern – als Folge der Sesshaftigkeit und Viehhaltung ihrer Vorfahren – innerhalb eines Zeitraums von einigen Dutzend Generationen eine Laktosetoleranz entwickelt. Laktosetoleranz ist bei den Menschen in Anatolien nicht besonders entwickelt; dort sind es nur 40% oder weniger. In Mitteleuropa dagegen liegt die Milchzuckerverträglichkeit bei Erwachsenen bei über 80%. Man nimmt an, dass die Bandkeramiker aus einer Region nordwestlich des Schwarzen Meeres abgewandert sind, deren geographische Umrisse die westliche Ukraine und Teile Ungarns einschließen. Dies ist die Ursprungsregion für die Entwicklung einer verstärkten Laktosetoleranz. Die Bandkeramiker waren also einheimische Europäer wie die Jäger, mit denen sie lernten, als Nachbarn zu leben, bis diese sich schließlich akkulturierten.

An einigen Plätzen Südosteuropas kann man den Übergang vom Stadium des Wildbeutertums zum frühen Neolithikum an den Hinterlassenschaften aus beiden Entwicklungsphasen verfolgen. Der bekannteste Ort ist Lepenski Vir im Donautal im Grenzgebiet zwischen Serbien u nd Rumänien. Lepenski Vir liegt auf der serbischen Seite der Donau, dort wo der Fluss die Felsformationen am sogenannten Eisernen Tor durchschneidet. Das Stadium der mesolithischen Kulturstufe wird für diese Region in den Zeitraum zwischen 9300 und 7200 v. Chr. datiert. Im 8. Jahrtausend v. Chr. haben hier Jäger und Sammler eine Kultstätte errichtet.

Charakteristisch für die Bauweise sind trapezförmige Grundrisse. Bei den Gebäuden handelt es sich um Behausungen, die offensichtlich nur saisonal bewohnt waren, außerdem gesondert abgegrenzte Sektionen mit Plattformen. Die Anlage lässt deutlich erkennen, dass hier ein Kultzentrum bestand, an dem sich die Jäger und Sammler der Region zu bestimmten Anlässen trafen, für die Durchführung von Zeremonien und rituellen Handlungen. Der Ackerbau gelangte gegen Ende des 7. Jahrtausends v. Chr. in die Landschaft am Eisernen Tor, und domestizierte Rinder sind für die Zeit zwischen 5900 und 5800 v. Chr. nachgewiesen (Borić/Dimitrijević 2007).

Zu den Charakteristika der mesolithischen Kultur von Lepenski Vir gehören rund einen halben Meter hohe anthropomorphe Steinskulpturen mit zoomorphen Merkmalen, mit Mäulern und Augen von Fischen (Abb. 7).

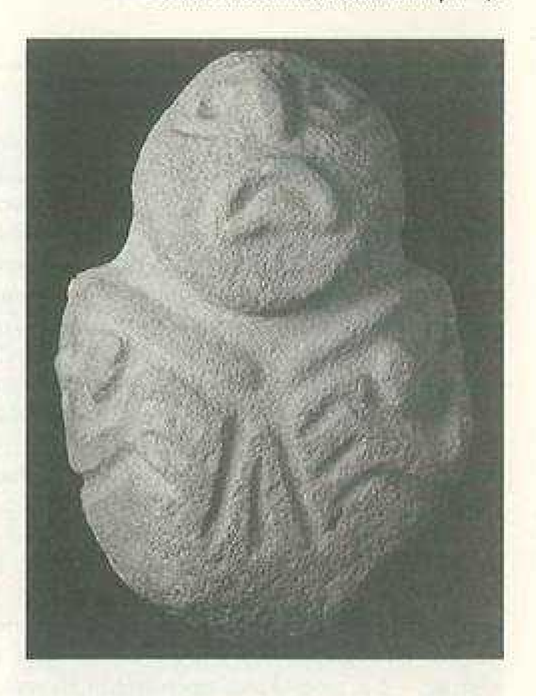
Wie lässt sich die Exotik der Kunst von Lepenski Vir deuten? Unter anderem ist die Annahme geäußert worden, es handele sich bei diesen steinernen Monumenten um materialisierte Formen von Erinnerungsfetzen an traumatische Ereignisse, die sich im Zusammenhang mit dem Klimasturz von 6200 v. Chr. abgespielt hatten (Bonsall et al. 2002: 1 ff.). In jener Zeit ist es zu verheerenden Überflutungen der Talregion der Donau am Eisernen Tor gekommen (trotz Flussregulierungen geschieht dies mit dramatischen Folgen bis heute immer wieder, zuletzt beim großen Donauhochwasser

Ende 2010, bei dem Zehntausende Menschen aus überfluteten Gebieten evakuiert wurden). Die Künstler von Lepenski Vir hätten sich demnach an einer mythopoetischen Ausdeutung der ungezügelten Naturgewalten versucht, die sich in skurrilen Monsterskulpturen manifestierte. Noch lange nach dieser Naturkatastrophe erinnerten die steinernen «Zeitzeugen» die Menschen von Lepenski Vir an die Unruhe der Flussgeister und an das dadurch hervorgerufene Leid ihrer Ahnen.

Die um 5800 v. Chr. einsetzende Wärmeperiode zeitigte insgesamt positive Wirkungen für die Ökologie Südosteuropas, und im Verlauf des 6. Jahrtausends v. Chr. wurden Hunderte von Siedlungen gegründet, von denen einige in der Folgezeit überregionale Bedeutung erlangen sollten. Dazu gehören Karanovo in Bulgarien, Turdaş in Transilvanien und Vinča in Serbien. Zeitgleich mit dieser Periode einer rasanten Ausweitung des Siedlungsgebiets der Ackerbauern in Südosteuropa ist in Anatolien eine Schrumpfung der Siedlungen zu beobachten. Symptomatisch für die dortige Situation ist die Austrocknung des Ackerlands um die Stadt Hacilar, die ca. 5500 v. Chr. von ihren Bewohnern aufgegeben wurde. Die Entwicklung in Anatolien stagnierte, während die Agrargesellschaft Europas zum Sprung auf eine fortschrittliche Kulturstufe ansetzte, zur Entfaltung einer Hochkultur, wie sie es damals nirgendwo sonst in der Alten Welt gab.

Balkanisch-anatolische Parallelen: Klima- und Siedlungsentwicklungen im Überblick

7500 v. Chr.	Siedlungen mit agrarischer Bevölkerung: in Anatolien (Çatalhöyük)in der Ägäis (Knossos auf Kreta)in Südosteuropa (Sesklo in Thessalien)
6500 v. Chr.	Erweiterung der Siedlungen in der Balkanregion (Achilleion, Starčevo, Nea Nikomedeia)
6700 v. Chr.	die Schwarzmeerflut und die Flut in Thessalien (?)
6200 v. Chr.	Klimasturz und Beginn der «Nacheiszeit»; Stagnation in der Siedlungsaktivität
6000–5500 v. Chr.	Trockenperiode in Anatolien: Traditionsreiche Siedlungen wie Çatalhöyük und Hacilar werden aufgegeben
5800 v. Chr.	radikale Klimaerwärmung; Expansion agrarischer Siedlungen in Südosteuropa
5500–5000 v. Chr.	formative Periode der Donauzivilisation: Aufbau eines Handelsnetzes über die Wasserstraßen; Beginn der Metallverarbeitung; Entwicklung visueller Kommunikationssysteme, u. a.



7 Mesolithische Steinskulptur aus Lepenski Vir, 7. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas 1991, Tafel 23)

Eine Bedrohung durch Flutkatastrophen blieb auch weiterhin bestehen. Bohrungen in die Sedimentschichten auf dem Boden des Schwarzen Meeres, rund 35 km vor der Schwarzmeerküste Bulgariens, haben den Nachweis erbracht, dass im Küstensaum um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. Wald gerodet und Äcker bestellt wurden. Schwankungen des Meeresspiegels haben zur Überflutung von fruchtbarem Ackerland geführt. Die Bewohner der Küstenregion waren gezwungen, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen, und «... vielleicht zogen sie von den heute überfluteten Siedlungsplätzen in eine trockene, häufig windige kontinentale Ökozone mit teilweise fruchtbaren Landstrichen wie Varna» (Chapman 2009: 76 f.). Die materielle Hinterlassenschaft dieser Flutflüchtlinge, die neue Siedlungen im Inland aufbauten, weist auf Charakteristika der Hamangia-Kultur (s. S. 51).

Die Entstehung der Regionalkulturen

Wenn im Folgenden von «Alteuropa» bzw. von der «Donauzivilisation» die Rede ist, so sind dies übergreifende Begriffe, die sich auf Populationen mit gleichgerichteten ökonomischen Interessen, mit überregionalen Kommunikations- und Wertesystemen, mit ähnlicher materieller Kultur und Kultursymbolik beziehen. Alteuropa als Interaktionsraum setzt sich zusammen aus mehreren regionalen Kulturprovinzen: (1) Vinča (in Serbien, Bosnien, Albanien, Kosovo, Südungarn), (2) Karanovo (Bulgarien, Makedonien), (3) Cucuteni (Rumänien), (4) Trypillya/Tripyllia bzw. Tripolje (Ukraine), (5) Tisza und Lengyel in Ungarn. Die Regionalkulturen selbst bleiben nicht einheitlich, sondern gliedern sich in der chronologischen Abfolge in weitere Kulturstufen mit Sonderentwicklungen aus: Turdaş, Hamangia, Gumelniţa, Suvorovo, Dimini, Petreşti, Butmir (Abb. 8).

Das Eigenprofil der regionalen Kulturprovinzen ist an den Stilformen der Gebrauchskeramik und der darstellenden Kunst zu erkennen. Zu den Leitformen für die Kulturentwicklung gehören Figurinen (Statuetten) und drei- oder vierfüßige Kleinaltäre (s. Kap. 4). Jede der Regionalkulturen bietet charakteristische Variationen der Leitformen. Typisch für die religiöse Ikonographie der Vinčaregion sind zum Beispiel Figurinen mit hybriden – d. h. sowohl anthropomorphen als auch zoomorphen – Merkmalen. Dies sind weibliche Statuetten mit Vogelköpfen. Zu den charakteristischen Kunstformen der Karanovo-Kultur gehören dagegen fettleibige Figurinen, mit stummelhaften Köpfen ohne Gesichtszüge. Die Figurinen von den Fundstätten der Cucuteni-Trypillya-Kultur wiederum sind stark schematisierte Idole, die in ihrer abstrakten Formgebung den Kykladenidolen ähneln.

Variantenreich ist auch die Ornamentik der Keramik. Ein breites Spektrum dekorativer Motive ist in allen Regionen vertreten, darüber hinaus sind aber regionale Vorlieben für bestimmte Motive erkennbar. Beispielsweise wird das weit verbreitete Spiralmotiv im Dekor der Cucuteni-Keramik in komplexen Reihenmustern verwendet, eine ornamentale Technik, die für Gefäße aus der Karanovo- oder Vinčaregion nicht typisch ist. Eine Leitform der Vinča-Kultur sind Gefäßdeckel in Gestalt eines Eulenkopfes. Solche Deckelformen sind aus Karanovo oder Cucuteni nicht bekannt.



8 *Die Kulturareale der Donauzivilisation (nach Gimbutas 1991: 53)*

Vinča

In die Zeit um 5500 v. Chr. datiert die Gründung von Vinča südlich von Belgrad. Vinča wurde auf einer hohen Böschung am südlichen Donauufer angelegt. Damit war die Siedlung vor saisonalem Hochwasser geschützt. Ihre bescheidenen Anfänge lassen kaum erahnen, dass dieser Ort in der Folgezeit die kulturelle Entwicklung im gesamten Balkanraum maßgeblich beeinflussen sollte. Die verkehrstechnische Lage von Vinča ist ideal, denn die Donau bildet mit ihren Nebenflüssen die Hauptschlagader eines riesigen Areals: «Die Vinča-Gruppe umfasst in allen Entwicklungsphasen die zentralen Teile der Balkanhalbinsel und das südöstliche Pannonien.

Ihr Territorium umfasst alle Gebiete, die zu dieser Zeit und auch heute noch die kürzeste Verbindung zwischen Südost- und Mitteleuropa waren und sind, sowie die Gebiete zwischen der breiteren Zone des westlichen Schwarzen Meer-Raumes und des Ostalpengebiets» (Brukner 2002: 66). Die günstigen Bedingungen für die Einflussnahme der Vinča-Kultur betrafen die Regionalwirtschaft ebenso wie die Bewegung von Menschen und Handelsgütern. Innovationen, die sich von der Vinča-Region aus verbreiteten, erreichten in kürzester Zeit die Nachbargebiete und – mit Verzögerung – auch die Peripherien (z. B. Montenegro im Südwesten oder Moldawien im Osten).

So wie Euphrat und Tigris die Verbindungen unter den sumerischen Stadtstaaten herstellten und der Nil die Siedlungen Ägyptens miteinander verband, so schufen und garantierten die Donau und ihre Nebenflüsse den Zusammenhalt des alteuropäischen Wirtschafts- und Kulturraums. Das günstige Verkehrsnetz über die Wasserstraßen förderte in besonderem Maße den Warenaustausch und die Verbreitung technologischer Innovationen, und für beides spielte Vinča eine zentrale Rolle.

Vinča wurde namengebend für einen ganzen Kulturkomplex und für einen kulturchronologischen Entwicklungshorizont in der Zeit zwischen ca. 5500 und ca. 4100 v. Chr.: «Die Vinča-Kultur war mit Sicherheit die am weitesten entwickelte Kultur auf dem Balkan und in Südosteuropa, außerdem diejenige mit der längsten Tradition und der größten flächenmäßigen Ausdehnung. Eine ganze Reihe von regionalen Gruppen in dem Gebiet sind genealogisch und kulturell mit Vinča verbunden» (Garašanin 1998: 65).

Von der Vinča-Kultur entscheidend geprägt wurden die Regionalkulturen in Thrakien, im Küstengebiet der nördlichen Ägäis, in Thessalien, in Muntenien und Oltenien (Rumänien). Zu den lokalen Kulturtraditionen, die vom Vinča-Komplex überlagert und integriert wurden, gehört auch das Areal von Transsilvanien, wo die älteste Kulturschicht auf die Periode von Starčevo-Criş zurückgeht (Maxim 1999). Der Einfluss von Vinča reichte im Norden bis ins Tal der Tisza (Ungarn).

Charakteristische Leitformen der Vinča-Kultur sind Figurinen, amphorenartige Gefäße mit verzierten Deckeln und bestimmte Typen von Keramik (Abb. 9).



9 Typische Figurine der Regionalkultur von Vinča (nach Gimbutas 1989: 12)



10 Typische Gefäßform der Regionalkultur von Karanovo (nach Nikolov 2007 a: 33)

Karanovo

Der Kulturkomplex von Karanovo entwickelte sich in Thrakien, dem Kernland des heutigen Bulgarien. In insgesamt sechs Stufen (Karanovo I–VI) entfaltete sich die Regionalkultur von Karanovo vom frühen Neolithikum (ca. 6200 v. Chr.) bis zum Beginn der Bronzezeit (ca. 3000 v. Chr.) (Nikolov 2007 a).

Die für die Karanovo-Kultur typischen Leitformen weichen stilistisch von denen des Vinča-Komplexes ab (Abb. 10). An den Siedlungsplätzen des Karanovo-Areals tritt eine bestimmte Kunstform häufiger auf als in anderen Regionen, und zwar Miniaturaltäre mit drei oder vier Beinen (Abb. 40 u. 82, S. 107, S. 214).



11 Typische Gefäßform der Regionalkultur von Cucuteni (nach Lazarovici 2009 b: 138)

Cucuteni

Kernland dieser Regionalkultur ist Transsilvanien (Rumänien). Die formative Periode ist die Prä-Cucuteni-Kulturstufe (ca. 5050–4600 v. Chr.). Vom Kernland aus breiteten sich die Kulturformen von Cucuteni (ca. 4600–3500 v. Chr.) bis nach Moldova und in die südliche Ukraine aus.

Leitformen der Cucuteni-Kultur sind Keramikgefäße aus besonders feinem Ton mit hoch entwickelter künstlerischer Ornamentierung (Abb. 11). «Die Töpfer der Cucuteni-Tradition schufen die anspruchsvollsten Formen keramischer Gefäße und den am höchsten entwickelten gemalten Dekor in der Keramikkunst Alteuropas» (Lazarovici 2009 b: 130; s. auch Kap. 4).



12 Typische Figurine der Regionalkultur von Trypillya (nach Videjko 2003: 64)

Trypillya

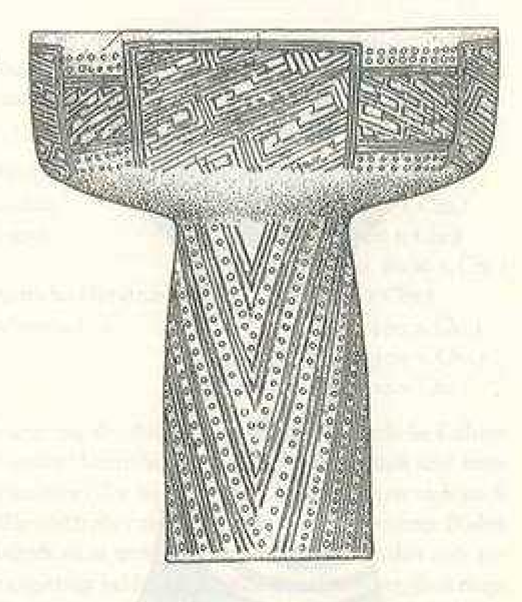
Die Regionalkultur von Trypillya (so die Schreibweise in der englischsprachigen Forschungsliteratur) im Süden der Ukraine ist ein Ableger der Prä-Cucuteni-Kulturstufe und ein geographischer Außenlieger Alteuropas (Videjko 2003). Trypillya-Siedlungen waren bis ins Tal des Dnjepr verbreitet. Die Trypillya-Kultur entwickelte sich um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. aus der Vorstufe der Criş-Kultur und dominierte die Entwicklung in der Region über die nächsten eineinhalb Jahrtausende. Um 2700 v. Chr. verlieren sich die letzten Spuren alteuropäischer Kultur in der Ukraine (s. Kap. 9).

Der Dekor der Trypillya-Keramik ist reich an naturalistischen und stilisierten Motiven von Tieren und Pflanzen. Die abstrakte Kultursymbolik zeigt Ähnlichkeiten mit dem elementaren Motivschatz anderer alteuropäischer Regionen, bietet aber zahlreiche Innovationen (Abb. 12).

Die Figurinen treten in verschiedenen Posen und mit unterschiedlichen Gesten auf. «Am weitesten verbreitet sind die aufrecht stehenden, geraden Gestalten. Solche wurden in der anthropomorphen Skulptur, unter Gefäßen mit anthropomorpher Gestalt und im Kreis der Bilder gefunden, die auf anthropomorphe Gefäße gemalt sind» (Burdo 2005: 267).

Tisza

Namengebend für diese Regionalkultur ist der nördliche Nebenfluss der Donau (dt. Theiß, ungar. Tisza). Die Siedlungen des Neolithikums und der Kupferzeit lagen im Flusstal sowie in angrenzenden Gebieten, im östlichen Ungarn und nördlichen Serbien. Die Tisza-Kultur entwickelte sich auf einer älteren Basis, der Kulturstufe von Starčevo (Körös), um 5400 v. Chr.



13 Typische Gefäßform der Tisza-Kultur (nach Gimbutas 1991: 75)

und hatte bis ca. 3700 v. Chr. Bestand. Die Blütezeit (klassisches Tisza) fällt in die Periode zwischen 5000 und 4400 v. Chr. In den Tisza-Siedlungen gab es neben den flachen (einstöckigen) Häusern auch Gebäude mit zwei Stockwerken, die aufgrund ihrer Artefakte als Werkstätten identifiziert worden sind. Das obere Stockwerk wurde als Lagerraum für die im Erdgeschoss produzierte Töpferware genutzt (Abb. 13).

Lengyel

Die etwas jüngere Nachbarkultur von Tisza war die von Lengyel. Die archäologische Fundstätte, die namengebend für diese Regionalkultur wurde, liegt in West-Ungarn. Hierzu gehören aber auch die neolithischen Siedlungen im Nordwesten Serbiens, im östlichen Teil Österreichs und in Mähren. Die Lengyel-Kultur strahlte bis in den Westen der Slowakei und in den Süden Polens aus. «Seit dem frühen 5. Jahrtausend v. Chr. entwickelte die Bevölkerung westlich und nördlich der mittleren Donau eine eindeutig eigenständige Kulturgruppe mit eigenem Kunststil» (Gimbutas 1991: 77; Abb. 14).



14 Typische Gefäßform der Lengyel-Kultur (nach Gimbutas 1991: 79)

Kulturchronologie Alteuropas

Die agrarischen Siedlungen Alteuropas entstanden zu verschiedenen Zeiten (Neolithikum, Kupferzeit) und über einen langen Zeitraum hinweg (7.–4. Jahrtausend v. Chr.). Dies bedeutet, dass die formative Periode der Donauzivilisation in den einzelnen Regionen unterschiedlich lang andauerte, bis die Schwelle zur Hochkultur überschritten wurde. Die frühesten Spuren der Ansiedlungen von Ackerbauern werden auf das frühe 7. Jahrtausend v. Chr. datiert. Dies trifft auf die Siedlungen in Thessalien und auf der Peloponnes zu. Jünger sind die Siedlungen im zentralen Balkanareal, in Rumänien und Bulgarien. Noch jünger sind die Siedlungsplätze in der Ukraine und in Südungarn.

Die Regionalkulturen Alteuropas gliederten sich aus früheren Entwicklungsstadien aus, und zwar aus der Sesklo-Kultur in Griechenland und der Kultur von Starčevo-Criş im Balkanraum. Die namengebenden Fundorte

der letzteren Kultur sind Starčevo in Serbien und Criş in Rumänien. In der Gesamtschau werden die Zeitverschiebungen bei der Ausbreitung des Ackerbaus und im Beginn der formativen Periode in den Regionen Südosteuropas deutlich (Abb. 15):

Griechenland (Thessalien):	Sesklo (vor 6500 v. Chr.)
Östlicher Balkan/Donautal:	Karanovo (ca. 6200 v. Chr.)
Zentraler Balkan (Serbien):	Starčevo (vor 6000 v. Chr.)
Transsilvanien:	Criş (Starčevo; ca. 6000 v. Chr.)
Östliche Karpaten u. südliche Ukraine:	Criş (nach 6000 v. Chr.)
Schwarzmeerküste (Dobrudscha):	Hamangia (vor 5500 v. Chr.)
Unterlauf der Tisza:	Criş-Körös (um 5500 v. Chr.)
Nordküste der Ägäis:	Sitagroi (nach 5500 v. Chr.)

Als Folge der Klimaerwärmung ab 5800 v. Chr. veränderten sich die Kulturlandschaften im Donauraum. Ältere Siedlungen erweiterten sich und neue wurden angelegt. Mit zunehmender Siedlungsdichte intensivierte sich auch die Bodenbebauung. Während früher ausschließlich die fruchtbarsten Böden für den Anbau von Nutzpflanzen genutzt worden waren, wurden nun zunehmend auch weniger ergiebige Felder bearbeitet. Dies bedeutet, dass rings um die sich erweiternden Siedlungen immer mehr Ackerfläche erschlossen wurde und dass die Wege von der Wohnstätte zum Acker länger wurden. Die Bebauung schlechterer Böden setzte bestimmte technologische Neuerungen voraus. Die ältesten Spuren für die Verwendung des Pflugs in der Geschichte des Ackerbaus stammen aus Südosteuropa (Hodder 1990: 53 ff.).

Auch andere Verbesserungen ermöglichten eine intensivere Feldbauwirtschaft. Der Anbau von Brotweizen, ebenso der von Leinsamen nahm zu. An einigen Orten kann man feststellen, dass sich die Nahrungsproduktion auf Gerste spezialisierte. Die Viehhaltung intensivierte sich ebenfalls. Immer mehr Viehpferche wurden um die Wohngebäude herum angelegt. Die Zahl der Rinder und Schweine nahm beständig zu, während gleichzeitig die Zahl der Schafe, früher in der Viehhaltung bevorzugt, sank.

Die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. ist eine Periode des Neubeginns. An vielen Plätzen, die bis dahin nicht bewohnt waren, entstanden neue Ansiedlungen, die aufblühten und sich rasch vergrößerten. In Vinča beispielsweise kann man dies an den Fundschichten feststellen. Unter der ältesten Kulturschicht, die auf 5500 v. Chr. datiert wird, fand man «jungfräulichen», also von menschlicher Siedlung unberührten Boden. Die Neusiedlungen konzentrierten sich zunächst im Donautal und erstreckten sich später bis an die Adriaküste und in die Täler der nördlichen Nebenflüsse.

v. Chr.	Griechenland	südl. Bulgarien	nordöstl. Bulgarien	westl. Balkanregion	Moldova & Ukraine
7000	frühkeramisch				
6500	SESKLO	KARANOVO		STARČEVO	CRIŞ
6000					frühe Linearbandkeramik
5500			HAMANGIA		
5000	DIMINI			VINČA	Früh-Cucuteni
4500					CUCUTENI / TRIPOLJE
4000	SITAGROI		CERNAVODA	BUBANJ HUM	
3500					
3000		Ezero			Jamnaja
2500					

14 Kulturchronologie Südosteuropas: Neolithikum und Kupferzeit (unter Verwendung von Daten in Gimbutas 1991: 437 ff., Bailey 2000: 13, Lazarovici/Merlini 2008: 45, Anthony 2009 a: 32; u. a.)

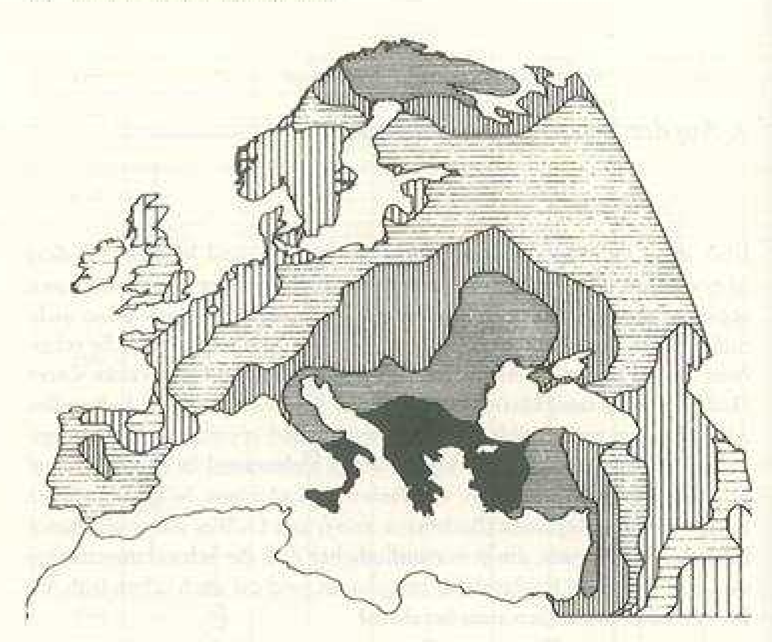
2. Auf den Spuren der Alteuropäer

Über die Landbrücke kamen Menschen herüber und hinüber. Größere Migrationsschübe lassen sich nicht ausmachen, aber es muss doch einen regelmäßigen Austausch an Ideen und Gütern gegeben haben. Denn nicht nur die materielle Hinterlassenschaft, auch die Mythologie und die religiösen Vorstellungen der Menschen beiderseits der alten Landbrücke waren ähnlich (Haarmann/Marler 2008: 34 ff.). Leitmotive für die kulturellen Ähnlichkeiten sind weibliche Tonstatuetten und spezifische Bestattungsformen. Geographisch erstreckt sich dieses Kulturareal in Thessalien, auf der Peloponnes, in Bulgarien, im Westen Makedoniens, in Transsilvanien und in anderen Regionen (Bachvarov 2003: 292 f.). Wer waren die mesolithischen Wildbeuter, die in vorsintflutlicher Zeit die Schwarzmeerregion und den ägäischen Inselarchipel bewohnten, und die auch schon früh mit Booten küstennahe Gewässer befuhren?

Der genetische Fußabdruck

Erst die humangenetische Forschung in den 1990er Jahren hat in dieser Frage einen entscheidenden Durchbruch erreicht (beginnend mit Cavalli-Sforza et al. 1994, u. a.). Die genetischen Strukturen der Populationen in Europa und Westasien zeichnen sich durch fünf Hauptkomponenten aus, die in unterschiedlicher Konzentration in den verschiedenen Regionen vertreten sind. Jede dieser Hauptkomponenten entspricht einer Bündelung von insgesamt 95 Einzelgenen, deren Kombinatorik bestimmte Grundmuster, eben die Hauptkomponenten, zeigt. Die räumliche Konzentration der Hauptkomponenten kann kartographisch illustriert werden. Es gibt darunter eine Karte, die hier von besonderem Interesse ist; sie weist die geographische Verbreitung einer Genkonstellation aus, die von den Humangenetikern der »mediterrane Genotyp« genannt wird (Abb. 15).

Auf den ersten Blick fällt auf, dass die Populationen, für die dieser Genotyp charakteristisch ist, rings um das Ägäische Meer und in einem



15 *Der mediterrane Genotyp (nach Cavalli-Sforza 1996: 63)*

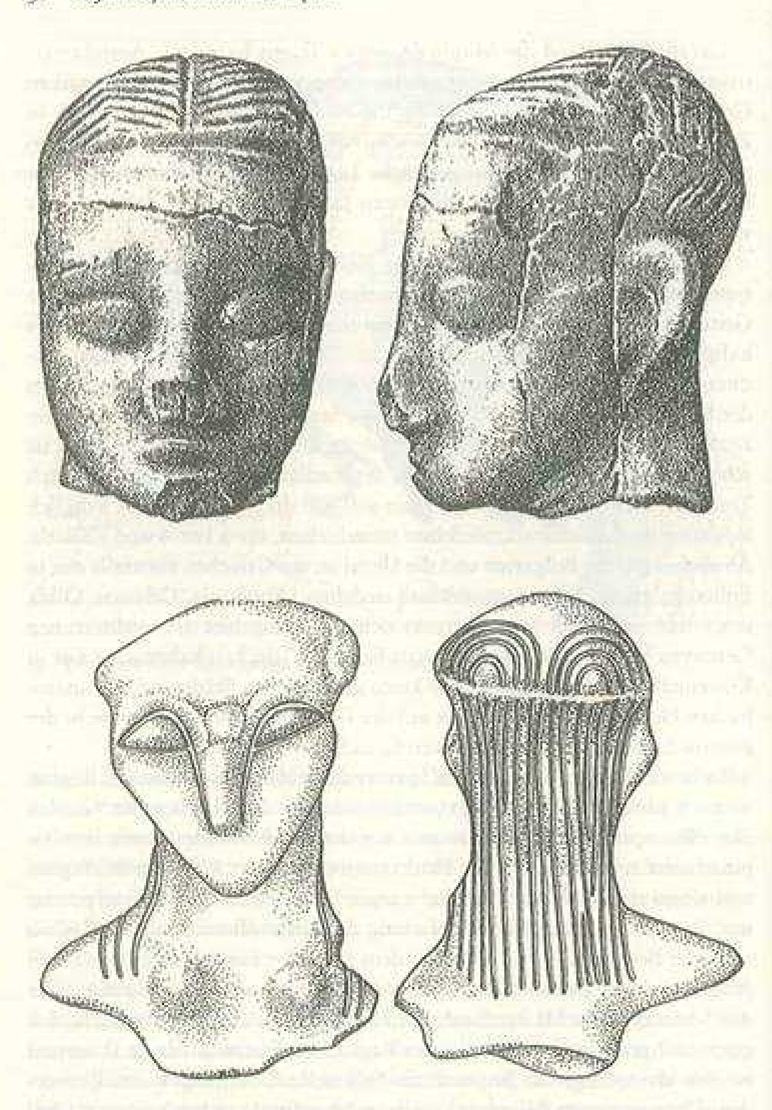
weiten Bogen am südlichen Schwarzen Meer verbreitet sind. Eine hohe Konzentration für den mediterranen Genotyp ist sowohl für Südosteuropa als auch für das westliche Anatolien ausgewiesen. Wir haben es hier mit «augenfälligen» Übereinstimmungen zu tun, die nur den einen Schluss zulassen: Im Genotyp der Bevölkerung auf beiden Seiten der Ägäis und in der südlichen Schwarzmeerregion hat eine alte Population ihren genetischen Fußabdruck hinterlassen.

Darüber, woher diese Menschen kamen, ist schon eifrig spekuliert worden. Die Humangenetiker sind allerdings mit ihren Vermutungen in einer Sackgasse steckengeblieben. Die Ausdeutung des mediterranen Genotyps ist ein gutes Beispiel dafür, dass die Beantwortung einer Frage – in diesem Fall: War die Bevölkerung rings um die Ägäis im Altertum genetisch homogen? – die nächste Frage aufwirft, nämlich: Mit welchem Volk der Antike lässt sich dieser Genotyp assoziieren? Das kann aber nicht unbedingt von Genetikern beantwortet werden.

Cavalli-Sforza und die Mitglieder seines Teams haben die Ansicht vertreten, das Volk, das den mediterranen Genotyp vertritt, seien die antiken Griechen gewesen. Die Ausbildung dieses Genotyps stünde demnach in Zusammenhang mit der frühen Geschichte der griechischen Kolonisation an der ionischen Küste (heute westliche Türkei) und in Süditalien. Als zeitlicher Rahmen kämen hierbei die ersten Jahrhunderte des 1. Jahrtausends v. Chr. in Betracht.

Die geographische Ausdehnung der Radianten des mediterranen Genotyps, die eine hohe Konzentration anzeigen, schließt aber Gebiete ein, wo Griechen zu keiner Zeit Kolonien gegründet haben, wo sie nie gesiedelt haben und wo es auch keine griechischen Enklaven gegeben hat. Der mediterrane Genotyp ist schwerpunktmäßig auch in Süditalien verbreitet, in der Balkanregion gehören auch Kroatien, Serbien, Albanien, Bosnien-Herzegowina, Bulgarien, Rumänien, Moldova und die Ukraine dazu. Es ist schwer vorstellbar, wie die Diffusion des mediterranen Genotyps bis nach Transsilvanien vor sich gegangen sein soll, wo doch die Griechen lediglich Kolonien an der Schwarzmeerküste unterhielten, etwa Istros und Kallatis. Ähnliches gilt für Bulgarien und die Ukraine, wo Griechen ebenfalls nur in Enklaven an der Schwarzmeerküste siedelten (Apollonia, Odessos, Olbia u. a.). Auf asiatischer Seite erstreckt sich das Kerngebiet des mediterranen Genotyps bis weit nach Zentralanatolien hin. Griechen haben aber nur in Küstennähe gesiedelt, und es gab keine griechischen Städte auf der anatolischen Hochebene. Das was wir auf der Genkarte sehen, ist also nicht der genetische Fußabdruck der antiken Griechen.

Es ist viel sinnvoller, nach den Spuren der frühen Bewohner der Region in noch älterer Zeit zu suchen, nämlich in der Epoche vor der Großen Flut. Was spricht dagegen, dass wir auf der Genkarte die Spuren der Populationen sehen, die vor der Flutkatastrophe in der Schwarzmeerregion und rings um die Ägäis ansässig waren? Der mediterrane Genotyp zeigt uns also die ursprüngliche Verbreitung der Urbevölkerung dieser Region an, jener Bevölkerung, die dort seit dem Ende der Eiszeit vor etwa 12 000 Jahren siedelte. Denn eine Siedlungskontinuität vom Paläolithikum über das Mesolithikum bis ins Neolithikum kann an vielen Plätzen archäologisch nachgewiesen werden. Für die Region am Eisernen Tor im Donautal ist eine chronologische Sequenz mit folgenden Übergängen erstellt worden: Übergang vom Paläolithikum zum Mesolithikum um 13 000 v. Chr., Übergang vom Mesolithikum zum Neolithikum um 6000 v. Chr. (Bonsall 2008: 245 ff.). Hinweise zu den Übergängen im Karpatenraum findet man bei Dolukhanov (2008: 289 f.).

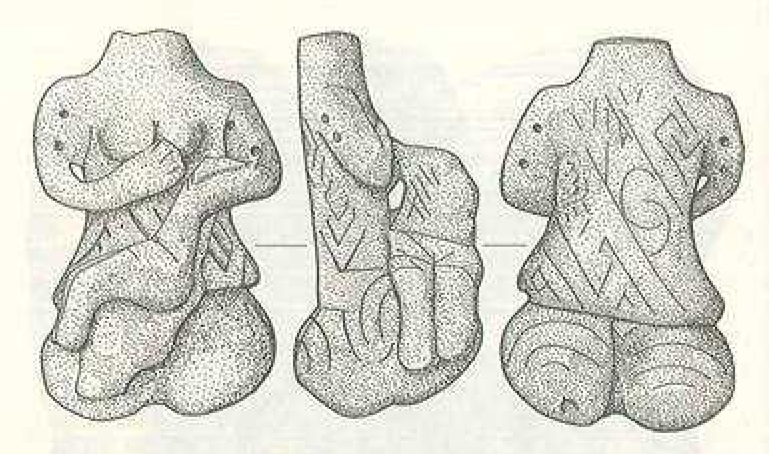


16/17 Köpfe von Figurinen mit naturalistischen Merkmalen (6.–4. Jahrtausend v. Chr.)
Linke Seite: Gesichter und Haartracht der Frauen (nach Gimbutas 1991: 62, 270)
Rechte Seite: Barttracht der Männer (nach Videjko 2008: 33)



Anthropologische Merkmale. Darüber, wie die Alteuropäer aussahen, kann man nur vage Angaben machen. Nach den Skelettfunden zu urteilen, waren es mittelgroße Menschen mit grazilem Körperbau. Einen Eindruck von der Physiognomie erhält der moderne Betrachter durch die zahlreichen Skulpturen, die Menschen abbilden (Hansen 2007). Zwar sind die Gesichtszüge und die Körpergestaltung der Figurinen überwiegend stilisiert und geben allgemeine Eigenschaften wieder, und die wenigsten Skulpturen tragen individuelle Züge. Die alteuropäische Kunst war keine Portraitkunst. Dennoch vermitteln solche Figurinen – zumindest annäherungsweise – einen allgemeinen Eindruck vom äußeren Erscheinungsbild der Alteuropäer. Von besonderem Interesse sind Figurinen mit eher naturalistischen Merkmalen. Ebenso aufschlussreich wie die Konturen der Gesichter sind Details der Haartracht (Abb. 16/17).

In der darstellenden Kunst der Donauzivilisation hat sich ein bestimmtes Genre entwickelt, nämlich Skulpturen, die Mütter mit ihren Kindern darstellen. Das Mutter-Kind-Motiv wird allgemein so thematisiert, dass die Mutter ihr Kind auf dem Schoß hält. Es sind nur Kleinplastiken, und doch strahlen diese Kunstwerke eine unmittelbare Innigkeit aus (Abb. 18). Das Mutter-Kind-Motiv wurde auch in die Tierwelt übertragen. Hier ist es die Bärenmutter, die die Fantasie der Künstler Alteuropas im Besonderen angeregt hat.



18 Das Mutter-Kind-Motiv in der figürlichen Kunst, hier als Sitzgruppe (nach Gimbutas 1991: 311)

Die Popularität der szenischen Darstellung von Mutter und Kind hat sich auch in den Nachfolgekulturen der Donauzivilisation (s. Kap. 9) erhalten. Auch in der mykenisch-griechischen Kunst bildet sich ein eigenes Genre aus, die Gestalt der *kourotrophos* (‹Kindeshüterin›); (Demakopoulou 1988: 191).

Sprachliche Spuren

Wenn man weiß, dass die autochthone Bevölkerung der Region genetisch relativ homogen war, kann man dann auch irgendetwas über ihre Sprache sagen? Ist nicht alles an Sprachgut durch die Völker, die später in die Länder Südosteuropas kamen – wie Griechen und Thraker, Römer und Goten, später Slawen und Türken – überlagert oder verschüttet worden? In der Tat sind ganz alte sprachliche Spuren erhalten geblieben. Um diese aber sichtbar zu machen, bedarf es einiger Rekonstruktionsarbeit. Die Spurensuche führt uns in die Welt der wichtigsten vorrömischen Kultursprache Europas, des Griechischen.

Die frühesten Hinweise auf die Besiedlung Griechenlands durch die Bevölkerung, die dem Land seinen Namen gab (Hellas), stammen aus der Zeit zwischen 2300 und 2100 v. Chr. (frühhelladische Periode II und III).

Damals wanderten helladische Stämme von Norden her nach Griechenland ein. Ihre Sprache gehört zur indoeuropäischen Sprachfamilie, aus der sich das Griechische als selbständiger Sprachzweig ausgliedert (Mallory/Adams 1997: 244 f.). Als die Griechen in ihre neue Heimat kamen, trafen sie auf eine Bevölkerung, die schon lange vor ihnen dort gewohnt hatte. In ihren Mythen nannten die Griechen sie «Pelasger» (Gantz 1993: 198 f., 204 f.).

Auch als sich die Mykener später an der Küste Ioniens niederließen – Milet ist eine mykenische Gründung –, Kreta besetzten und Handelsstützpunkte in Süditalien einrichteten, gab es dort überall eine ältere Bevölkerung. Das vorgriechische Volk auf Kreta hat man nach dem legendären König Minos die «Minoer» genannt. Wie sie sich selbst nannten, ist nicht bekannt. Auf Sizilien lebten zur Zeit der Ankunft der Griechen die Elymer, die sich spätestens im Verlauf des 5. Jahrhunderts v. Chr. ans Griechentum der Magna Graecia – wie die griechischen Kolonien in Süditalien genannt wurden – assimilierten.

Die vorgriechische Bevölkerung hatte ihre eigene Sprache. Vielleicht waren es mehrere Einzelsprachen, die aber miteinander verwandt waren. Mit Hilfe ihrer Sprache(n) bauten sich jene Menschen, die Alteuropäer, ihre Kultur auf. Eine Kultur ist nicht einfach ein Sammelsurium von Elementen, und sie ist auch mehr als die Summe aller ihrer Bestandteile. Kultur ist ein komplexes System von Zeichen und Symbolen, die nach bestimmten Kriterien geordnet sind und nach bestimmten Konventionen verwendet werden. Das, was das Wesen einer Kultur ausmacht, ist die Vielfalt der Kommunikation zwischen denjenigen Menschen, die sich mit ihren Systemen von Kultursymbolen als Mitglieder derselben Gemeinschaft identifizieren.

Sprache ist eines dieser Systeme – vielleicht das komplexeste von allen –, mit deren Hilfe die Sprecher der Welt, in der sie leben, einen Sinn geben. Die Sprache der Alteuropäer ist nur in Fragmenten erhalten, und zwar in Form alter Substratwörter im Wortschatz des Griechischen und anderer Sprachen Südosteuropas. Trotzdem scheint in diesen Fragmenten einiges von der natürlichen Umwelt, den Aktivitäten, der Lebensqualität und den Glaubensvorstellungen der Alteuropäer auf.

Was das fragmentarische Überleben alteuropäischen Sprachguts betrifft, so ist der Lehnwortschatz des Griechischen von besonderem Interesse. Das Griechische ist seit dem 17. Jahrhundert v. Chr. schriftlich überliefert und seither kontinuierlich geschrieben worden, zunächst in dem von den Minoern adaptierten syllabischen Schriftsystem Linear B zur Schreibung des Mykenisch-Griechischen (17.–12. Jahrhundert v. Chr.), anschließend in

kyprisch-syllabischer Schrift zur Schreibung der Sprache der Nachkommen mykenischer Flüchtlinge, die nach Zypern ausgewandert waren (11.–3. Jahrhundert v. Chr.), und seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. in dem von der phönizischen Schrift abgeleiteten griechischen Alphabet.

Die frühhelladische Kultur wird nur wenige Jahrhunderte nach dem Ausklang der Donauzivilisation archäologisch fassbar. Hier finden wir also die besten Bedingungen für die Kontinuität alteuropäischer Kulturmuster und alteuropäischen Sprachguts. Die anderen alten Balkansprachen (Thrakisch, Dakisch, Mazedonisch, Illyrisch u. a.) sind für Dokumentationszwecke viel weniger geeignet, da sie nur spärlich – und wesentlich später als das Griechische – schriftlich überliefert sind.

Da die helladischen Stämme also nicht in ein unbewohntes Land kamen, sich folglich in ihrer neuen Heimat mit der bodenständigen Bevölkerung vermischten, blieb auch ihre Sprache nicht rein indoeuropäisch. Aus der viel älteren Sprache der vorgriechischen Bevölkerung übernahmen die Griechen viele Elemente: alte Namen von Siedlungen, Gewässern und Landschaftsformen, Benennungen von Pflanzen und Tieren, von Werkzeugen und Bauteilen, von Speisen und Getränken, außerdem Terminologie der Sozialkontakte und des religiösen Kultlebens usw.

Die griechische Sprache saugte sich voll wie ein Schwamm mit diesen zunächst fremden Elementen. Das Griechische ist auch deshalb besonders ergiebig für die Spurensuche nach alteuropäischem Sprachgut, weil das Ausmaß an vorgriechischen Substratelementen geradezu sensationell ist. Nach Ansicht einiger Forscher besteht der griechische Wortschatz zu mehr als der Hälfte aus Wörtern, die keine Parallelen in anderen indoeuropäischen Sprachen besitzen. Lexikalische Vergleiche sind aber eine der Stützen, auf die sich Sprachverwandtschaft aufbaut. Insofern steht das Griechische – ähnlich wie das Armenische – mit seiner begrenzten Zahl indoeuropäischer Erbwörter ziemlich isoliert da. Von besonderem Interesse für die Identifizierung alten, entlehnten Sprachguts im Griechischen «sind Elemente des Wortschatzes, die einheimischen nicht-indoeuropäischen Sprachen zugeschrieben werden, die manchmal als ‹mediterranisch› oder ‹ägäisch› bezeichnet werden» (Mallory/Adams 1997: 243). Die Quelle für die vorgriechischen Lehnwörter wird auch als «pelasgisch» (Hester 1965, Strunk 2003) identifiziert. Die Zahl solcher Lehnwörter beläuft sich auf mehrere hundert im gemeingriechischen Lexikon, und sogar auf einige tausend, wenn man verschiedene Spezialterminologien hinzurechnet (s. u. zur Terminologie der Weinkultur und Kap. 4 zu alteuropäischen Lehnwörtern im Bereich der Webtechnik und der Textilherstellung).

Die entlehnten Ausdrücke alteuropäischer Herkunft wurden in die lexikalischen Strukturen des Altgriechischen integriert. Bald schon wurden die ursprünglichen Fremdelemente nicht mehr als fremd empfunden, und sie blieben auch nicht wie Fossilien isoliert, sondern gingen eine Art Symbiose mit den einheimischen Bezeichnungsstrukturen ein. Die Zahl der in etymologischen Wörterbüchern des Griechischen aufgenommenen Lehnwörter unbekannter Herkunft variiert stark. Einen Eindruck von den Proportionen der vorgriechischen Entlehnungen in den verschiedenen Bezeichnungsbereichen des Altgriechischen vermittelt bereits der Bestand von einigen hundert solcher Elemente, die in das Lexikon von Hofmann (1966) aufgenommen worden sind. Die Distribution der ältesten Lehnwörter, die auf das Alteuropäische zurückgehen, nach Sinnbereichen zeigt folgende Proportionen:

> Pflanzen (einschließlich Pflanzenteile), Wildpflanzen sowie Nutzpflanzen (76); Tiere, wilde Tiere, gezähmte Tiere, Haustiere (48); Geräte und Gefäße (34); Religion, Mythologie und religiöse Ikonographie (20); Umweltphänomene (18); Soziale Verhältnisse (15); Kleidung, Textilien (13); Körperteile und -funktionen (12); Wohnkultur, Bauten (11); Handwerkssparten (einschließlich Metallurgie; 10); Speisen (9); Gefühlsregungen (3); Zeitbegriffe (1); Maßeinheiten (1)

Andere etymologische Wörterbücher des Altgriechischen sind wesentlich umfangreicher, wie die von Chantraine (1999) und Beekes (2010), und enthalten mehr Hinweise auf vorgriechisches Sprachgut. Die Sammlung alteuropäischer Entlehnungen wird ergänzt durch Spezialwörterbücher wie die von Chadwick/Baumbach (1963) zum Mykenisch-Griechischen und dem von Windekens (1986). Da sich die meisten vorgriechischen Ausdrücke auf die antike Lebenswelt beziehen, sind sie aus dem Wortschatz des Griechischen allmählich verschwunden, als sich diese Kultursprache während des Mittelalters zum Byzantinisch-Griechischen und später zum Neugriechischen transformierte. Interessanterweise sind aber etliche Kernelemente der antiken Kultur wie auch deren Bezeichnungen erhalten geblieben, und diese Ausdrücke sind über das Griechische den modernen Sprachen Europas vermittelt worden (s. Epilog).

Wie sich die Alteuropäer nannten, wissen wir ebenso wenig wie den Namen ihrer Sprache oder Sprachen. Soweit die Strukturen des Alteuropäischen aus dem Lehnwortschatz des Altgriechischen aus vorgriechischer Zeit rekonstruiert werden können, war diese Sprachform nicht indoeuropäisch und auch nicht semitisch. Außer dieser negativen Identifizierung

gibt es keine Anhaltspunkte für eine positive Zuordnung zu irgendeiner der bekannten Sprachfamilien. Als allgemeine Feststellung muss hier genügen, dass das Alteuropäische zum Kreis der Altsprachen (d.h. der alten vorgriechischen und vorrömischen Sprachen) Europas, insbesondere der Mittelmeerländer gehört.

Die ältesten, noch heute lebenden Sprachen in Europa sind solche an den Peripherien: das Baskische im Westen (Trask 1997) und die kaukasischen Sprachen im Osten (Hewitt 1998). Das Entstehungsgebiet der kaukasischen Sprachen ist in der Region zu suchen, die namengebend dafür war. Zu dieser ältesten Sprachschicht Europas ist noch eine Anzahl weiterer Sprachen zu zählen, die aber sämtlich während der Antike ausgestorben sind (Haarmann 2002a). Diese Sprachen waren überwiegend im Mittelmeerraum verbreitet. Wahrscheinlich gehörten diese vorrömischen Sprachen zu einer oder mehreren altmediterranen Sprachfamilien. Von Osten nach Westen sind hier zu nennen:

- Eteokyprisch auf Zypern
- Alteuropäisch in der Donauzivilisation
- Minoisch auf Kreta
- Lemnisch auf der Insel Lemnos in der Ägäis (verwandt mit dem Etruskischen)
- Etruskisch in Etrurien
- Reste vor-indoeuropäischer Sprachen auf Sizilien
- Paläosardisch auf Sardinien
- Camunisch in den norditalienischen Alpen
- Rätisch in den Schweizer Alpen
- Ligurisch in der Region von Genua
- Aquitanisch in Südwestfrankreich
- Iberisch in Nordostspanien
- Kantabrisch in Nordspanien
- Tartessisch in Südspanien
- Lusitanisch in Südportugal

Diese Sprachen sind einheimisch europäisch. Das heißt, sie haben sich in Europa ausgebildet und sind nicht von außerhalb hierher transferiert worden. Die Mehrzahl dieser Sprachen ist nur spärlich überliefert, so dass es nicht möglich ist, die Frage zu beantworten, ob die Altsprachen Europas miteinander verwandt waren und vielleicht zu ein und derselben Sprachfamilie gehörten. Wenn dies so wäre, dann würde diese Sprachfamilie, die nur fragmentarisch dokumentiert werden kann, zur Makrogruppierung der eurasiatischen Sprachen gehören, als Untergruppierung der prähistorischen nostratischen Sprachfamilie (Haarmann 2006: 141 ff.). Die Sprecher dieser Altsprachen waren die einheimischen Europäer, mit ihrer langen Kulturtradition vom späten Paläolithikum bis in die Bronzezeit oder sogar bis in die römische Antike.

Die Nomenklatur «Alteuropäisch» im Kontext der Donauzivilisation unterscheidet sich von dem Konzept gleichen Namens, das auf das Studium alter indoeuropäischer Gewässernamen (alteuropäische Hydronymie) ausgerichtet ist (Schmid 1985 ff.). Bemerkenswerterweise wird von den Vertretern dieser Forschungsrichtung hervorgehoben, dass es noch viel «ungenutztes Potential» (Udolph 2010: 856) für vergleichende Untersuchungen gibt. Allerdings bleibt bisher der Bereich der vor-indoeuropäischen Hydronymie in den Kulturregionen Alteuropas, d.h. im neolithischen Südosteuropa, gänzlich unberücksichtigt. Ergiebiger für vergleichende Forschungen unter Einschluss der vor- und nicht-indoeuropäischen Sprachen Europas ist wohl das Projekt des seit 1970 laufenden «Atlas Linguarum Europae» (s. Viereck 2010 zum Entwicklungsstand).

Pflanzen und Tiere Alteuropas

Die vorgriechischen Elemente im griechischen Wortschatz der Lebensformen lassen sich in die Bereiche der Flora und Fauna gruppieren. Benennungen von einheimischen Pflanzen (einschließlich Heilkräutern und anderer Nutzpflanzen) sind zum Beispiel:

> *adraphaxus* ‹Spinat›, *apion* ‹Birne›, *aroma* ‹aromatische Pflanze›, *balanos* ‹Eichel›, *batos* ‹Brombeerstrauch›, *daphne* ‹Lorbeer›, *aisakos* ‹Lorbeerzweig›, *brabulon* ‹Schlehdorn›, *ion* ‹Veilchen›, *kaktos* ‹Kaktus›, *kalamos* ‹Schilf›, *kapparis* ‹Kaper›, *kardamon* ‹Kresse (lepidium sativum)›, *karpasos* ‹giftige Pflanze›, *kastanon* ‹Kastanie›, *kissos* ‹Efeu›, *kichora* ‹Zichorie/Chicorée (Cichorium intybus)›, *kelastros* ‹Stechpalme›, *komarov* ‹Erdbeere›, *konile* ‹Quendel (Thymian als Gewürz- oder Heilpflanze)›, *kokkos* ‹Fruchtkern (insbesondere des Granatapfels)›, *konnaros* ‹dorniger, immergrüner Strauch›, *kotinos* ‹wilder Olivenbaum›, *kuparissos* ‹Zypresse›, *kutisos* ‹Medicago arborea›, *leirion* ‹Lilie›, *marathron* ‹Fenchel›, *mespilon* ‹Mispel›, *minthe/minthos* ‹Minze›, *narkissos* ‹Narzisse›, *nussa* ‹(Pinien)Zapfen›, *olunthos* ‹wilde, spät reifende Feige›, *origanon* ‹Oregano›, *philura* ‹Linde›, *phulie* ‹wilder Ölbaum›, *prinos* ‹Steineiche›, *puxos* ‹Buchsbaum›, *rapus* ‹Rübe›, *raphanos* ‹Rettig (attisch ‹Kohl›)›, *rodon* ‹Rose›, *selinon* ‹Eppich (Apium graveolens), dazu *petro-selinon* ‹Felseppich, Petersilie (Apium petroselinum)›), *skolumos* ‹Distelart›, *terminthos* (jünger *terebinthos*) ‹Terebinthe› (dazu der Ortsname Termessos auf Böotien), *thridax* ‹wilder Lattich›, *thrion* ‹Feigenblatt›, *zugia* ‹Ahorn› u.a.

Zu den Bezeichnungen für die Früchte von Wildpflanzen gehört auch das alteuropäische Substratwort *mimaikulon*, mit dem im Griechischen die Frucht des Erdbeerbaums (arbutus) bezeichnet wird (vgl. franz. *arbouse*, engl. *waxberry*). Diese Pflanze, die zwischen 5 und 15 Meter hoch wächst, ist in zwei Unterarten im Mittelmeerraum verbreitet, als arbutus andrachne in Griechenland und in der Balkan-Region, als arbutus unedo im westlichen Mittelmeer.

Die Griechen lernten die Vegetation in ihrer neuen Heimat als die Umwelt kennen, in der die Urbevölkerung lebte. Über deren Sprache identifizierten sie wilde Pflanzen und auch solche, die von der vorgriechischen Bevölkerung bereits kultiviert worden waren (s.u. zum Agrarpaket). Benennungen von einheimischen Tieren (als lebende Dinge der lokalen Umwelt sowie als Nahrungsgrundlage) sind zum Beispiel:

obria/obrikia/obrikala ‹Junge (von Tieren)›, *aigithallos* ‹Meise (Vogelart)›, *bolinthos* ‹(europäischer) Bison›, *elea* ‹kleiner Sumpfvogel›, *kalandros* ‹Lerche›, *bonasos* ‹Büffel›, *garos* ‹Fischsauce›, *ixalos* ‹Wildziege›, *iktis* ‹Wiesel›, *kantharos* ‹Mistkäfer› *(scarabaeus)*, *kis* ‹Holzwurm›, *kops/skops* ‹Eule›, *kuchramos* ‹eine bestimmte Vogelart›, *melolonthe* ‹Maikäfer›, *mormuros* ‹Meerfisch›, *murmeks* ‹Ameise›, *penelops* ‹Ente mit buntem Hals› (dazu der Name Penelope), *peristera* ‹Taube›, *phaps* ‹wilde Taubenart›, *pine* ‹Steckmuschel›, *sitte* ‹Kleiber›, *skidaphi* ‹Fuchs›, *skilla* ‹Meerzwiebel›, *skombros* ‹Makrele›, *sminthos* ‹Maus›, *muoxos* ‹Haselmaus›, *spataggis* ‹Meerigel›, *teuthis* ‹Tintenfisch (Sepia)›, *thunnos* ‹Thunfisch›, u.a.

Auch in diesem Bereich machten sich die Griechen sowohl mit der Fauna der natürlichen Umgebung als auch mit solchen Tierarten vertraut, die bereits der Urbevölkerung als Nahrungsquelle gedient hatten, wie der Thunfisch.

Die überlieferte Nomenklatur der alteuropäischen Fauna, die im altgriechischen Wortschatz weiterlebt, ist fragmentarisch. Von den vielen anderen Tierarten in der natürlichen Umwelt der Alteuropäer sind zwar nicht die Namen überliefert, wohl aber deren Bilder: «Die Tierdarstellungen, die sich aus den ersten Jahrtausenden der bäuerlichen europäischen Kunst erhalten haben, sind sehr viel spärlicher als menschengestaltige Bilder. Das Repertoire umfasst nur wenige Haustiere und lediglich einige Wildtiere, etwa Hirsche, die sicher mit Fruchtbarkeitskulten zusammenhingen» (Kruta 1993: 88).

Es trifft sicher zu, dass die Zahl der anthropomorphen Darstellungen wesentlich größer ist als die der Tierbilder. Dennoch sind in der alteuropäischen Ikonographie indirekt eine ganze Reihe von Tierarten ver-



19 Weibliche Figurine mit Vogelkopf; Vinča-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas, 1982: 126)

treten. In ihrer darstellenden Kunst haben die Alteuropäer ein besonderes Genre gepflegt: Skulpturen mit hybriden Merkmalen. Viele der Figurinen, die Menschen darstellen, haben Körperteile, die charakteristisch für Vögel sind. Solche Statuetten gehören zu den ältesten Manifestationen der darstellenden Kunst aus dem Kulturkreis der Donauzivilisation. Vogelköpfige Figurinen sind aus der Sesklo- und Vinča-Kultur bekannt (Abb. 19).

Exklusiv für die Vinča-Tradition sind Gefäßdeckel, die mit Eulenköpfen verziert sind (Abb. 20).

Da Tierbilder bzw. zoomorphe Merkmale häufig mit Artefakten assoziiert sind, die religiös-spirituelle Bedeutung besitzen, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass bestimmte Tierarten auch in der Mythologie der Alteuropäer eine wichtige Rolle spielten. Hierzu gehören die Eule, die



20 Gefäßdeckel mit Eulenköpfen der Vinča-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas 1989: 53)

Schlange, die Biene und der Bär. Diese Tiere sind in den verschiedensten Stilformen und Genres (Skulptur, Relief, Vasenmalerei) dargestellt worden, dabei häufig als Attribute der zentralen weiblichen Gottheit (s. Kap. 6). Zu den diversen Genres gehören auch hybride Gefäßformen mit zoomorphen Merkmalen. Angesichts der mythologischen Assoziationen der zoomorphen Ikonographie drängen sich Parallelen mit den Tierattributen griechischer Göttinnen wie Artemis und Athene auf. In der antiken Vasenmalerei wird Artemis, der Göttin der Natur, immer in Begleitung von Wildtieren dargestellt. Eines der Tiere wurde sogar in einem eigenen lokalen Kult gefeiert: der Bär, das typische Attribut der Artemis in ihrem Heiligtum von Brauron (Haarmann 1996: 114f.). Die Eule als Attribut der Athene stand symbolisch für Klugheit und Geschicklichkeit. Auf den Münzen, die in Athen geprägt wurden, fanden sich die typischen Embleme der Stadt, auf der Rückseite waren dies Eule und Olivenzweig. Die silbernen Standardmünzen, die Vier-Drachmen-Stücke, wurden «Eulen» genannt (Ober 2008: 227) Athene war u. a. die Schutzpatronin des Töpferhandwerks, und die Töpfer im antiken Griechenland verwendeten das Eulensymbol als Logo für ihren Berufsstand.Die Alteuropäer haben auch ihre Haustiere abgebildet, nämlich Rinder, Schweine, Ziegen und Hunde (Abb. 21/22).

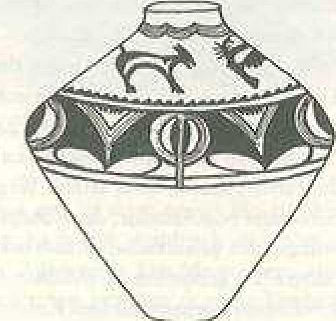
Einige der Ausdrücke für gezähmte Tiere, die für die Viehhaltung der Alteuropäer wichtig waren, sind im Lehnwortschatz des Altgriechischen bewahrt geblieben (z. B. *gromphas* ‹Sau, Mutterschwein›).

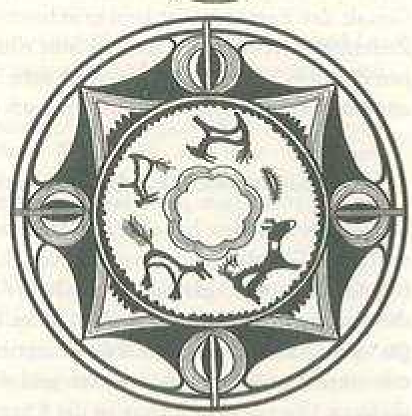
21/22 Darstellungen von Haustieren

Oben: Skulptur eines Stieres; Vinča-Kultur, frühes 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Anthony 2009 a: 33)

Unten: Vase mit Ziege und Hund; Cucuteni-Kultur, frühes 4. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas 1989: 302)







Der Stier (Auerochse) wird im Griechischen mit dem Ausdruck *tauros* bezeichnet. Dies ist kein indoeuropäisches Erbwort, sondern eine alte vorgriechische Entlehnung. Gewöhnlich wird *tauros* als Lehnwort aus dem Semitischen erklärt (< proto-semit. **tawr*; Mallory/Adams 2006: 82). Aber warum hätten die Griechen ein semitisches Lehnwort verwendet, um den einheimischen (europäischen) Stier damit zu benennen? Viel naheliegender ist die Annahme, dass griech. *tauros* auf eine alteuropäische Quelle zurückgeht und der alteuropäische Ausdruck seinerseits der Ursprung für die semitischen Äquivalente ist. Beekes (2010: 1456) weist in die gleiche Richtung, indem er sowohl für das Indoeuropäische als auch für das Semitische «eine dritte gemeinsame Quelle» postuliert. In der Tat stünde *tauros* als entlehnte Bezeichnung nicht allein im alteuropäischen Lehnwortschatz der semitischen Sprachen (Haarmann 2003: 165 f.).

Es gibt noch einen anderen Anhaltspunkt für die autochthone Herkunft von *tauros*. Aus der griechischen Mythologie sind die Zentauren bekannt, Fabelwesen mit sowohl menschlichen wie tierischen Attributen. Der berühmteste aller Zentauren war der, der im Palast des Minos in Knossos sein Dasein fristete und der in der griechischen Mythologie als Minotauros weiterlebt (Gantz 1993: 261 ff.). Der Zentaur ließ niemanden entkommen, der es wagte, in sein unterirdisches Labyrinth einzudringen, und der mythische Held Theseus fand seinen Weg aus dem Labyrinth nur dank des Fadenknäuels von Ariadne, der Königstochter. Der Faden der Ariadne zur Etymologie des griechischen Ausdrucks *kentauros*, dessen Ursprung bislang ungeklärt geblieben ist (Mallory/Adams 1997: 103), kann uns sehr wohl zur alten vorgriechischen Kultursprache Europas führen. Denn die Gestalt des Zentauren ist kein griechisches Original – Darstellungen von Zentauren gibt es bereits in der Kunst Alteuropas (Abb. 23). Vielleicht haben die Griechen nicht nur die mythische Tradition übernommen, die sich um das Fabelwesen rankte, sondern auch den Ausdruck.

Naturphänomene und Landschaftsformen

Die landnehmenden helladischen Stämme, die im späten 3. Jahrtausend v. Chr. in Griechenland einwanderten, kamen mit Sicherheit nicht mit Schiffen über das ägäische Meer. Diese Griechen waren keine Seefahrer, denn sie kannten nicht einmal das Meer. Die offene See war etwas Neues für sie, ganz im Gegenteil zu den vorgriechischen Küstenbewohnern, die mit «ihrem» Meer vertraut waren und dafür auch ihren Namen hatten: *thalassa*. Die aus dem Inland an die Küsten der Ägäis gelangten Griechen



23 Tongefäß in Gestalt eines Zentauren; Vinča-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Tasić 1998: 403)

lernten das Naturphänomen «Meer» erst in ihrer neuen Heimat kennen und übernahmen dementsprechend auch den Ausdruck dafür von den Einheimischen. Auch verschiedene Ausdrücke für Meerestiere alteuropäischer Herkunft sind im Altgriechischen erhalten (s. o. zu Tierbezeichnungen).

Zahlreiche griechische Bezeichnungen für Bodenverhältnisse und Landschaftsformen gehören ebenfalls zum vorgriechischen Lehnwortschatz:

> *afusgetos* ‹Schlamm›, *aipos* ‹Höhenzug, Gebirge›, *eriole* ‹Wirbelwind›, *krene/krana)* ‹Quelle›, *kuanos* ‹blauer Stein›, *lithos* ‹Stein›, *pege* (bzw. *paga*) ‹Quelle›, *petra* ‹Fels›, *poros* ‹Tuffstein›, *preon/pron* ‹vorspringender Fels›, *samos* ‹Anhöhe› (hierzu auch der Name der ägäischen Insel), *thalassa* ‹Meer›, *zaps* ‹stürmisches Wetter›, u. a.

Zum Basiswort *pege/paga* ‹Quelle› gibt es eine Ableitung im Altgriechischen: *pagasasthai* ‹in der heiligen Quelle baden›. Die berühmteste dieser Quellen war die Kastalia, die an den Hängen des Parnass entsprang und wo die Priesterin des Orakelheiligtums von Delphi ihre purifizierenden Waschungen vornahm.

Das «Agrarpaket»: Technologien und Gerätschaften

Im Bereich der Entlehnungen für Nutzpflanzen fallen die Bezeichnungen für solche Spezies auf, deren Kultivation ganz offensichtlich von den Alteuropäern begonnen wurde. Später haben die Griechen die Kenntnis dieser Pflanzen und das Know-how ihrer Kultivation übernommen und die Tradition weitergeführt. Hierzu gehören die folgenden Ausdrücke:

elaia ‹Olive(nbaum)›, *erebinthos* ‹Kichererbse (Cicer arietinum)›, *kerasos* ‹Kirschbaum›, dazu *kerason* ‹Kirsche (Frucht)›, *kolokunthe* ‹Kürbis›, *melon* ‹Apfel› (dazu der Name der Kykladeninsel Melos), *omphax* ‹unreife Frucht (Olive)›, *pissos* ‹Bohne›, *proumnon* ‹Pflaume›, *sukon* ‹Feige›, *tubaris* ‹Eppich (in Essig eingemacht)› u. a.

Wein. Eine besondere Domäne des alteuropäischen Agrarpakets war die Weinkultur. Die ältesten archäologischen Spuren für die Verwendung von Trauben zur Herstellung des fermentierten Getränks, das wir Wein nennen, stammen aus der Kaukasus-Region (Georgien, Armenien) und datieren ins 7. Jahrtausend v. Chr. Es heißt, die Griechen der Antike hätten mit dem Weinbau in Europa angefangen. Dies trifft nicht zu. Was immer sie zur Veredelung der Weinsorten beigetragen haben mögen, archäolinguistische Indizien sprechen dafür, dass der Weinanbau als Wirtschaftsform bereits vor den Griechen in Alteuropa existierte. Die Annahme ist berechtigt, «dass die Weinherstellung aus Wildtrauben bereits im Frühneolithikum begonnen hat» (Nikolov 2007 a: 41).

Es gibt einen sprachlichen Nachhall der Weinkultur Alteuropas in späteren Epochen, denn Teile der griechischen Terminologie für Weinkultivation gehören nicht zum indoeuropäischen Erbwortschatz, sondern sind alteuropäischen Ursprungs. Zu dieser ältesten Schicht von Substratwörtern zählen u. a.:

oinos ‹Wein›, *omphax* ‹unreife Frucht (Weintraube)›, *ampelos* ‹Weinrebe›, *botrus* ‹Weintraube›, *gigarton* ‹Kern der Weintraube›, *rax* ‹Weintraube›, *thrinia* ‹Weinstock (kretisch)›, *trux* ‹unfermentierter Wein, neuer Wein, Most›, *trugia* ‹süßer Wein›, *trugao* ‹ernten (speziell Trauben ernten und pressen)›, *truge* ‹Weinlese›, *targanon* ‹Essig (saurer Wein)›.

Das Auspressen der Weintrauben zur Herstellung von Most ist für die Zeit um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. bezeugt, und zwar für die neolithische Siedlung Dikili Tash im griechischen Teil Mazedoniens. Die Griechen übernahmen dies später von den Nachfahren der Alteuropäer, den Pelasgern, und entwickelten die Weinkultur weiter. Zweifellos kommt den Griechen der Verdienst zu, den Weinbau in andere Regionen des Mittelmeers und des Schwarzen Meeres transferiert zu haben, über ihre Küstenkolonien.

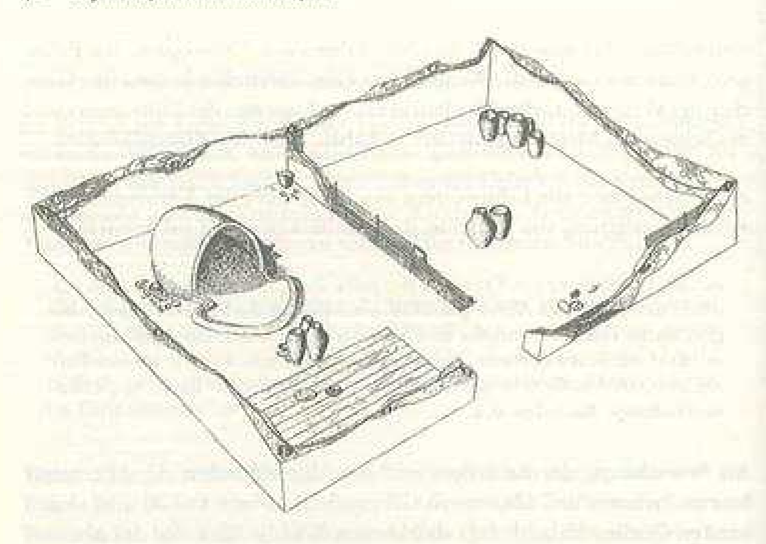
Brot. Eine Reihe von Lehnwörtern aus der Sprache der Alteuropäer weist auf die Verwertung von Getreide, das Brotbacken sowie auf Speisen:

eia ‹Mehl; Klumpen aus Körnern›, *thargelos* ‹Brot, das von den Körnern aus den ersten geernteten Ähren gebacken wird› (hierzu die Bezeichnung für das griechische Fest der Thargelia zu Ehren der Artemis und des Apollon), *itrion* ‹Brot mit Sesamkörnern›, *korunthos* ‹Gerstenbrot›, *kollura* ‹grobes Weizenbrot›, *chidra* ‹Gericht aus Weizengraupen›, *kardopos* ‹Backtrog›, *klibanos/kribanos* ‹Backofen› u. a.

Als Bezeichnung des Backofens sind im Altgriechischen die Alternativformen *kribanos* und *klibanos* in Gebrauch. Die Form *kribanos* ist in den antiken Quellen früher belegt als *klibanos*. Wie die Backöfen der Alteuropäer aussahen, ist aus der materiellen Hinterlassenschaft ihrer Siedlungen wohlbekannt. Es gab Backöfen innerhalb der Häuser und auch im Freien, auf dem Hofgelände (Abb. 24).

Weiterhin sind an den Siedlungsplätzen Tonmodelle von Backöfen gefunden worden. Diese Modelle sind zu klein, als dass sie praktischen Zwecken gedient hätten. Es waren Anschauungsobjekte, die vermutlich als rituelle Gegenstände in religiösen Zeremonien eine Rolle spielten (Abb. 25).

Marija Gimbutas hat als Erste darauf aufmerksam gemacht, dass an vielen Stellen der Haushalte Figurinen nicht nur wahllos herumlagen, sondern sorgfältig platziert waren, so auch neben den Öfen, in denen Brot gebacken wurde. Das Brotbacken war offensichtlich Teil eines System von häuslichen Ritualen: «Viele alltägliche Tätigkeiten des Haushalts wie Schlafen, Vorratswirtschaft, Mehl-Mahlen und das Zubereiten von Speisen waren eingebunden in häusliche Rituale, wie dies von den Figurinen ausgewiesen wird, die oft nahe von jeder Tätigkeit deponiert waren» (Chapman 2009: 82). Die Figurinen dienten vermutlich als rituelle Utensilien (bzw. Attraktoren spiritueller Energie) zur Anrufung der Schutzpatronin des Ackerbaus, der Kornmutter. Dass eine solche Interpretation für die prähistorische Doppelfunktion des Bereichs um den Backofen nicht abwegig ist, bestätigen die vielfachen Assoziationen zum Backofen, die sich auch in der griechischen Mythologie und in zahlreichen Ritualen um Demeter ranken (Haarmann 1996: 137 ff.). Nach alter mythischer Überlieferung – im homerischen



24 Die Platzierung des Backofens in einem Haus mit zwei Räumen; Butmir, Bosnien, frühes 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas 1991: 60)

Demeter-Hymnos aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. – macht die Kornmutter Demeter die Menschen mit dem Ackerbau vertraut (Foley 1999).

Dem Backofen zum Backen von Brot kam in den Heimstätten eine zentrale Rolle zu. Die Tätigkeit des Brotbackens war Sache der Frauen; diesbezüglich ist man sich in der Forschung einig. Die besondere Aufmerksamkeit, die dem Backofen in der alteuropäischen Architektur und bei der Gestaltung von Tonmodellen zukommt, mag auf eine bevorzugte Stellung der Frau nicht nur in der Hausgemeinschaft, sondern auch in der Sippenordnung deuten (Hodder 1992: 67). Dass Figurinen häufig neben Backöfen gefunden worden sind, verdeutlicht vielleicht die enge Beziehung zwischen weiblicher Ikonographie und weiblicher Spiritualität.

Die Mystifizierung der elementaren Technologie des Brotbackens als göttliche Gabe an die Menschen ist aus allen frühen Zivilisationen bekannt, so auch aus Mesopotamien. In der altsumerischen Mythologie kam der Göttin Nisaba die Rolle einer «Kornmutter» zu. Das Logogramm der Göttin ist eine Getreideähre mit Schaft. Erst später wurde sie als Göttin des Rechnungswesens und der Schreibkunst verehrt (Frymer-Kensky 1992: 223 f.).

25 Tonmodell eines Backofens aus der Karanovo-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Lazarovici 2009b: 133)



Für die religiösen Assoziationen des Ackerbaus und des Brotbackens gibt es Hinweise auch im Ritualwesen der Donauzivilisation. Im Heiligtum von Parţa (Transsilvanien) ist an einer der Innenwände eine trogartige Vertiefung angesetzt, in der ein Mahlstein lag. Dieses Ensemble wird als Backtrog zum rituellen Mahlen von Getreide gedeutet (Draşovean 2008: 13). Einen weiteren Hinweis findet man in Gestalt von kleinformatigen Brotlaiben aus gebranntem Ton, die die Funktion von Votiven hatten (Haarmann 2010 a: 98 ff.). Zusammen mit den Miniaturbacköfen stellen diese Artefakte elementare Symbole der agrarischen Lebensweise dar, und ihre Präsenz an heiligen Stätten fügt sich in das Gesamtbild der Mystifizierung der Agrartechnologie als göttliches Geschenk. «Backen war möglicherweise eine Tätigkeit, die mit ritueller Bedeutung behaftet war – Backen ist bis heute eingebunden in viele Rituale zu Festlichkeiten» (Anthony 2009 a: 42).

Die Tradition der Brotlaibidole als Votivgaben setzt sich vom Neolithikum durch alle Perioden fort bis in unsere Zeit. «In der Spätantike wurden Brot und Kuchen für rituelle Zwecke in verschiedenen Formen gebacken – als Laib, Schlange, Vogel, Tier, Blume – oder sie trugen eingestempelte Muster. Es besteht kein Zweifel, dass diese Sitte im Neolithikum ihren Anfang nahm, und es ist sehr wahrscheinlich, dass neolithische Stempel mit verschiedenen reliefierten oder eingekerbten Symbolen verwendet wurden, um das passende ornamentale Muster in die Brote und Kuchen zu pressen, die einer bestimmten Göttin gewidmet waren» (Gimbutas 1989: 147).



26 Handsichel aus Rinderhorn mit eingelegten Feuersteinstücken; Karanovo-Kultur; spätes 7. Jahrtausend v. Chr. (nach Nikolov 2007 a: 41)

Durch die Jahrhunderte hat sich – auch unter christlichen Vorzeichen – in den Ländern des Balkans die archaischen Sitte erhalten, rituelle Brote mit uralten Symbolen zu ornamentieren. Die Frauen, denen die Aufgabe des Backens und Dekorierens der rituellen Brote zukam, «verwendeten speziell gefertigte Schafsknochen oder Stempel aus Holz und Ton (...), die unter verschiedenen Ausdrücken quer durch den Balkan bekannt waren: *proškurnik, poskurnik, šaralka, svača, guguška, panagijče, pisalnik, slovo, krušno slovo, cruche* usw.» (Naumov 2008: 73).

In Bulgarien zum Beispiel gehören reich mit traditionellen Symbolen verzierte Brote zu fast allen festlichen Anlässen. Am Tag des Frühlingsfestes zu Ehren des hl. Georg sammeln sich die Menschen aus den Dörfern zu Prozessionen und steigen auf den Berg zur Festwiese. Dort nimmt die rituelle Segnung dekorierter Brote mit Gesang und liturgischen Formeln den Hauptteil der Festlichkeit ein. Der Höhepunkt der Segnung ist der Moment, wenn der Priester das rituelle Brot in beiden Händen hochhält und küsst. Zu Weihnachten wird das Brot rituell gebrochen und verteilt: «Wenn der runde Brotlaib [bulgar. *bogovica*] angebrochen ist, ist das erste Stück für den/die Verstorbene(n) (für die Heilige Jungfrau oder für den Herrn) bestimmt, und es wird neben die Ikone gelegt. Danach erhält jedes Familienmitglied ein Stück in der richtigen Reihenfolge, und ein Stück wird für das Vieh auf dem Bauernhof übrig gelassen. Ein Löffel voll Weizen wird ins Feuer geworfen mit Anrufungen für gute Gesundheit und eine reiche Ernte» (Vasileva 2003: 21 f.).

Die Ausgrabungen an den neolithischen Siedlungsstätten haben vielerlei Gerätschaften ans Licht gebracht, die für den Pflanzenanbau, die Vorratswirtschaft und die Speisenzubereitung wichtig waren. Darunter sind Löffel aus Holz oder Horn, Messer aus Obsidian, Mahlsteine, Hacken aus Hirschhorn und das wichtigste Gerät für die Erntearbeit, die Handsichel (Abb. 26).

Alteuropäische Strukturelemente im Altgriechischen

Da die meisten vorgriechischen Lehnwörter nicht isoliert im Griechischen weiterlebten, sondern von diesen auch Ableitungen gebildet wurden, sind auch vorgriechische Formantien für die Wortbildung produktiv geworden. Mit Hilfe dieser alten Formantien sind auch Ableitungen von indoeuropäischen Erbwörtern entstanden. Sie treten in Namen ebenso wie in lexikalischen Ausdrücken auf (nach Katičić 1976: 51 f.):

-nth-, z. B. in *melolonthe* ‹Maikäfer›
-nd-, z. B. *kalandros* ‹Lerche›
-ss-, z. B. in *kissos* ‹Efeu›
-n-, z. B. in *temenos* ‹heiliger Bezirk›
-mn-, z. B. in *Agamemnon* (Figur der epischen Literatur)
-l-, z. B. in *ixalos* ‹Wildziege›
-r-, z. B. in *konnaros* ‹dorniger Strauch›

Namen: Orte, Personen, Gottheiten

In der Inselwelt der Ägäis, im Küstengebiet des griechischen Festlands und im westlichen Asien ist bis in die griechische Antike reichhaltiges Namenmaterial erhalten geblieben, das auf die vorgriechische Bevölkerung schließen lässt. Die Orts- und Gewässernamen sowie die Benennungen bestimmter Landschaftsformen, die mit den formativen Elementen *-ss-*, *-ndh-* und *-nth-* gebildet sind, gehören zur ältesten Namenschicht in dieser Region.

Diese Formantien sind nicht indoeuropäisch, gehören also zur Wortbildung der untergegangenen Sprache(n) der Urbevölkerung. Das Element *-ss-* kommt besonders häufig vor. Namen mit *-ss-* sind beispielsweise Assa (Makedonien), Bubassos (Karien, im Südwesten der Türkei), Passa (Thrakien), Sardessos (Region um Troja), Termessos (Pisidien, Taurusgebirge in der südlichen Türkei), Kabassos (Lykien, südlich der Landschaft Karien), Larissa (Thessalien, griechisches Festland) u. a.

Bestimmte Namenformen treten in Varianten auf beiden Seiten der Ägäis auf, zum Beispiel:

Europäische Seite	*Asiatische Seite*
Alos (Thessalien)	Alinda (Karien)
Bargos (Illyrien)	Bargasa (Karien)
Kurba (Kreta)	Kurbasa (Karien)
Leba (Makedonien)	Lebintos (Karien)
Oinoe (Attika)	Oinoanda (Lykien)
Passa (Thrakien)	Passanda (Karien)
Prinos (Argolis)	Prinassos (Karien)
Sardos (Illyrien)	Sardessos (Region um Troja)
Sindos (Makedonien)	Sinda (Pisidien)
Tegea (Arkadien)	Tegessos (Zypern)

Die geographische Verbreitung der Ortsnamen vorgriechischer Herkunft zeigt eine ziemlich gleichmäßige Verteilung. Im ägäischen Inselarchipel und in der Balkanregion sind insgesamt 181 Namen dokumentiert, auf der asiatischen Seite sind es 175 (Otkupščikov 1973). Die höchste Konzentration vorgriechischer Namen ist in folgenden antiken Kulturlandschaften festzustellen: Karien, Region um Troja, Kreta, Thessalien, Thrakien und Makedonien. Im ägäischen Raum ist das Namenmaterial besonders vielfältig. Hier findet man antike Namen für Ortschaften (z. B. Tiruns bzw. Tiryns/Genitiv Tiruntos, Argolis; Kameiros auf Rhodos), Berge (z. B. Arakunthos in Attika; Ordumnos auf Lesbos), Flüsse (z. B. Titaresios in Thessalien) und Inseln (z. B. die Kykladeninseln Mykonos und Skiathos). Das Namenmaterial aus vorgriechischer Zeit erlaubt dem modernen Betrachter der antiken Kulturlandschaft, in groben Umrissen die Ausdehnung des alten Siedlungsgebiets auszumachen.

Zu den Namenformen aus vorgriechischer Zeit gehören auch einige, die aus der griechischen Mythologie wohlbekannt sind, wie Parnassos, in der älteren Form Larnassos (Beekes 2010: 1153). Der fast 2500 m hohe Parnass war der Musenberg, weil er den Musen heilig war. An seinen Hängen entsprang die heilige Quelle Kastalia, und dort wurde das Heiligtum von Delphi mit seinem Orakel errichtet. Nach neueren Erkenntnissen der Namenforschung haben sich bestimmte Residuen der alteuropäischen Substratsprache(n) sogar weit über das altgriechische Sprachstadium hinaus bis in spätere Perioden der sprachlich-kulturellen Entwicklung in der Balkanregion erhalten (Poruciuc 1995: 35 ff.). Solche Spuren lassen sich beispielsweise in Personennamen nachweisen, die im Mykenisch-Griechischen, Illyrischen, Thrakischen und in modernen Balkansprachen vorkommen. Hierzu gehören Namen mit den Elementen:

An-, z. B. myken. *A-ne-a*, illyr. *Ana*, rumän. *Ana*, bulgar. *Anko*,
Ok-, z. B. myken. *O-ke-te-u*, alban. *Okiq*, rumän. *Ocut*,

On-, z. B. griech. *Onassis*, illyr. *Onaion*, thrak. *Onakarsis*, bulgar. *Onkov*,
Obr-/Opr-, z. B. myken. *O-pe-ra-no*, alban. *Opari*, rumän. *Oprescu*.

Wie die Alteuropäer ihre Gottheiten nannten, ist nicht bekannt. Bestimmte logographische Zeichen der Donauschrift sind als Identifikatoren von Gottheiten interpretiert worden. Hierzu gehört unter anderem das rhombische Zeichen mit zentralem Punkt. Da Logogramme aber nicht die Lautstruktur der Sprache erkennen lassen, besteht für den modernen Betrachter keine Möglichkeit, solche Namen formal zu erschließen. Auch wenn die Namenformen der vorgriechischen Gottheiten kryptisch bleiben, gibt es doch ein Indiz dafür, dass einige dieser Gestalten (mitsamt ihren Namen) bis in die Epoche der griechischen Antike weiter tradiert worden sind. Dies sind die bedeutenden Göttinnen des griechischen Pantheons: Athene, Hestia, Artemis, Hera und v. a. Aphrodite, die in Heiligtümern rund um das Mittelmeer verehrt wurde, als Fruchtbarkeitsgöttin, Schutzpatronin der Seefahrer und schließlich als Inbegriff der sinnlichen Schönheit. Auch einige der bekannten mythischen Gestalten stammen aus vorgriechischen Traditionen, ebenso ihre Namen, wie etwa Orpheus (Chantraine 1999: 829, Poruciuc 2010: 92 ff.).

Sprach- und Kulturkontakte

Der vorgriechische Lehnwortschatz im Griechischen zeichnet sich durch einige Besonderheiten aus, die auf sehr enge Sprach- und Kulturkontakte schließen lassen. Ein Indikator für intensive Sozialkontakte sind entlehnte Bezeichnungen für Körperteile und -funktionen. Der soziale Hintergrund hierfür sind Familienbindungen mit verschieden-ethnischen Partnern, in diesem Fall betrifft dies Nachkommen der alteuropäischen Bevölkerung, die mit Griechen Beziehungen eingehen. Deren Kinder wuchsen in einem bikulturellen und bilingualen Milieu auf. Dies kann man auch für weitere, nachfolgende Generationen annehmen. Vielleicht erst nach drei oder vier Generationen haben sich die Alteingesessenen kulturell wie sprachlich ans Griechentum assimiliert. In deren Sprachgebrauch blieben allerdings Elemente der früheren Familiensprache bewahrt, und dies sind Ausdrücke, die zum Intimbereich gehören:

griech. *kome* ‹Haar›, *kikinnos* ‹Haarlocke›, *krobulos* ‹Haarschopf›, *nedus* ‹Bauch; Unterleib; Mutterschoß› (dazu *neduia* ‹Eingeweide›), *ussax* ‹weibliche Scham›, *lophos* ‹Nacken (eines Tieres)›, *minthos* ‹(menschliche) Exkremente›, *spelethos* ‹Kot› (dazu speziell *uspelethos* ‹Schweinekot›) u. a.

Das alteuropäische Lehnwort griech. *nedus* steht dem indoeuropäischen Erbwort griech. *delphus* (‹Gebärmutter›) bedeutungsmäßig sehr nahe. *Nedus* wird auch in metaphorischer Bedeutung als Bezeichnung des Schoßes von Mutter Erde (griech. *ge*) verwendet, so in den Werken von Euripides (485–406 v. Chr.). In der Nomenklatur der griechischen Verwandtschaftsbeziehungen scheint eine starke Bindung an die Mutter als Gebärende auf. Der Ausdruck für Bruder ist im Griechischen *adelphos*, was wörtlich ‹der aus demselben Mutterschoß Geborene› bedeutet. In diesem lexikalischen Bereich tritt ein Synonymenpaar mit einem Erbwort (*delphus*) und einem Substratwort (*nedus*) auf, und die Mutterbindung wird in bestimmten Bezeichnungsweisen paraphrasiert. Hier sind Nachklänge einer vorgriechischen Gesellschaftsform zu erkennen, in der wohl der Frau und Mutter eine privilegierte Rolle zukam (s. Kap. 5 zum egalitären Gesellschaftsmodell der Donauzivilisation).

Die Terminologie der Sozialkontakte ist ebenfalls ein Indikator für die lebhafte Interaktion zwischen «Vorgriechen» und Griechen und für eine massive Einflussnahme der vorgriechischen auf die griechische Sprache. Auf den ersten Blick mag die Zusammensetzung dieses lexikalischen Bereichs disparat erscheinen, wenn man mit Ausdrücken wie griech. *karbanos* ‹Fremder, Barbar›, *thes* ‹Tagelöhner› u.a. konfrontiert wird. Doch scheinen in der Wortgeschichte einzelner Ausdrücke viele Einzelheiten der Sprach- und Sozialkontakte auf.

Auch griech. *anassa* ‹Herrin (Herrscherin)› gehört zur vorgriechischen Lehnwortschicht. An diesem Ausdruck kann man erkennen, dass sich die ursprüngliche Bedeutung (d.h. die Wortbedeutung aus alteuropäischer Zeit) verändert hat; *anassa* wurde in der hierarchischen Gesellschaft Griechenlands zur Bezeichnung eines elitären Sozialstatus, wie es ihn in der egalitären Gesellschaft der Donauzivilisation noch nicht gab. Als Originalbedeutung von *anassa* in der Sprache der Alteuropäer könnte man an ‹Oberhaupt eines Matriclans› denken (s. Kap. 5).

Einer der zentralen Begriffe des griechischen Soziallebens, *parthenos*, ist ebenfalls alteuropäischer Herkunft. Für diesen Ausdruck kann kein indoeuropäisches Stammwort erschlossen werden, und man nimmt pelasgischen Ursprung an («origine pélasgique» bei Chantraine 1999: 858). *Parthenos* bezeichnet eine junge, unverheiratete Frau. Die Übersetzung ‹Jungfrau› ist sozial konnotiert, denn entsprechend den sozialen Konventionen der antiken griechischen Gesellschaft wurde vorausgesetzt, dass eine unverheiratete Frau jungfräulich war. Der Name für das Heiligtum der Athene auf der Akropolis von Athen, Parthenon, bedeutet ‹jungfräuliches Gemach›.

Während für die Identifizierung von *parthenos* der Sozialstatus entscheidend war, stand im Fall von griech. *koure* (‹Mädchen, junge Frau›) bedeutungsmäßig der Aspekt der Jugendlichkeit und Jugendfrische im Vordergrund. In der Verbindung beider Begriffe kommt eine besondere Beziehung zur religiösen Sphäre zum Ausdruck. Die Ausdrucksweise *parthenou koras* (‹Jungfrau›) war das Attribut der Göttinnen Athene und Artemis. In den Werken von Pindar (522–nach 446 v. Chr.) wird *parthenos* auch verwendet zur Bezeichnung einer unverheirateten Frau als Mutter. In der griechischen Literatur finden wir die Assoziation des biblischen Begriffs der Parthenogenese.

Die junge, unverheiratete Frau spielte in der Gesellschaft Alteuropas offenbar eine ebenso wichtige Rolle wie die ältere Frau als Hüterin der Familie und der Heimstätte. Die junge Frau stand als Garantin für die Kontinuität der Generationenfolge von Familie und Sippe in der Zukunft, während der Status der älteren Frau (und Mutter) die zeitgleiche Repräsentanz der Sippe markierte. Im Kontext der Grabkultur fällt auf, dass insbesondere die Gräber von jungen Frauen und von älteren Frauen reicher mit kultischen Objekten (z.B. Figurinen) und Artefakten mit symbolischer Bedeutung (z.B. Webutensilien) ausgestattet sind als andere Gräber (s. Kap. 3 zu den Grabbeigaben älterer Frauen).

«Die am meisten geehrten Mitglieder der alteuropäischen Gesellschaft waren ältere Frauen, ..., und Mädchen, die sehr wahrscheinlich Mitglieder einer Erblinie oder Priesterinnen waren» (Gimbutas 1991: 338). Hier ist vielleicht die Motivation dafür zu suchen, weshalb der Ausdruck für junge Frau bzw. Mädchen auf eine Kontinuität von der alteuropäischen Epoche bis in die griechische Antike weist. Kann man in diesem Kontext vielleicht von sozialem Traditionsdruck sprechen?

Auch für ein anderes Attribut der Göttin Athene wird «pelasgischer» Ursprung in Betracht gezogen, da sich dieser Ausdruck ebenso wie *parthenos* indoeuropäischen Deutungen entzieht (Chantraine 1999: 853 f.): *pallakis* bzw. *pallas* (‹jungfräulich›), wie in Pallas Athene (‹jungfräuliche Athene›). Während *parthenos* ein Ausdruck der Gemeinsprache ist, bleibt *pallas* auf die religiöse Sprache beschränkt, und insbesondere auf Kontexte mit Athene als Protagonistin.

Ein weiterer Indikator für massive Sprachkontakte ist die Vielzahl der Wortarten, die im Substratwortschatz vertreten sind. Es wurden nicht nur Substantive, sondern auch Adjektive, Adverbien und Verben entlehnt. Als Beispiele für diese Wortarten seien die folgenden griechischen Wörter genannt:

Adjektive:
aselges ‹drall, üppig›, *afanros* ‹schwach, gebrechlich›, *katharos* ‹rein›, *chalepos* ‹schwierig›, *kednos* ‹verehrt, gefeiert›, *ogugios* ‹uralt› u.a.

Verben:
blepo ‹schauen, blicken›, *brizo* ‹schlafen›, *dunamai* ‹mächtig sein, vermögen›, *iapto* ‹werfen, schleudern› u.a.

Adverbien:
gentupas (genauere Bedeutung unbekannt; ausschließlich in Homers «Ilias»), *euthus* ‹gerade›, *then* ‹gewiss›

Die soziokulturellen Bedingungen der griechischen Landnahme sprechen zudem dafür, dass der Übergangsprozess, in dem sich die vorgriechische Bevölkerung endgültig ans Griechentum assimilierte, lange andauerte.

3. Wirtschafts- und Lebensraum

Handelsrouten und Handelsgüter

Das sogenannte Agrarpaket – also die Ackerbautechnologie und damit assoziierte Lebensweisen – war nicht die einzige Innovation des Übergangs vom Mesolithikum zum Neolithikum, die sich über Südosteuropa und weiter nach Mitteleuropa hinein verbreitete. Gleichzeitig entwickelte sich ein anderer Wirtschaftszweig, der im Raum Alteuropa neben dem Ackerbau zur tragenden Kraft werden sollte, der Tauschhandel. Dem Warenverkehr kam eine Schlüsselfunktion zu für eine gleichgerichtete sozioökonomische Entwicklung in Alteuropa, er gewährleistete den Zusammenhalt der kommunalen Infrastruktur in den Regionalkulturen und förderte andererseits Ausgleichstendenzen in den Kontakträumen.

Warenverkehr

Die Lage der neolithischen Siedlung Vinča (im Süden von Belgrad), die namengebend für die bekannteste der Kulturprovinzen Alteuropas geworden ist, verdeutlicht die zentrale Rolle, die die große Wasserstraße Donau für den Handel im Balkanraum gespielt hat. Waren, die im Tauschhandel aus der Region Vinča exportiert und von anderen Orten dorthin importiert wurden, sind über Transportwege in einem Radius von mehreren hundert Kilometern, im Fernhandel sogar über Tausende von Kilometern bewegt worden. Das was den Zusammenhalt zwischen den Siedlungen gewährleistete, waren die Kontakte, die zum Zweck des Warenverkehrs geknüpft wurden. Die Idee des Austauschs von Waren war für die frühen Ackerbauern nichts Neues. Bereits die mesolithischen Wildbeuter tauschten Waren untereinander, vor allem Material für Geräte wie Schaber, Klingen und anderes.

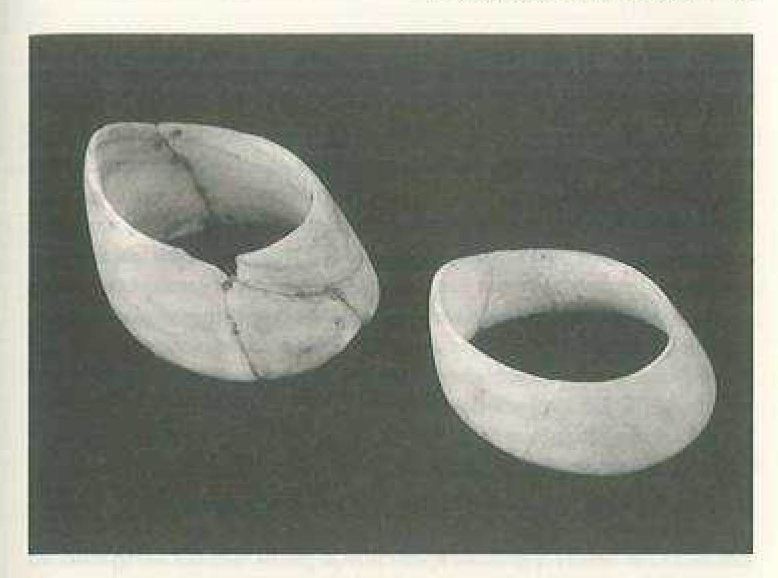
Die älteste Handelsware des Mesolithikums war Obsidian. Vom 11. bis 8. Jahrtausend v. Chr. wurde das vulkanische Gesteinsglas von der Insel Melos geholt und im westlichen Küstengebiet der Ägäis verwendet. Die frühen Siedler in Thessalien und auf der Peloponnes übernahmen den

Handel mit Obsidian und versorgten die Siedlungen der Ackerbauern im östlichen Griechenland mit dem begehrten Material. Es wurden Abschläge von Obsidian als Rohmaterial gehandelt, aus dem dann Schaber, Messerklingen und Pfeilspitzen gefertigt wurden. Später wird auch eine Handelsroute für Obsidian aus dem Norden erschlossen, von Ungarn aus die Tisza (Theiß) entlang zur Donau und weiter flussabwärts. Auf dieser Route gelangte Obsidian seit dem 7. Jahrtausend v. Chr. in den Süden.

Spondylus-Muscheln. Wie die Alteuropäer das vulkanische Glas nannten, wissen wir nicht. Aber der Name für ein anderes, sehr populäres Handelsgut ist der Nachwelt überliefert worden, und zwar über das Griechische. Die Griechen übernahmen von den Alteuropäern die Bezeichnung für eine bestimmte Muschelart, die sie *spondulos* nannten. Spondylus-Muscheln (Spondylus gaederopus) kommen im Mittelmeer in Tiefen zwischen zwei und dreißig Metern vor. Im Schwarzen Meer fehlen sie. Auch Spondylus-Muscheln – genauer gesagt, ihre Schale aus Kalk – gehörten zu den Tauschwaren der Mesolithiker, und auch dieses Handelsgut wurde von den Ackerbauern im 7. Jahrtausend v. Chr. monopolisiert. Ähnlich wie Obsidian blieb die Verbreitung von Spondylus-Muscheln zunächst auf das östliche Griechenland beschränkt. Mit der Ausweitung des Siedlungsnetzes wanderte auch die Handelsware von der Ägäis ins Inland der Balkanregion.

Im Laufe der Zeit weitete sich das Verteilernetz für Spondylus-Muscheln über ein Areal aus, dessen Außenposten weit über die engeren Grenzen der neolithischen Regionalkulturen in Südosteuropa hinaus reichten. «... wir können den Handel mit Spondylus(-Muscheln) archäologisch über fast dreitausend Kilometer verfolgen ..., von Griechenland aus mit seiner Ausdehnung zur Ägäis und zur Adria, wo die Muscheln gesammelt wurden, nordwärts bis Frankreich, Deutschland und Polen, wo man sie in der archäologischen Hinterlassenschaft von Siedlungen und Friedhöfen findet, in Gräbern und als isolierte Funde» (Séfériadès 2009: 181).

Anders als Obsidian waren Spondylus-Muscheln auf die verschiedensten Arten verwertbar, von der rein praktischen Nutzung des Materials Muschelkalk bis hin zur Schmuckfunktion des spiraligen Gehäuses. Spondylus-Muscheln spielten auch eine Rolle als Utensilien für rituelle Zwecke, wie die Gruppierung von Artefakten auf Altären und zeremonialen Plattformen zeigt. Muschelkalk wurde von den Töpfern gebraucht, die die Muscheln zermahlten, um mit dem Kalkpulver auf Tongefäße geritzte Ornamentlinien weiß auszufüllen. Damit erreichte man Kontraste zum rötlichen oder braunen Farbton der Gefäßwandungen. Muschelkalk wurde



27 Aus Spondylus gefertigte Armreifen; Cernavoda, 5. Jahrtausend v. Chr. (Anthony 2009b: 178)

auch dazu verwendet, den Ton anzureichern, um eine bessere Qualität des natürlichen Tons für die Zwecke der Töpferei zu erreichen und um zu verhindern, dass sich in den Wänden der Gefäße, die hart gebrannt wurden, während des Brennprozesses Risse bildeten.

Vor allem wurden Spondylus-Muscheln wegen ihrer exquisiten Spiralform geschätzt. Geschickte Kunsthandwerker zerschnitten die Muscheln in ringförmige Scheiben, die als Armreife dienten. Muschelstücke wurden zu Halsketten verarbeitet oder als Kettenanhänger modelliert. Auch wurden Gefäße aus Spondylus hergestellt, die sehr sorgfältig geschliffen wurden und die ganz offensichtlich nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt waren. Es sind zahlreiche, aus Spondylus gefertigte Artefakte gefunden worden, die Zeugnis von der Popularität dieses Materials ablegen und ebenso vom Geschick der alteuropäischen Kunsthandwerker, die diesen Schmuck hergestellt haben (Abb. 27).

Salz. Im späten Neolithikum eröffnete sich für den Handel in Alteuropa eine weitere Domäne: Salz wurde zu einer begehrten Handelsware, dessen Abbaugebiete überwiegend in Bulgarien und in den östlichen Karpaten

(Rumänien) lagen (Cavruc/Chiricescu 2006). In der Gegend von Provadija (westlich von Varna) sind die Reste einer neolithischen Salzproduktionsstätte gefunden worden. Die Salzproduktion dort geht auf das 5. Jahrtausend v. Chr. zurück, und damit ist Provadija die älteste Stätte der Salzgewinnung in Europa (Nikolov 2005). An dieser Stelle gab es Salzquellen, die erst Anfang des 20. Jahrhunderts wiederentdeckt wurden. Das Salz von Provadija zeichnet sich durch eine besondere Qualität aus, nämlich durch seine Reinheit. «Der durchschnittliche Gehalt von Sodium-Chlorit im Salzkern ist 67 %, was die Salzlager von Provadija zu einem der reinsten Vorkommen in Europa macht» (Christov 2008: 21). Das Salz wurde in großen flachen Schüsseln ausgewaschen. Reste solcher Gefäße für die Salzgewinnung sind bei archäologischen Ausgrabungen zwischen 2005 und 2007 gefunden worden. «Die Schüssel wurde auf das Feuer gesetzt, darin wurde Salzwasser ein- und nachgegossen, nach dessen Verdampfung eine beträchtliche Salzmenge (mindestens 10 kg!) zurückblieb» (Nikolov 2007a: 42).

Salz ist häufig auch gegen Kupfer eingetauscht worden, und auch Spondylus-Muscheln gehörten zu den wertvollen Gütern, die im Tauschhandel mit Salz eine bevorzugte Rolle spielten. Wie genau sich der Salzhandel im Neolithikum abspielte, wissen wir nicht. Aber es gibt eine Analogie aus der Neuzeit. Im 16. und 17. Jahrhundert gab es einen Tauschhandel für Salz, der von Dubrovnik an der Adriaküste aus organisiert wurde. Die Händler aus Dubrovnik, die zur Zeit der osmanisch-türkischen Herrschaft auf dem Balkan von den Leuten in Provadija Salz einhandelten und den Handel damit auf dem ganzen Balkan kontrollierten, tauschten den begehrten Rohstoff gegen Kuhhäute und aus Stierfell gegerbtes Leder ein.

Der Rohstoff Salz spielte wohl auch eine Schlüsselrolle für die Steppennomaden, die mit der ersten Wanderung der Kurgan-Leute um die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. in die Region im Nordwesten des Schwarzen Meeres gelangten. Neuere Forschungen zu den Migrationen der Indoeuropäer haben die ältere Kurgan-Theorie von Gimbutas bestätigt (Gimbutas 1991: 361 ff.) und den Nachweis erbracht, dass die Stoßrichtung der frühen Migrationen von Steppennomaden nicht zufällig auf die Regionen mit Salzvorkommen ausgerichtet waren (Haarmann 2010b: 34 ff.).

Wie die Alteuropäer das Salz nannten, wissen wir nicht. Ebenso wenig kennen wir die spezialisierte Terminologie des Salzhandwerks und des Salzhandels. Denn in den Balkansprachen findet man nur Variationen des indoeuropäischen Erbwortes für Salz, **seh-(e)l-* (Mallory/Adams 1997: 498): griech. *hals*, bulgar. *sol*, rumän. *sare*, alban. *ngjel-bet* (eine Ableitung vom Grundwort), serb. *so(l)* usw. Auffällig ist, dass die Bezeichnung für Salz in den semitischen Sprachen kein Erbwort, sondern ein Substratwort aus vorsemitischer Quelle ist: Wurzel *MLX* > akkad. *mil'*, phöniz. *'mmlx*, ugarit. *mlxt*, aram. *milx*, arab. *milx* usw. Nach Murtonen (1989: 259) handelt es sich um ein entlehntes «Kulturwort». Ist vielleicht eine alteuropäische Quelle Ausgangspunkt für den nahöstlichen Transfer dieses Kulturworts?

Der Handel zwischen den Regionalkulturen der Donauzivilisation nahm mit dem Aufkommen von Metall seit dem ausgehenden 6. Jahrtausend v. Chr. einen besonderen Aufschwung. In der Frühphase der Verwendung von Metall, als nur die Methode des Kalthämmerns bekannt war, war es der Rohstoff selbst (Metallschlacke oder -bruchstücke), der als Handelsware diente. Später, als die Alteuropäer mit Gusstechniken experimentierten, wurden auch Fertigwaren aus Metall gehandelt. Der Rohstoff der frühen Metallzeit war Kupfer. Gold kam erst etliche Jahrhunderte später in Gebrauch (s. Kap. 4 zur Metallverarbeitung).

Der Handel über die Wasserstraßen entwickelte sich schon bald zu einem eigenen Wirtschaftszweig mit einem ständig wachsenden Volumen. Wie stark das Wachstum der alteuropäischen Wirtschaft im 5. und 4. Jahrtausend v. Chr. gewesen sein muss, dazu gibt es Indizien aus dem Bereich der Metallverarbeitung. Die Kupferschmiede Alteuropas haben enorme Mengen an Kupfer verarbeitet, und der größte Teil der Artefakte wurde an weit verstreuten Orten, teilweise weit entfernt von den Lager- und Werkstätten, gefunden. Allein die Masse der transportierten, aus Kupfer gefertigten Objekte macht mehrere tausend Kilogramm aus. Dies bedeutet, dass der Warenumschlag in der Donauzivilisation ein Volumen erreichte, wie es in Mesopotamien oder Ägypten erst Jahrtausende später bezeugt ist.

Der Handel, der über die Varna-Region im Nordosten Bulgariens abgewickelt wurde, entfaltete sich rasant seit der Kupferzeit. Varna war ein Knotenpunkt auf der Handelsroute, die aus dem Süden (Karanovo-Region) in den Norden (Trypillya-Region) führte. Auf dieser Nord-Süd-Magistrale fand eine Vielfalt von Waren ihren Weg in die entlegensten Siedlungen Alteuropas und auch in die Steppe zu den Viehnomaden: «... farbig-glänzende Objekte aus Gold und Kupfer, sehr große Feuersteinklingen, aus importierten Muscheln der Ägäis gefertigte Ringe und Perlen, Halsketten mit Perlen von Rotwildzähnen und kleine polierte Steinäxte» (Chapman 2009: 79).

Einen nicht unerheblichen Anteil am Warenverkehr hatte der Transport über See, der für das westliche Küstengebiet des Schwarzen Meeres im

5. Jahrtausend v. Chr. nachgewiesen worden ist. Zu den mit Wasserfahrzeugen in küstennahen Gewässern transportierten Gütern gehörten u. a. «... Seemuscheln (sehr wahrscheinlich ägäischer Herkunft), Äxte aus vulkanischem Gestein, Kupfer für Ornamente und Waffen und (...) auch Gold» (Ivanova 2008: 237). Die Kaufleute, die den Seehandel organisierten, waren offensichtlich wenig daran interessiert, ihre Waren zu den Leuten in der Steppe nördlich des Schwarzen Meeres zu bringen. Diese Handelskontakte wurden auf dem Landweg abgewickelt.

Solche Waren wurden in Krügen und Töpfen gehortet und transportiert. Horte solcher Waren sind an vielen Stellen entlang der Magistrale gefunden worden. Nach der Zusammensetzung des Fundmaterials war die Kombination von Gegenständen aus Kupfer mit Spondylus-Muscheln besonders häufig. In einigen der Horte waren Massen an Waren angehäuft. In dem Hort von Karbuna (Trypillya-Kultur) lagen über 440 Objekte aus Kupfer und mehr als 250 Perlen und Armreifen aus Spondylus. In einem anderen Hort aus Brad (Cucuteni-Kultur) waren mehr als 450 Artefakte gesammelt. Der bislang reichhaltigste Hort mit den meisten Objekten (insgesamt 2.034) wurde bei Ariuşd in Transsilvanien ausgegraben (Anthony 2009 a: 39).

Ritueller Geschenketausch

Zu den wohl exquisitesten Gütern, die für die Handelsbeziehungen eine wichtige Rolle spielten, gehörten auch Artefakte, die offensichtlich als Geschenke den Warenaustausch begleiteten. Dies sind Figurinen aus gebranntem Ton. Viele der Figurinen Alteuropas, die die Archäologen ans Licht gebracht haben, sind unversehrt, d. h. in einem Stück erhalten geblieben. Andere sind zerbrochen und müssen wieder zusammengesetzt werden, will man das Erscheinungsbild rekonstruieren. Erstaunlicherweise tauchen häufig die Bruchstücke ein und derselben Figurine an verschiedenen Plätzen auf, dies lässt sich anhand der Bruchlinien erkennen. Auch dass an derselben Fundstelle sowohl intakte als auch zerbrochene Figurinen gefunden worden sind, hat den Archäologen lange Zeit Rätsel aufgegeben. Die Fundumstände deuten vielerorts eindeutig darauf hin, dass die Figurinen absichtlich zerbrochen wurden. Warum? Dafür hat man erst vor einigen Jahren eine plausible Erklärung gefunden.

Figurinen wurden in religiösen Ritualen als sakrale Objekte verwendet und anschließend zerbrochen, wenn sie ihre Funktion erfüllt hatten. Die Stücke wurden aber nicht achtlos weggeworfen, sondern in Behältnissen aufbewahrt und in Zeremonien zur Pflege von Sozialkontakten als Geschenke ausgetauscht. Die Routen, auf denen die Bruchstücke von einem Ort zum anderen wanderten, folgen denen der Handelskontakte. Das intentionale Zerbrechen von Figurinen (intentional fragmentation) und der Transfer von Bruchstücken als Geschenkartikel (fragment enchainment) formiert sich zu einem zeremoniellen Austausch von Artefakten mit symbolischer, nicht praktischer Bedeutung. «Der Ausdruck *enchainment* ‹Verkettung› ist eine elementare Form des Geschenketauschs, bei dem die Person, die ein unveräußerliches Objekt (ein Objekt, dem etwas von der Aura der Person oder von dessen Wesen anhaftet) einer anderen Person gibt, stellt damit eine Beziehung her, durch die er/sie etwas von der Aura des Empfängers erhält und auf diese Weise das Geschenk nie gänzlich verliert, während der Empfänger zusammen mit dem Geschenk etwas von der Aura der gebenden Person annimmt» (Chapman 2001: 223).

Die große Zahl an Figurinen (mehrere tausend Exemplare), die in diesem Geschenketausch verteilt wurden, zeigt, wie wichtig sie für die Pflege der Sozialkontakte zwischen den Bewohnern der alteuropäischen Siedlungen waren. In den Werkstätten, wo Figurinen hergestellt wurden, haben Archäologen auch Hinweise darauf gefunden, dass bereits während des Arbeitsgangs des Skulptierens Bruchsäume vorbereitet wurden, die das Zerbrechen der Figurinen nach deren rituellem Gebrauch erleichtern sollten. «Die besondere Herstellungsweise der Statuetten war zweifelsohne nicht durch technische Erfordernisse der Formung oder des Keramikbrands bedingt. Vielmehr gehört die separate Herstellung der Körperteile seit dem frühesten Neolithikum geradezu zu einem Merkmal der Figurinen. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass die Statuetten in Einzelteilen hergestellt wurden um sie – im Rahmen ihres zeremoniellen Gebrauchs – gezielt zerbrechen zu können» (Hansen 2004: 196).

Die Annahme eines solchen zeremonialen Geschenketausches in Alteuropa kann durch ethnographische Vergleiche bekräftigt und illustriert werden. Wanderwege von Objekten mit symbolisch-spiritueller Bedeutung sind bekannt aus dem rituellen Tausch von Geschenken, der alljährlich zwischen den Inseln Melanesiens stattfindet. Dieses *kula ceremonial exchange network* von aus Kauri-Muscheln gefertigtem Schmuck dient der Bekräftigung von Verwandtschaftsbeziehungen sowie der Kontaktpflege zwischen Gruppen, die miteinander Handel treiben. «... das als *kula* bezeichnete Bezugsnetz verbindet Menschen mit verwandten, aber verschiedenen Sprachen und unterschiedlichem Brauchtum. Zwei Typen von wertvollen Dingen werden von Insel zu Insel gebracht, eingebunden in

einen Kreislauf von Geschenketausch – Halsketten aus Muscheln (*soulava*), die im Uhrzeigersinn wandern, und Armreifen oder Armbänder (*mwali*), die entgegen dem Uhrzeigersinn weitergegeben werden» (Nile/Clerk 1996: 89).

Für Alteuropa stellt sich die Frage, in welcher Beziehung der Warenhandel zum rituellen Geschenketausch stand. Waren dies Aktivitäten, die grundsätzlich getrennt voneinander abliefen, oder waren sie kombiniert und wurden beide zu bestimmten Anlässen durchgeführt? Eine eindeutige Antwort auf diese Frage kann nicht gegeben werden, denn dazu reicht das archäologische Fundmaterial nicht aus. Wohl aber kann man, gestützt auf einen weiteren ethnographischen Vergleich, eine Annäherung versuchen. In der Gesellschaft der griechischen Antike gab es die Institution der *paneguris*. Dieser Ausdruck bezieht sich auf die Versammlung der Bürger anlässlich eines religiösen Festes, das jeweils einer Gottheit gewidmet war. Die Gottesverehrung war allerdings nur ein Teil der Festlichkeit, angeschlossen war eine Warenschau, sozusagen ein Wochenmarkt oder eine Messe. Der Gedanke war naheliegend, das Nützliche mit dem Religiös-Festlichen zu verbinden. Die Tradition des sonntäglichen Kirchgangs in Verbindung mit einem Wochenmarkt ist aus der Geschichte des europäischen Mittelalters wohlbekannt.

Warum sollten nun die Griechen die ersten mit einem solchen Brauch gewesen sein? Sie waren nicht die ersten Händler Europas, und es spricht vieles für die Annahme, dass die Griechen nicht nur die alten Handelsrouten der Donauzivilisation benutzten, sondern auch alte Traditionen weiterpflegten, mit denen der Handel schon Tausende von Jahren vor ihnen in Südosteuropa abgewickelt worden war. So ist es durchaus möglich, dass die Idee der *paneguris* auf alteuropäische Vorbilder einer Kombination von Waren- und Geschenketausch zurückgeht.

Wasserfahrzeuge und Bootsmodelle

Die klimatischen Bedingungen im Donauraum sind von der Art, dass neolithische Objekte aus organischen Materialien wie Holz oder Textilien nur in Ausnahmefällen erhalten geblieben sind. Boote wurden damals aus Holz gebaut, und insofern gibt es keine Reste, an denen die Konstruktion der Boote zu erkennen wäre, mit denen die Alteuropäer ihre Waren über die Wasserstraßen transportiert haben. Überliefert sind allerdings verschiedene Bildmotive, die sich offensichtlich auf die Flussschifffahrt beziehen. Die Alteuropäer haben viele Dinge ihrer kulturellen Umgebung





28 Tonmodelle von Booten aus Alteuropa, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Radunčeva 2003: 292)

in Miniaturmodellen aus Keramik wiedergegeben. Darunter sind auch einige Skulpturen, die wie Miniaturversionen von Booten aussehen. Zwar bleibt unbestimmt, ob die Gefährte, die dargestellt werden, solche für den Transport von Menschen oder Waren oder von beidem waren, aber man kann sich ein ungefähres Bild vom Aussehen der Wasserfahrzeuge machen, die auf den Flussrouten unterwegs waren. Die Modelle zeigen nicht nur die äußere Form der Boote, sondern es sind auch Einzelheiten ihrer Bauart zu erkennen. So sieht man in manchen die Verstrebungen des Bootskörpers, in anderen die Außenverkleidung und den hochgezogenen Bug (Abb. 28).

Die Kontexte, in denen Bootsmotive auftreten, erlauben keine eindeutige Identifizierung spezieller Aktivitäten, die mit der Flusschifffahrt in Verbindung stehen. Einiges deutet womöglich auf Zeremonien anlässlich von Festlichkeiten am oder auf dem Wasser, an denen Boote beteiligt waren. Von besonderem Interesse sind einige Bootsmodelle, in denen mehrere Personen sitzen. Auch Modelle mit Einbuchtungen an beiden Seiten machen eher den Eindruck von zeremonialen Fahrzeugen als von Lastschiffen. In einigen ähnlich geformten Keramikbehältern, die als Miniaturaltäre gedeutet werden, lagen Figurinen.

Es ist nicht abwegig, an Wasserweihen oder Feste mit Bootsprozessionen zu denken. Vergleiche mit entsprechenden Traditionen in den Mittelmeerländern bieten sich an, wo an bestimmten Festtagen die Fischer mit ihren Booten zu religiösen Prozessionen auf dem Wasser hinausfahren. Möglicherweise wurde in der Donauzivilisation mit Wasserfesten die Bedeutung der Flussläufe für den Wasserhaushalt der Felder, für den Warenaustausch und für den Sozialkontakt zwischen den Siedlungen hervorgehoben. Das Motiv eines Boots mit Aufbau findet sich auch unter



29 Vergleich zwischen einem bildhaften Zeichen der Donauschrift und dem Boot-Motiv in der religiösen Ikonographie der altägäischen Kulturen (nach Haarmann 2010 a: 63)

den bildhaften Zeichen der Donauschrift. Die kulturelle Begrifflichkeit, die hier aufscheint, lebt weiter in den Nachfolgekulturen des ägäischen Raums im Zeitraum vom 3. bis zum 2. Jahrtausend v. Chr. (Abb. 29).

Mit dem ideographischen Zeichen eines Bootes (oder Schiffes) mit einem überdachten Aufbau wurde offensichtlich ein Gefährt bezeichnet, das im Dienst einer rituellen Handlung stand. Diese Deutung bliebe rein spekulativ, wenn nicht das gleiche Motiv in entsprechenden religiösen Kontexten auftreten würde. Darstellungen von Kultschiffen, deren äußere Gestalt samt überdachtem Innenteil dem stilisierten alteuropäischen Zeichen verblüffend ähnlich sieht, sind aus der mykenischen Periode überliefert (Haarmann 1995: 35 ff.). Eine Abbildung ist ein Siegelbild auf einem goldenen Ring aus Tiryns, die andere das berühmte Schiffsfresko von Thera (Santorini), aus der Ruinenstätte von Akrotiri (Doumas 1992: 77 f.). Das Siegelbild wie auch das Freskenmotiv stehen eindeutig in einem kultischen Kontext. Diese Hinweise auf balkanisch-altägäische Parallelismen bieten mehr als lediglich ethnographische Motivvergleiche. Die altägäischen Zivilisationen stehen in kulturchronologischer Abhängigkeit zur Donauzivilisation (s. Kap. 9). Dementsprechend ist eine hohe Frequenz von Parallelismen im Repertoire ornamentaler Motive und der Schriftsysteme zu erwarten.

Siedlungen und Architektur

Die Geschichte der Haustypen, Siedlungsformen und Stadtanlagen ist vielfältig. Bemerkenswerterweise beginnt die Siedlungsgeschichte Alteuropas an der Peripherie, nämlich im späten 8. Jahrtausend v. Chr. in Thessalien, und sie läuft auch an der Peripherie aus, nämlich im frühen 3. Jahrtausend v. Chr. in der Ukraine. Dies sind über vier Jahrtausende, und in dieser Zeitspanne haben sich Siedlungen jeder Größenordnung entwickelt. Die Großsiedlungen der Spätzeit waren doppelt oder dreimal so groß wie die ältesten Städte Mesopotamiens. Aber es gab keine mit dem Zweistromland oder Ägypten vergleichbare Monumentalarchitektur. Dies heißt nicht, dass es keine größeren Bauten in Alteuropa gegeben hätte. Es gab heilige Bezirke mit monumentalen Dimensionen. Aber Großbauten wie die Pyramiden, die Tempeltürme Babyloniens oder Paläste sind für die Donauzivilisation nicht bekannt.

Dies hat manche Archäologen zu der voreiligen Schlussfolgerung verleitet, dass Alteuropa keine Hochkultur gewesen sein könne, eben weil eine monumentale Architektur fehle, die angeblich eine Zivilisation auszeichnet. Paläste gibt es an den Kulturstätten der Donauzivilisation nicht, weil die Gesellschaft offenbar nicht hierarchisch gegliedert war und es daher keine herrschende Elite gab (s. Kap. 5). Sakrale Großbauten hat es aber wohl doch gegeben. Darauf lassen Tempelmodelle schließen, von denen einige mehrstöckige Konstruktionen in Miniaturform wiedergeben. Jedenfalls waren die größten Gebäude in Alteuropa keine Profanbauten, sondern Versammlungsorte mit kommunalen Funktionen, zur Abhaltung religiöser Zeremonien und für die Gottesverehrung.

Späte Nachklänge der Terminologien, die bei den Alteuropäern für den Haus- und Siedlungsbau in Gebrauch waren, findet man in den ältesten Schichten des Lehnwortschatzes im Griechischen:

> *gephura* ‹Brücke›, *ikrion* ‹Querbalken›, *thalamos* ‹Zimmer, Gemach›, *plinthos* ursprüngl. ‹Mauer mit einem Sockel aus Natursteinen und einem Oberteil aus Flechtwerk, das mit Lehm verputzt ist›, später ‹Ziegelstein›, *phlia* ‹Türpfosten›, *megaron* ‹(vor)griechischer Haustyp (mit viereckigem Grundriss)› (die Pluralform *megara* hat im Griechischen noch eine ältere Bedeutung bewahrt, nämlich ‹Opfergrube›; s. Kap. 6), *geison* ‹Einfassung› u. a.

Das mit dem Ausdruck *thalamos* bezeichnete Zimmer war das eheliche Schlafzimmer. In den ältesten griechischen Hauskonstruktionen war der

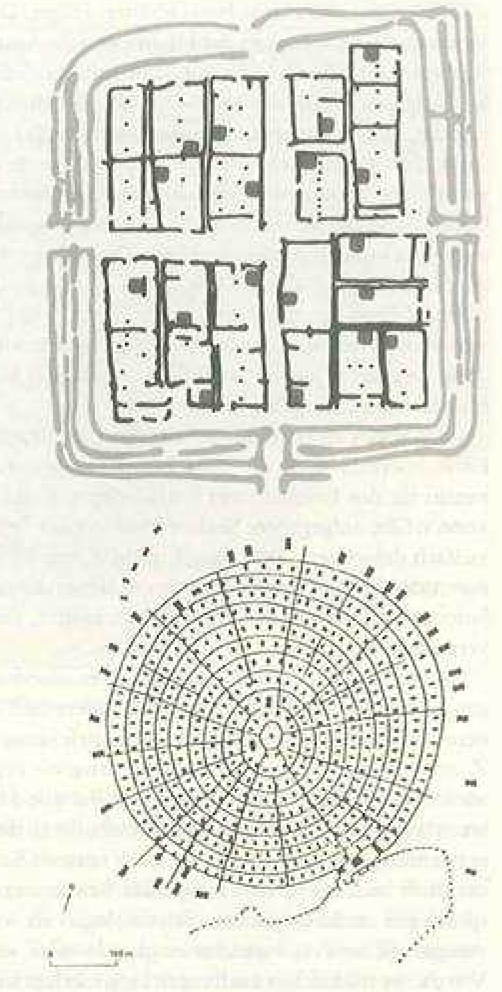
thalamos ein freistehender Rundbau im Hof. Er wurde in späteren Perioden auch anderweitig genutzt, nämlich als Vorratsraum. Verwandt mit dem vorgriechischen Substratwort *thalamos* ist *tholos*, das einen Rundbau mit konischem Dach bezeichnete.

Ab etwa 6500 v. Chr. entfalteten sich verschiedenste Stile in der Architektur, dies betrifft die Konstruktionsweisen von Einzelbauten ebenso wie die Hausverteilung in den Siedlungen. Grundsätzlich kann man in der Anlage städtischer Siedlungen Unterschiede zwischen Anatolien und dem Balkan beobachten. Anders als bei der verschachtelten Bauweise von Çatalhöyük (s. Einleitung) standen die alteuropäischen Häuser einzeln und besaßen Türen in den Seitenwänden. Die Häuser waren neben Straßen und Gassen gruppiert, so dass die ganze Siedlung von einem Straßennetz durchzogen war.

Die Klimaerwärmung, die um 5800 v. Chr. einsetzte, zeigte nur wenig später ihre Wirkung in der von Menschen geformten Kulturlandschaft. Die Siedlungsgeschichte jener Ära lässt eine große Unrast und Unstetigkeit erkennen. Es kam zu verschiedenen lokalen Bevölkerungsbewegungen, zu kleinräumigen Migrationen in unterschiedliche Richtungen (Budja 2005: 63 ff.). Dabei handelte es sich um einen intern-europäischen Bevölkerungstransfer ohne den Zustrom von außereuropäischen Migranten. Es gibt Siedlungen, die jahrhundertelang blühten und sich vergrößerten, die dann aber aufgegeben wurden, ähnlich wie Hacilar in Westanatolien. An anderen Orten mündete die kulturelle Entwicklung in eine Phase der Stagnation ein, Sesklo in Thessalien ist ein Beispiel hierfür. Seit etwa 6500 v. Chr. hatten sich dort die Architektur, die Keramikherstellung und der ornamentale Dekor dynamisch entfaltet. Um 5700 v. Chr. erlahmte diese Dynamik, Sesklo war nicht mehr richtungweisend mit seiner Entwicklung, und keine hundert Jahre später fiel das Kulturschaffen in ein epigonales Stadium ab.

Die Anlage der Dörfer und Städte

Immer deutlicher unterschieden sich die Siedlungen in ihrer Größenordnung. Bestimmte Orte wuchsen nicht über die Organisationsform von Dörfern hinaus. Viele Siedlungen Alteuropas hatten nur zwischen 100 und 150 Einwohnern. An anderen Orten wiederum wuchs die Einwohnerzahl beständig an, die Anlage von Wohnvierteln und Straßen wurde immer komplexer und die Ackerflächen erweiterten sich zusehends.



30/31 Siedlungsanlagen Alteuropas
Oben: Der geometrische Grundriss von Poljanica; Karanovo-Kultur, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Todorova 1982)
Unten: Der kreisförmige Grundriss von Petreni; Cucuteni-Kultur, um 4000 v. Chr. (nach Gimbutas 1991: 104)

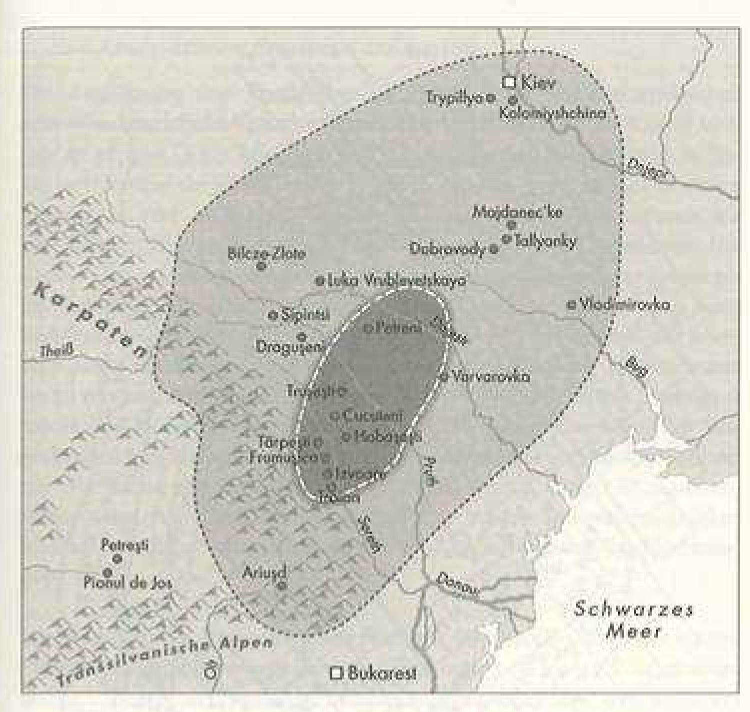
Die Siedlungen wurden nicht nach einem vorgeplanten Schema angelegt, sondern ihr Grundriss passte sich jeweils den lokalen Landschaftsformen an. Es gab Siedlungen auf ebener Erde (z. B. Hamangia, Cucuteni und Trypillya) und solche auf Hügeln (Tells) wie Gumelniţa oder Karanovo. Einige Siedlungen hatten auch zwei Teile, einer auf ebenem Boden und

einen zweiten auf einem benachbarten Hügel. Dies trifft auf Vinča und Varna zu. Die Anordnung der Häuser und die Ausrichtung der Gassen und Straßen folgte ebenfalls keinem einheitlichen Schema. Alteuropa kannte Siedlungsgrundrisse der verschiedensten Auslegung, einschließlich rechtwinkliger und kreisrunder Anlagen (Abb. 30/31).

Die durchschnittliche Einwohnerzahl rangierte im 7. Jahrtausend v. Chr. von einigen hundert bis mehr als tausend Einwohnern pro Siedlung. Diese Größenordnung vertreten Siedlungen wie Karanovo in Zentralbulgarien und Anza in Makedonien, Sesklo in Thessalien sowie Çatalhöyük und Hacilar in Anatolien. Çatalhöyük war mit 6000 bis 7000 Menschen die mit Abstand bevölkerungsreichste Stadt ihrer Zeit. Diese Größe ist außergewöhnlich, wenn man damit die einzige andere zeitgenössische Stadtgründung vergleicht, Jericho im Nahen Osten: dort haben nicht mehr als 700 bis 900 Menschen gelebt.

Çatalhöyük ist ein besonders illustratives Beispiel dafür, dass weder die Einwohnerzahl noch die hohe Entwicklungsstufe sozialer Ordnung Garanten für den Bestand einer Großsiedlung waren. Çatalhöyük wurde um 6000 v. Chr. aufgegeben. Skelettfunde aus der Spätphase der Stadt zeigen vielfach deformierte Knochen (Larsen/Wilson 2006: 139 f.). Es wird angenommen, dass die Verbreitung von Malaria, die sich in den Mückenpopulationen nahegelegener Sümpfe halten konnte, die Bewohner zum Abzug veranlasste.

Im ausgehenden 5. Jahrtausend v. Chr. entstanden die ersten Großsiedlungen Alteuropas mit Hunderten von Häusern und Tausenden von Einwohnern. Das war zu einer Zeit, als die Entwicklung in Anatolien stagnierte. Zum Kreis der Siedlungen, die dieser Kategorie zugeordnet werden, gehört auch Petreni (Rumänien) mit seinen rund 500 Häusern und schätzungsweise 4000 Einwohnern. In den Städten, die in der Zeit nach 4000 v. Chr. entstanden, wohnten jeweils mehrere tausend Einwohner. Die Kategorie der dicht besiedelten Orte mit großer Bewohnerzahl wird in der englischsprachigen archäologischen Terminologie als «nucleated settlements», «megasettlements», «settlements-giants» oder «proto-cities» bezeichnet. Von diesen städtischen Siedlungen entwickelten sich einige in der Spätphase der Donauzivilisation sogar zu Metropolen. «Zwischen ca. 3700 und 3400 v. Chr. dehnte eine Gruppe von städtischen Siedlungen der Trypillya C1-Ära ihre Flächen zu Größen von 250 bis 450 Hektar aus, zwei- bis viermal größer als die ersten Städte Mesopotamiens, die sich zur gleichen Zeit entwickelten. ... Dies waren die größten Siedlungen, nicht nur in Europa, sondern auf der ganzen Welt» (Anthony 2009 a: 52). Im Westen der

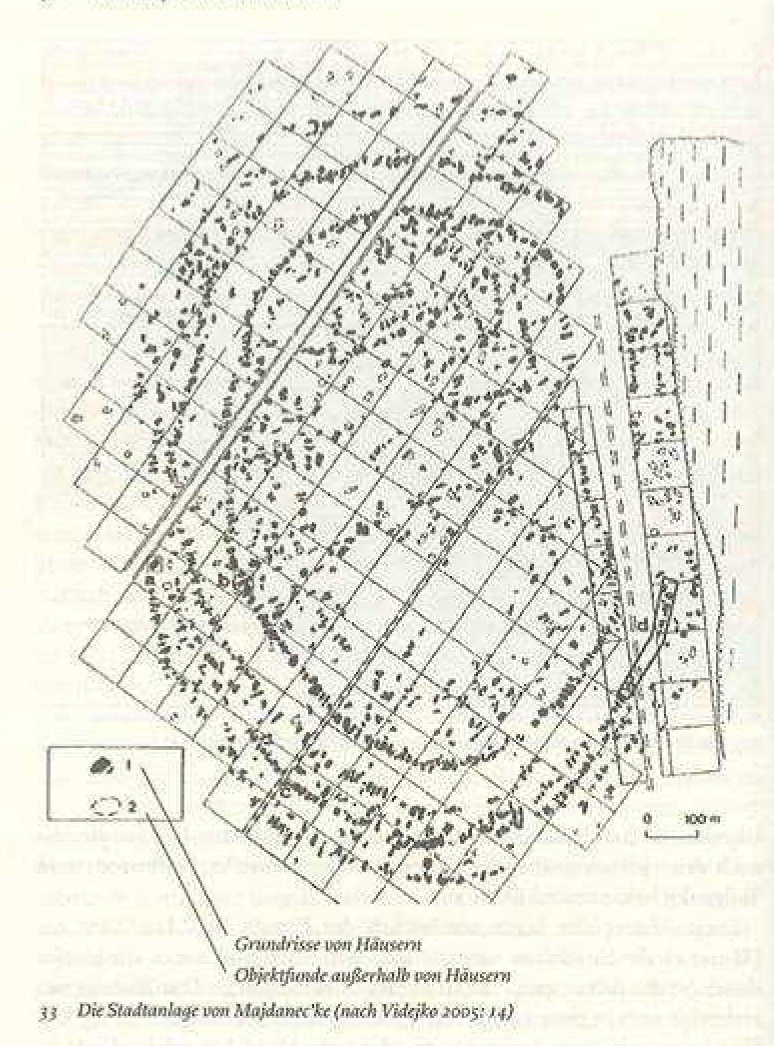


32 *Die Großsiedlungen im nördlichen Alteuropa (nach Gimbutas 1991: 103 f.).*

Ukraine, im Areal der Cucuteni-Kultur, entstanden echte Großstädte, die nach den archäologischen Fundstätten als Majdanec'ke, Dobrovody und Tallyanky bekannt sind (Abb. 32).

Diese Metropolen lagen nordöstlich des Flusses Bug. Die Zahl der Häuser in diesen Städten variierte zwischen 1500 und 2000. Die größte dieser Städte Alteuropas, Tallyanky, war oval angelegt. Das Wohngebiet erstreckte sich in einer Länge von 3,5 km und in einer Breite von 1,5 km. Hier haben schätzungsweise 10 000 oder mehr Menschen gelebt. Auch die Metropole Majdanec'ke mit ihren rund 7500 Einwohnern hatte eine ovale Anlage (Abb. 33).

Computerhochrechnungen zufolge müssen sich die bebauten Felder rings um diese Mega-Siedlungen bis zu sieben Kilometer in die Umgebung ausgedehnt haben (Gaydarska 2003).



Grundrisse von Häusern
Objektfunde außerhalb von Häusern

33 Die Stadtanlage von Majdanec'ke (nach Videjko 2005: 14)

Hauskonstruktionen: Grundrisse und Baustile

Die Ausführung von Fundamenten, Wänden und Dachkonstruktionen zeigt eine beachtliche Variationsbreite. Die Veränderungen im Baustil können an einigen Orten besonders gut verfolgt werden, zum Beispiel in Sesklo am Ostrand der thessalischen Ebene (Gimbutas 1991: 15f.). Der älteste Haustyp ist eine im Boden versenkte Konstruktion, die durch Funde seit Mitte des 7. Jahrtausends v. Chr. dokumentiert ist, das Grubenhaus. Um 6300 v. Chr. wurden erstmals viereckige Häuser mit Wänden aus gestampftem Lehm gebaut. Schon bald trat ein neuer Haustyp auf. Zwischen 6200 und 6000 v. Chr. baute man Häuser mit Eckpfeilern aus Holz und mit lehmverputzten Wänden aus Flechtwerk. Die Längsseiten solcher Häuser waren bis zu 6 m lang. Die Wandkonstruktion aus lehmverschmiertem Flechtwerk wurde im Altgriechischen *plinthos* genannt. An einigen Orten sind bei Ausgrabungen von Häusern Reste von Lehmwänden gefunden worden, auf deren Oberfläche alteuropäische Kultursymbole gemalt waren. Ab der ersten Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr. wurde eine weitere Bauweise eingeführt: Häuser auf einem Steinfundament mit Wänden aus getrockneten Lehmziegeln.

Die Herdstelle. In alteuropäischen Häusern war die Herdstelle der einzige Platz, dessen säkulare und kultische Funktionen zu keiner Zeit getrennt wurden. Sie war der räumliche Mittelpunkt des Haushalts, verbunden mit allen dort ausgeführten praktischen Tätigkeiten. Gleichzeitig wurden hier einfache Rituale zu Ehren der Schutzgeister des Hauses durchgeführt. Dies bestätigen die Funde von weiblichen Statuetten in unmittelbarer Nähe der Feuerstelle. Hinweise auf eine solche Doppelfunktion gibt es bereits für die Periode des Jungpaläolithikums. Die ältesten Spuren für eine Fortsetzung dieser Tradition ins Neolithikum findet man in Lepenski Vir im Donautal (Hodder 1990: 57).

Diese Rolle der Herdstelle hat sich durch die Jahrtausende erhalten, als Grundelement der häuslichen Gemeinschaft bis in die Ära der klassisch-griechischen Antike. Die Rolle des weiblichen Schutzgeistes erlebte im Lauf der Zeit eine Transformation, und in griechischer Zeit übernahm die Göttin Hestia den Schutz des Herdfeuers, der Heimstätte und der Familie (Haarmann 1996: 37f.). Die Gestalt der Hestia ist vorgriechisch. Ihr Name ist gleichzeitig der altgriechische Ausdruck für ‹häuslicher Herd, Herdstelle›. Woher dieses Wort stammt, ist ungeklärt. In anderen indoeuropäischen Sprachen sind keine lexikalischen Parallelen zu ermitteln,

so dass auch eine alteuropäische Herkunft nicht auszuschließen ist. Der Ehrwürdigkeit dieser Gottheit entspricht die ursprüngliche Heiligkeit ihrer Aufgabe. Das häusliche Herdfeuer war das Symbol für den Zusammenhalt der Familie, es verkörperte den Mittelpunkt des Haushalts und seiner Mitglieder.

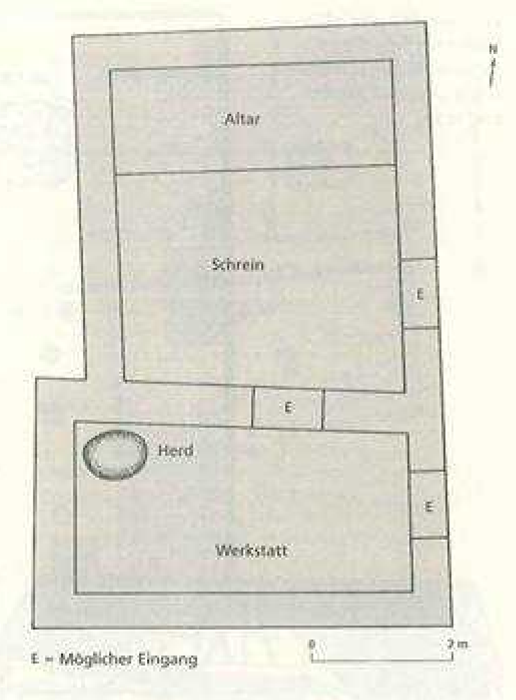
In den Heiligtümern der Hestia brannte ein ewiges Feuer, und die Priesterinnen hatten dafür Sorge zu tragen, dass es nie erlosch. Ein solches Feuer brannte auch in ihrem Heiligtum in Delphi, obwohl der heilige Bezirk dem Apollon als Hauptgott geweiht war. Der Omphalos von Delphi war der Hestia geweiht, und als «Nabel der Welt» galt er als der Mittelpunkt der griechischen Ökumene und damit der gesamten zivilisierten Welt (Gantz 1993: 73 f.).

Raumfunktionen. Mit zunehmender Verfeinerung der Lebensweisen und des Kulturschaffens in der aufstrebenden Agrargesellschaft Alteuropas wurde auch das Kultleben immer differenzierter, und bald schon stellte sich für die Baumeister die Aufgabe, Räume des Arbeits- und Wohnbereichs von Räumen für den sakral-rituellen Gebrauch zu trennen. In den Fundschichten von Siedlungen des 6. Jahrtausends v. Chr. haben Archäologen festgestellt, dass einige der geräumigeren Häuser in Einzelräume aufgeteilt waren, wobei einer als Wohnraum, der andere zur Abhaltung von Zeremonien genutzt wurde, ausgestattet mit Opfertischen, Statuetten und Kultschalen.

Eine solche funktionale Trennung bei größeren Bauten ist besonders gut in dem im Süden Thessaliens gelegenen Achilleion dokumentiert. Hier sind auch zwei Gebäude mit jeweils zwei abgeteilten Räumen ausgegraben worden, deren alleinige Funktion als die von Tempeln identifiziert wurde (Gimbutas 1991: 252). In dem einen Raum gab es eine Altarplattform mit Kultobjekten, in dem anderen eine Töpferwerkstatt, wo unter anderem Figurinen hergestellt wurden (Abb. 34).

In Wohnhäusern wurde, sofern es die Grundfläche erlaubte, der Wohnbereich vom kultischen Bereich durch eine Zwischenwand abgegrenzt. Wo der Wohnraum zu knapp war, verlagerte sich der Ritualbereich nach draußen. In Achilleion ist auch diese Verteilung gut erkennbar ausgewiesen. Im Hof der Anwesen fand man weibliche Statuetten, die jeweils um den Backofen verstreut waren. Hier wiederholt sich im Außenbereich um die Feuerstelle, d. h. um den Brotbackofen, die funktionale Teilung wie bei der Herdstelle im Innern des Hauses.

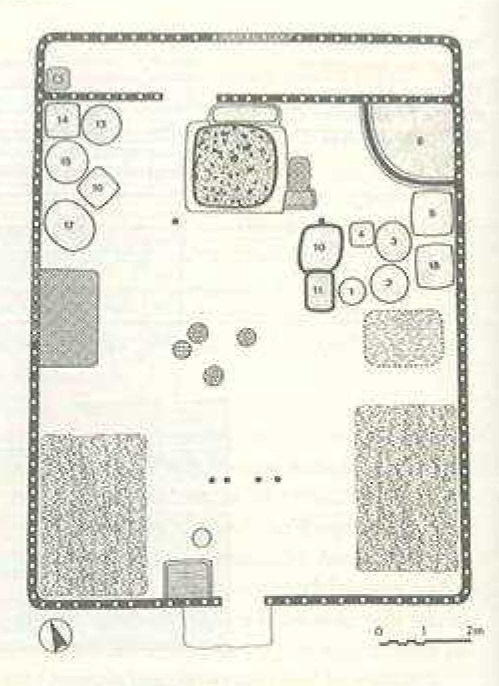
Die Hauskonstruktionen und die Funktionen von Gebäuden wurden im Laufe der Zeit immer komplexer. Während die Durchschnittsmaße für ei-



34 Grundriss eines Tempels mit integrierter Werkstatt; Achilleion, frühes 6. Jahrtausend v. Chr. (nach Gimbutas 1991: 252)

nen Hausgrundriss bei ca. 8 × 5 m lagen, gab es in den städtischen Siedlungen Großbauten von bis zu 30 m Länge. Bei den Grabungen in Karanovo wurden mehr als 25 Grundrisse von neolithischen Häusern freigelegt, einräumige Behausungen mit 21–53 m² und zweiräumige Häuser mit 49–63 m² Grundfläche.

Es gab allerdings auch erstaunlich geräumige Häuser, als eines der größten in ganz Südosteuropa gilt das sogenannte «Große Haus» von Sofia-Slatina in Bulgarien (Abb. 35), dessen Grundfläche von 117 m² der eines modernen Einfamilienhauses entspricht. «Es hat zwei Räume. Der große war Wohn-, Wirtschafts-, Lager- und Kultraum. Dort waren die Liegestätten, der Ofen, der Herd, die manuelle Steinmühle, der Platz zur Nahrungsvorbereitung, der vertikale Webstuhl, zahlreiche tönerne Kornspeicher und die Opfergrube. Der kleine Raum im Norden wurde zur Herstellung von Werkzeugen benutzt. Dort befand sich auch das Häuschen des Schutzgeistes des Hauses. Vor der Errichtung des Bauwerkes wurde an dessen



35 Grundriss des Großen Hauses von Sofia-Slatina, Karanovo-Kultur, 6. Jahrtausend v. Chr. (nach Nikolov 2007 a: 36)

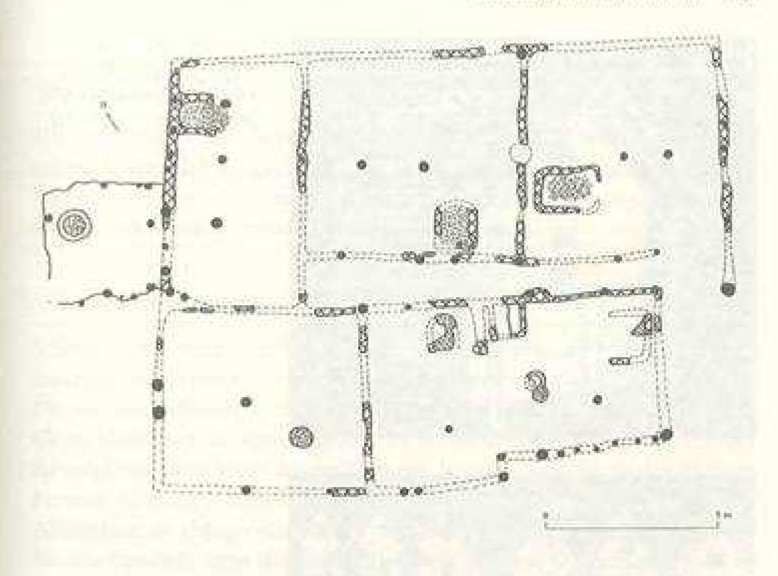
Nordwestecke ein Bauopfer dargebracht (Keramikgefäß mit Nahrung)» (Nikolov 2007 a: 36).

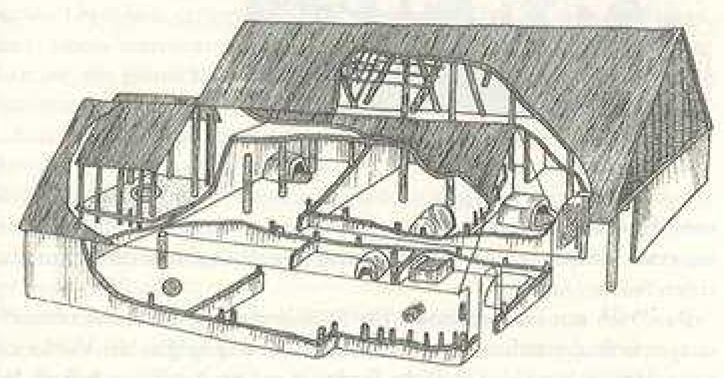
Die Häuser in dörflichen Siedlungen waren gewöhnlich eingeschossig, in den stadtähnlichen Siedlungen dagegen nicht selten zweigeschossig, mit drei oder sogar vier Räumen auf jeder Etage (Abb. 36).

Hatte im 7. Jahrtausend v. Chr. die funktionale Trennung von Räumlichkeiten noch auf einer Ebene unter demselben Dach stattgefunden, so ging im 6. Jahrtausend v. Chr. die Tendenz dahin, den Wohnbereich von Werkstätten oder Vorratsräumen zu trennen und entweder in verschiedenen Stockwerken unterzubringen oder separate Gebäude mit unterschiedlichen Zweckbestimmungen zu errichten.

Die ersten Reihenhäuser der Geschichte

In den Großsiedlungen der Kupferzeit, im 4. Jahrtausend v. Chr., entstanden Häuserblocks, wo die Gebäude im Verbund errichtet wurden, so dass benachbarte Häuser eine gemeinsame Längswand hatten. Solche Blockbil-

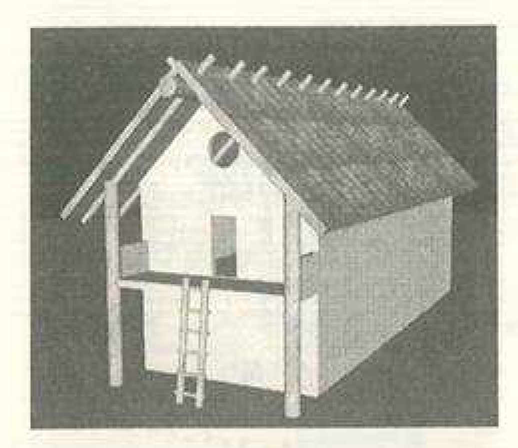


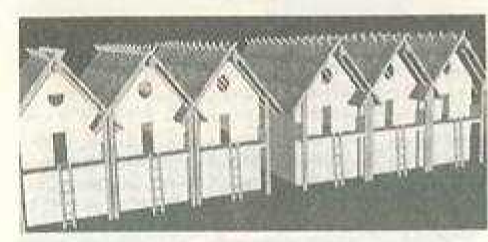


36 Grundriss und Rekonstruktion eines zweigeschossigen Hauses vom Fundort Gorzsa in Südost-Ungarn, klassische Tisza-Kultur, ca. 4500 v. Chr. (nach Gimbutas 1991: 72)

dungen sind für die städtische Siedlung von Majdanec'ke in der Ukraine rekonstruiert worden. Die Reihenhäuser dieser Metropole waren sogar zweigeschossig.

Dieser Haustyp hatte einen eigenen Eingang für das Erdgeschoss. Es gab keine Treppen im Haus selbst, über die man ins Obergeschoss gelangen





37 Reihenhäuser in Majdanec'ke, Trypillya-Kultur, 4. Jahrtausend v. Chr. (nach Videjko 2003: 81, 83)

konnte. Vielmehr stiegen die Bewohner über eine Außenleiter nach oben auf einen Vorsprung und von dort durch eine Außentür in den Raum des ersten Stocks (Abb. 37).

Das Dach war ein Satteldach. Die Einlässe und die runden Fensteröffnungen befanden sich an der Giebelseite. Der Vorsprung an der Vorderseite des Hauses hatte eine ähnliche Funktion wie ein moderner Balkon. Insofern sind die Reihenhäuser der Trypillya-Metropole nicht nur die ältesten in der Geschichte der Stadtplanung, auch die Idee des Balkons ist damals erstmals verwirklicht worden. Die Bauweise, bei der man über Außenleitern in Häuser gelangt, die gemeinsame Wände haben, erinnert an die Verhältnisse von Çatalhöyük. Diese Assoziation ist aber rein oberflächlich, denn die Reihenhäuser in Majdanec'ke sind zweigeschossige Langhäuser mit Satteldach, während die Häuser in Çatalhöyük eingeschossig waren, mit einem viereckigen Grundriss und einem Flachdach.

Kultstätten und Gräber

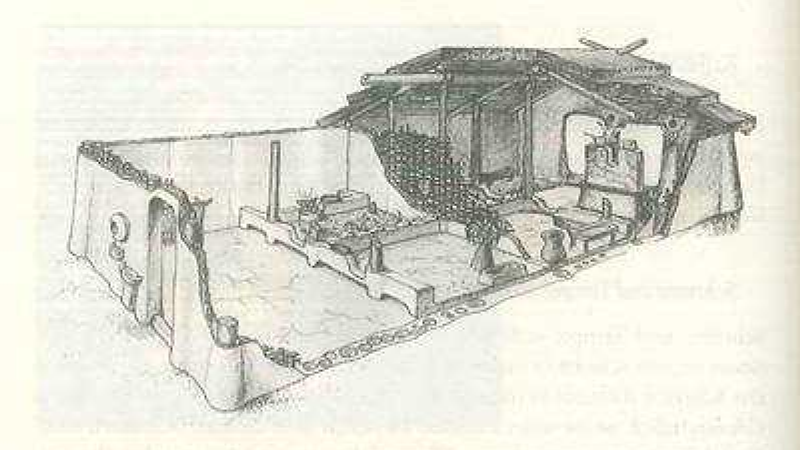
Die materielle Hinterlassenschaft der Alteuropäer ist besonders variantenreich, was den religiösen Bereich betrifft. Dies ist sozusagen in zwei Dimensionen zu erkennen, und zwar oberirdisch in der Gestaltung von Kultstätten sowie unterirdisch in der Grabkultur.

Schreine und Tempelmodelle

Schreine und Tempel stehen in einer engen funktionalen Beziehung zueinander; ein Schrein ist in der Regel eine kleinere Anlage als ein Tempel. Die Schreine Alteuropas treten uns in einer Vielzahl von Formen entgegen. Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen überdachten Schreinen und Ritualplattformen unter freiem Himmel. Letztere gehören zu den ältesten Formen sakraler Architektur überhaupt. Überdachte Schreine sind vom Alltagsbereich abgegrenzte Räume in Häusern. Es gab offensichtlich kein Standardmodell, denn die Ausstattung mit Altären, Opfertischen und rituellen Utensilien variiert merklich von Ort zu Ort. Zu den Artefakten, die in jedem Schrein zu finden waren, gehören Figurinen. Viele sind kleinformatig mit gestrecktem Körper. In einigen Schreinen sind auch sitzende Statuetten gefunden worden.

Eine entwickeltere Form der sakralen Architektur sind Schreine, die in eigenen Gebäuden untergebracht sind, also getrennt vom überdachten Wohnbereich. Solche Schreine sind zumeist umgeben von einem offenen Hof. Der überdachte Schrein, das Allerheiligste, und der Vorhof bilden zusammen einen heiligen Bezirk, der umrandet oder mit einer Mauer umgeben ist (Abb. 38).

Bei der Betrachtung dieser Konstellation von überdachtem Allerheiligsten mit Vorhof drängt sich als Parallele der Typ des heiligen Bezirks auf, den die mykenischen Griechen *temenos* nannten. Der Ausdruck ist ein vorgriechisches Substratwort, stammt also aus der Sprache der Alteuropäer. Die Annahme ist nicht abwegig, dass das alteuropäische Modell, wie es exemplarisch für den Kulturkomplex von Parţa rekonstruiert worden ist, nicht verloren gegangen ist, sondern sich in der Tradition der Sakralarchitektur nachfolgender Kulturen erhalten hat. Dies gilt für die minoische Kultur Altkretas und für die mykenische, die sich auf dem griechischen Festland und auf den Inseln der Ägäis (Thera/Santorini, Melos, nördliches Kreta) verbreitete.

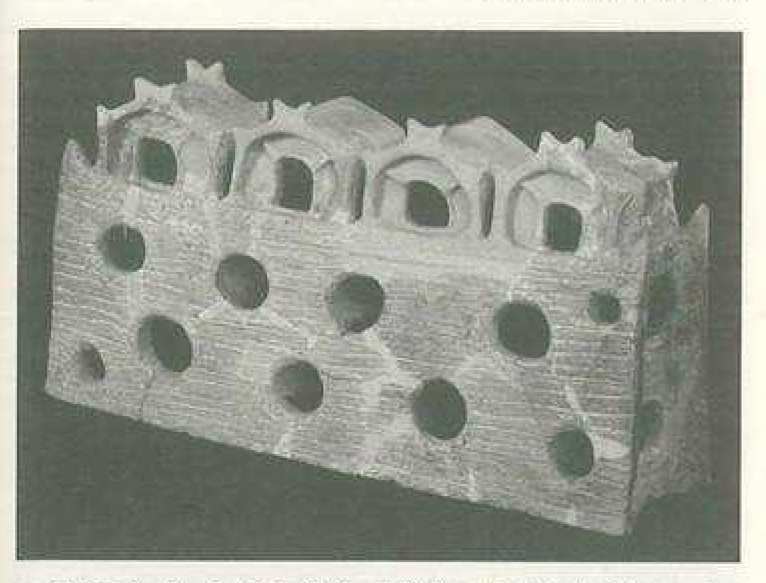


38 Schrein mit Vorhof, Parța, Transsilvanien, 6. Jahrtausend v. Chr. (nach Lazarovici/Lazarovici 2010: 118)

Noch ein anderer Ausdruck hat den Weg aus der religiösen Terminologie Alteuropas in den altgriechischen Wortschatz gefunden: *megaron* (‹Raum für das Orakel in einem Tempel; Halle mit Heiligtum/Schrein›). Für *megaron* hat sich eine ältere Bedeutung erhalten, die auf die Ursprünge dieser Einrichtung hinweist, nämlich ‹Opfergrube›.

Die Ausgrabungen in den Siedlungen der Stein- und Kupferzeit haben zahlreiche Reste von Heiligtümern ans Licht gebracht (Gh. und C.-M. Lazarovici 2007). Die Rekonstruktionen der Gebäudekomplexe, die als Versammlungsorte für die Gläubigen dienten und in denen rituelle Handlungen ausgeführt wurden, veranschaulichen die Grundrisse und die Aufbauten von ein- und zweistöckigen Tempeln. Einstöckige Konstruktionen sind aus allen Fundschichten bekannt, zweistöckige Tempel sind erst für die Kupferzeit bezeugt.

Ein eigenes Genre der Sakralarchitektur sind Tonmodelle von Schreinen und Tempeln. Hunderte solcher architektonischen Modelle gehören zur archäologischen Hinterlassenschaft der Donauzivilisation. Von besonderem Interesse sind solche, die mehrstöckigen Gebäuden im Kleinformat entsprechen. Ihre Konturen sind ebenso variantenreich wie die der Schreine. Projiziert man die modellierten Strukturen auf reale Größenordnungen, müssen die Tempel eindrucksvolle Bauten auf breiten Plattformen gewesen sein (Abb. 39).



39 Mehrstöckiges Tempelmodell aus Cascioarele, Süd-Rumänien, Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. (nach Anthony 2009 b: 74)

Das Modell aus dem südrumänischen Căscioarele visualisiert das Konzept eines Monumentaltempels, vermutlich mit einem zweistöckigen Unterbau, einer Plattform, auf der sich in einem oberen Stockwerk vier Aufbauten erheben, jeweils in den Konturen eines Giebelhauses mit einem Einlass an der Giebelseite. Manche Forscher nehmen an, die zwei unteren Stockwerke könnten als Werkstätten für Kultobjekte gedient haben. Die Aufbauten seien kapellenähnliche Andachtsstätten gewesen, ähnlich wie die Seitenschiffe in christlichen Kirchen.

Viele der zahlreichen Modelle sind sehr kleinformatig. Einige sind aber auch größer, so ein in der Ukraine gefundenes mit einer Höhe von 30 cm. Das mehrstöckige Modell aus Rumänien hat maximale Maße von 24,2 cm (Höhe) und 51 cm (Länge). Falls solche Modelle eine konkrete Funktion hatten, so könnte man sich vorstellen, dass anlässlich von rituellen Handlungen in den Hohlräumen aromatische Kräuter verbrannt wurden.

Altäre und Opfertische

Altäre und Opfertische sind das architektonische Kernstück heiliger Orte der Gottesverehrung. Zu den charakteristischen Leitformen der Donauzivilisation gehören Miniaturaltäre, die in einer reichen Formenvielfalt auftreten. Ihre Längen, Breiten und Höhen liegen im Allgemeinen nur zwischen 20 und 40 cm. Am häufigsten sind Altäre in Form von Opfertischen, mit einer Vertiefung für Libationsgaben (Trankopfer). Opfertische – mit oder ohne aufgesetzte skulptierte Frauengestalten – waren in allen Kulturprovinzen verbreitet und sind besonders zahlreich im Areal der Karanovo-Kultur in Bulgarien (Nikolov 2007 b) und der Cucuteni-Kultur in Rumänien (C.-M. und Gh. Lazarovici 2007). Die Opfertische stehen entweder auf drei oder vier Beinen (Abb. 40 und 82, S. 214). Altäre mit drei Beinen sind am weitesten verbreitet.

Für die Opfertische mit aufgesetzten weiblichen Skulpturen ist neuerlich eine Interpretation vorgeschlagen worden, die an die Forschungen von Marija Gimbutas zum spirituellen Wesen der Figurinen anknüpft. «Die anthropomorphen Gestalten ... können mit der Muttergöttin in Verbindung gebracht werden ..., wodurch es möglich wird, die Altäre des hier diskutierten Typs als gleichförmige Umrisse des Unterkörpers zu deuten, mit der Vulva und dem Schoß der Göttin. Es ist nötig, an dieser Stelle hervorzuheben, dass die Innenseite des Beckens (der Schoß) und die Unterseite des Altars (die Vulva) oft weiß bemalt sind, und diese Farbe symbolisiert Fruchtbarkeit und Leben bei den Ackerbauern im prähistorischen Bulgarien» (Nikolov 2009: 142).

Eine besonders ausgefallene Variante sind anthropomorphe Hausaltäre. Dies sind Hausmodelle, auf deren Dächern jeweils eine skulptierte Frauengestalt aufgesetzt ist. Anthropomorphe Hausaltäre sind besonders häufig an Fundstätten der Vinča-Kultur in Makedonien aufgefunden worden. (Abb. 41). Die Hausstrukturen sind innen hohl. Die Funktion der offenen Tür- und Fensterhöhlen war wohl, durch sie Opfergaben ins Innere zu legen.

Andere Typen von Miniaturaltären sind Podeste mit konisch geformten Aufsätzen. Diese Aufsätze sind wie die Podeste aus gebranntem Ton und haben abgerundete Ränder. Ein Altar kann einen einzelnen Aufsatz oder auch mehrere haben. Möglicherweise ist dieser Altartyp ein Fortsetzer von Altären der vorkeramischen Periode, die aus Stein gehauen waren. Solche Frühformen sind von den Fundstätten Lepenski Vir und Vlasac bekannt. Obwohl die große Mehrheit der Altäre Miniaturformat haben, gibt es

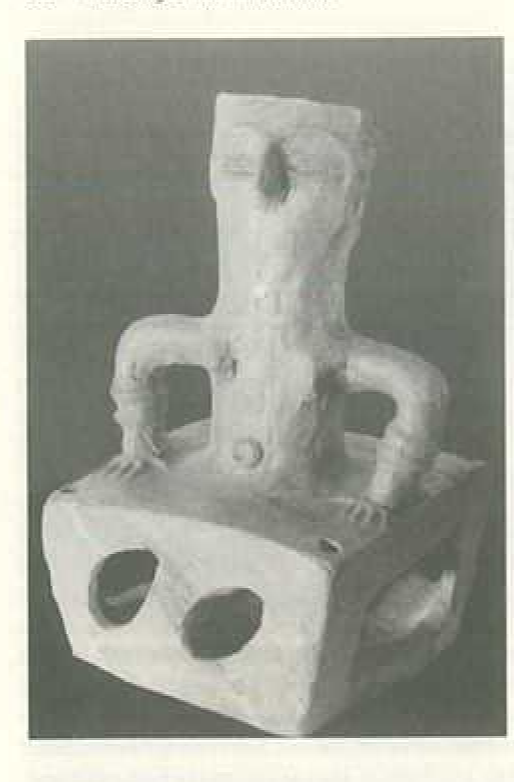


40 Dreibeiniger Miniatur-Opfertisch mit geometrischem Ornament (nach Nikolov 2007 a: 62)

auch einige Beispiele für großformatige Komplexe, die sich der Kategorie monumentaler Konstruktionen zuordnen lassen. Solch ein größerer Altar ist in einem der Heiligtümer von Parţa in Transsilvanien mit tiergestaltigen Aufsätzen gefunden worden. Er hat einen Sockel von 1,35 m Länge, 0,7 m Breite und 0,55 m Höhe (Abb. 42).

Bestattungssitten und Grabkultur

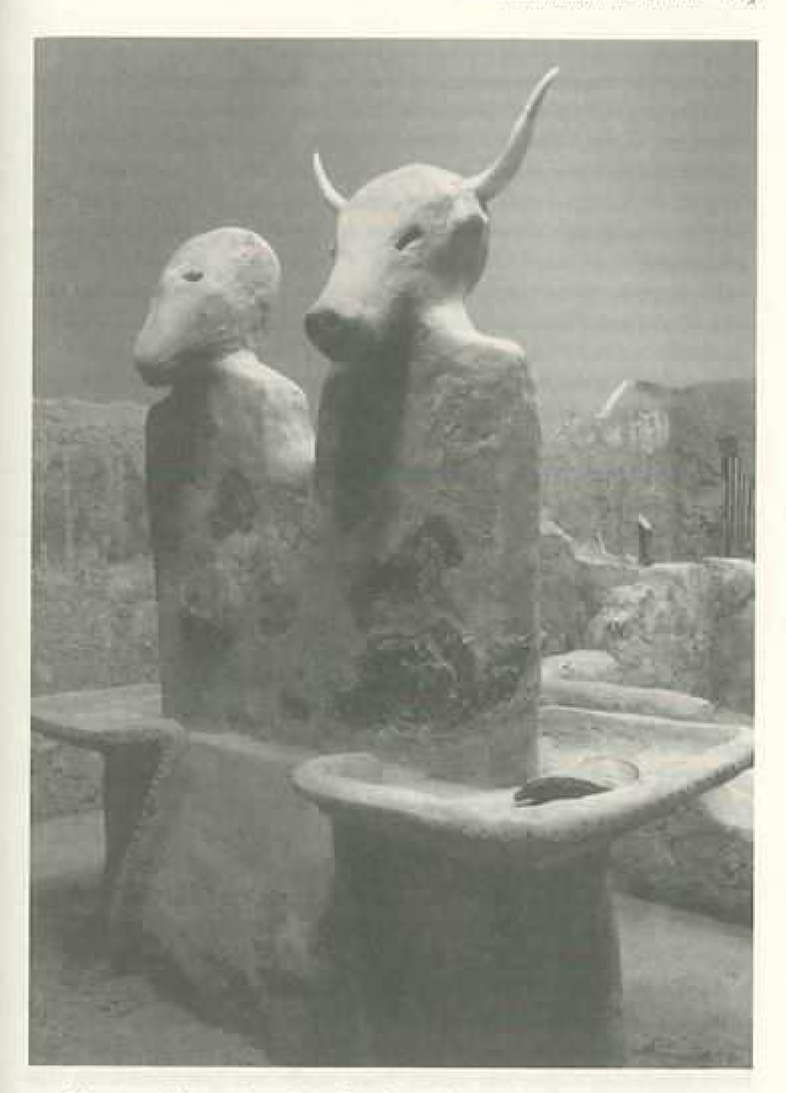
Über die toten Alteuropäer weiß man vergleichsweise mehr als über die lebenden, nämlich aus den zahlreichen Gräberfunden. Und die Art und Weise, wie die Alteuropäer ihre Toten bestattet haben, vermittelt vielerlei Informationen darüber, in welchem Verhältnis die Lebenden zu ihren Ahnen standen. Die Menschen im Neolithikum trennten die Welt der Lebenden nicht strikt von der der Toten. Die Verstorbenen wurden nicht an weit entfernten Plätzen begraben, sie blieben vielmehr in der Nähe der Lebenden, manchmal wurden sie sogar unter dem Boden der Wohnhäuser bestattet.



41 Anthropomorpher Hausaltar aus Makedonien, 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Kolištrkoska Nasteva 2005: 58)

Es gab keine einheitlichen alteuropäischen Begräbnissitten, sondern verschiedene regionale Traditionen, und diese Traditionen veränderten sich auch im Laufe der Zeit. Neben der Erdbestattung gab es auch die Urnenbestattung. Die Toten wurden sowohl in Einzelgräbern als auch in Gruppen bestattet, d. h. neben andere, bereits früher bestattete Leichname gebettet. Im Fall der Gruppenbestattung handelte es sich entweder um ein Familiengrab oder um die Grabstätte einer ganzen Sippe. Weit verbreitet war die Sitte, früh verstorbene Babies in eierförmigen Gefäßen zu begraben. Die archäologische Hinterlassenschaft vermittelt folgendes Bild über die geographische Verbreitung einzelner Bestattungssitten (nach Bachvarov 2003: 292 f.):

- Die formale individuelle Bestattung innerhalb des Wohnbereichs (unterhalb des Hausbodens); diese älteste Form der Bestattung findet sich zuerst in Südwest-Anatolien und etwas später in Thrakien.



42 Monumentalaltar von Parţa, Transsilvanien, 6. Jahrtausend v. Chr. (nach Draşovean 2008: 2)

- Die formale individuelle Bestattung innerhalb der Siedlung (in unmittelbarer Nähe der Behausungen); dies ist die verbreitetste Begräbnisform in Alteuropa (Funde aus Westanatolien, Thessalien, von der Peloponnes, westliches Makedonien, Südwest-Bulgarien, südliches Albanien, Transilvanien, Moldawien).
- Die formale individuelle Bestattung am Rande einer Siedlung; diese Tradition ist geographisch enger begrenzt auf Thrakien, Nordost-Bulgarien, Transilvanien.
- Die formale Gruppenbestattung innerhalb der Siedlung (Funde aus Thrakien, westliches Makedonien und Bulgarien, Süd-Ungarn, Moldawien).
- Die formale Gruppenbestattung am Rande einer Siedlung; diese Bestattungsform ist selten und bisher nur für Lepenski Vir in Serbien nachgewiesen.

Die Bestattungssitten der Alteuropäer geben bis heute noch manche Rätsel auf. Ungeklärt sind die Disproportionen in der geographischen Verteilung der Gräberfunde. Die meisten bislang erforschten Gräber, und zwar mehrere tausend, finden sich in der westlichen Schwarzmeer-Region (Chapman 2009: 76). Das Gräberfeld, wo die größte Zahl an Einzelbestattungen in ein und demselben Areal ausgegraben worden ist (rund 900), liegt in der Nähe von Varna (s. Kap. 9). Verglichen damit nimmt sich die Zahl von wenigen Dutzend Gräberfunden in den Siedlungen der Vinča-Region verschwindend gering aus. Ganz mysteriös sind die Cucuteni-Kultur in Rumänien und die Trypillya-Kultur in der Ukraine. Dort sind bislang ganz wenige Gräber gefunden worden. Wo sind die vielen tausend Einwohner der großen Siedlungen begraben worden, die dort im 4. Jahrtausend v. Chr. aufblühten?

An vielen Siedlungsplätzen wurden Reste von Brandbestattungen gefunden. In einigen Siedlungen Thessaliens beispielsweise waren verbrannte Knochenreste unter dem Hausboden gelagert, außerdem in Tontöpfen neben dem häuslichen Herd.

Bei den Gefäßen, die als Urnen fungierten, handelt es sich zumeist nicht um einfache Tonware, sondern um qualitativ hochwertige Keramik, um Behältnisse, die vielleicht zu Lebzeiten des Verstorbenen anlässlich von Festlichkeiten in Gebrauch waren. Beim modernen Betrachter mag das «Umfunktionieren» von Keramikgefäßen für Bestattungszwecke Befremden auslösen, aber diese Gewohnheit war nicht außergewöhnlich und ist auch für eine der Nachfolgekulturen Alteuropas bezeugt, nämlich für das antike Griechenland.

Auch für die antiken Griechen war die Welt der Lebenden nicht strikt von der der Ahnen getrennt. Der Lebensrhythmus der Lebenden war von vielerlei Gedenkritualen für die Verstorbenen bestimmt, und schon zu Lebzeiten wurden Vorkehrungen für die Prozeduren getroffen, die nach dem Tode einsetzten. Auf eine besondere rituelle Weise war der Lebensabschnitt der Heirat mit dem des Begräbnisses assoziiert. Ein wichtiges Element bei den Vorbereitungen auf die Hochzeit war bei den Bürgern von Athen das Ritual des Reinwaschens mit dem Wasser aus den Kallirrhoe-Quellen südöstlich der Akropolis. Dieses Wasser zum Waschen der Braut wurde in eigens dafür bestimmten Krügen geholt, den *loutrophoroi* (‹Behälter für das Hochzeitsbad›). «Attische Vasenmaler liebten es, die Prozession der Frauen, die Wasser aus dem Brunnen holten, auf Vasen dieser Form darzustellen. Solche Vasen konnten auch als Urnen für die sterblichen Überreste der Ehefrau dienen» (Zaidman/Schmitt Pantel 1992: 68). In der griechischen Tragödienliteratur und im Theaterwesen wird die zentrale Rolle der Frau für die Durchführung und Abfolge ritueller Handlungen, für die Vorbereitungen der Hochzeit und die Pflege der Totenrituale nach dem Begräbnis hervorgehoben (Rehm 1994: 7 f.).

In Alteuropa sind die Skelette der Toten teilweise nicht komplett erhalten. An frühneolithischen Siedlungsplätzen (z. B. in Prodromos in West-Thessalien) sind vom Körper des Toten abgetrennte Schädel und einzelne lange Schenkelknochen gefunden worden. Die Knochen sind häufig aufeinander gelegt, also nicht als vollständiges Skelett deponiert. Dies weist auf eine besondere Sitte der Bestattung. Die Toten wurden zuerst in einer Erdgrube bestattet, wo der Verwesungsprozess ablief. Nach Abschluss dieses Prozesses wurden die Knochen ausgegraben und erneut bestattet. Diese Sitte hat sich bis heute bei den orthodoxen Christen Griechenlands erhalten.

Der nicht zu übersehende Brauch, die Toten in unmittelbarer Nähe oder sogar innerhalb des Wohnbereichs zu bestatten, hat Archäologen bereits früher zu dem Schluss veranlasst, die Alteuropäer hätten einen Ahnenkult gepflegt (Gimbutas 1991: 281 ff.). In moderner Terminologie sprechen Anthropologen und Archäologen von der «Archäologie der Erinnerung» (Dyke/Alcock 2003 a, b). Die Lebenden suchen die Nähe der Ahnen, so dass die Erinnerungen an diese wachbleiben und – quasi als Interaktion – die Anteilnahme der Ahnen am Alltagsleben der lebenden Generationen damit garantiert wird.

Alteuropäische Grabtraditionen und alteuropäische Totennomenklatur haben im kulturellen Gedächtnis der Griechen und in ihrer Sprache über-

lebt. Alteuropäischer Herkunft ist der zentrale altgriechische Ausdruck für ‹Bestattung› und ‹Totenopfer›: *kterea*. Aus der griechischen Antike ist auch die Tradition der Totenmaske überliefert, die sich bis in mykenische Zeit zurückverfolgen lässt. Bereits mehrere tausend Jahre früher war die Totenmaske ein wichtiges Requisit des Bestattungsrituals bei den Alteuropäern. Es scheint, dass es eine bestimmte Stilform von Totenmasken gab, die man an verschiedenen Stätten Alteuropas gefunden hat. Am bemerkenswertesten ist der Fund einer Totenmaske in der Nekropole von Varna. Die Maske, die mit kostbaren Accessoires (Diadem, Mundband, Wangen- und Kieferplättchen aus Gold sowie goldenen Ohrringen) ausgestattet ist, war in einem Grab ohne Leichnam deponiert. Auffallend ist die Ähnlichkeit mit einer anderen Totenmaske, aus Nova Zagora (Bulgarien). Beide Masken, die von Varna und die von Nova Zagora, datieren um 4500 v. Chr. (Gimbutas 1989: 206).

4. Handwerk und Kunst

Die verschiedenen Handwerkssparten der Agrargesellschaft Südosteuropas machten eine immer stärkere Spezialisierung erforderlich. Bereits für das Stadium des Wildbeutertums ist eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung charakteristisch. Die Frauen trugen Sorge für den Nachwuchs, und sie waren im eigentlichen Sinn die Sammler von Nahrung, die im näheren Umfeld des Lagerplatzes zu finden war (Früchte, Wurzelknollen, Raupen, Muscheln an Flussläufen, Seeufern oder an der Küste). Die Sammeltätigkeit als Leistung der Frau kann kaum überschätzt werden. Anhand der Abfallhalden an Wildbeuterlagern hat man festgestellt, dass der Anteil der gesammelten Nahrung bis zu 60 Prozent der Ernährung ausmachte. Die Rolle der Frau für die Wirtschaft der Wildbeutergesellschaft ist erst relativ spät gewürdigt worden (Cashdan 1989: 28 ff.). Inzwischen wird auch von immer mehr Forschern angenommen, dass die Frauen der Steinzeit die Werkzeuge, mit denen sie tagtäglich umgingen – etwa Schaber und Klingen – selbst herstellten. Die Männer, die Jäger, bearbeiteten diejenigen Steinwerkzeuge, die sie selbst gebrauchten, wie Pfeilspitzen oder Äxte. Diejenigen, die Boote bauten, waren wohl Männer, wie dies ethnographische Vergleiche traditioneller Kulturen aus aller Welt nahelegen.

Eine entsprechende, nach den Geschlechtern unterschiedene Arbeitsteilung wurde in der Übergangsphase von der Wildbeuter- zur Agrargesellschaft tradiert. Eine zusätzliche Differenzierung stellte sich mit der Ausbildung verschiedener fachlich-technischer Qualifikationen ein. Sesshaftigkeit motivierte die Entwicklung von Techniken für den Bau von festen Behausungen, und diese Techniken galt es zu meistern und an die nächste Generation weiterzugeben. Mit zunehmenden Ansprüchen an die Unterbringung von einer größeren Zahl von Familienmitgliedern verfeinerte und verzweigte sich die Bautechnik zusehends. Dies betraf auch die Herstellung von immer mehr spezialisierten Werkzeugen für die Holzbearbeitung oder für das Maurerhandwerk. Folglich wurde auch die Arbeitsteilung immer komplexer, weiter differenziert nach Arbeiten mit saisonalen Schwerpunkten.

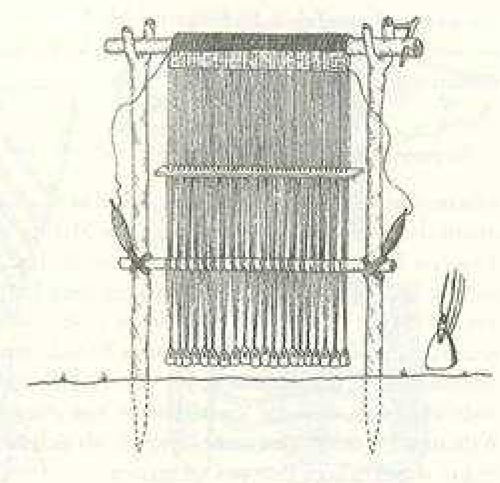
Schon die Verfeinerung der Techniken zur Herstellung von Werkzeugen und von Keramik zwang die Menschen früher oder später zur Spezialisierung. Die Keramikherstellung gehörte wegen ihrer technischen Anforderungen und des großen Arbeitsaufwands mit Sicherheit zu den frühen spezialisierten Handwerkssparten. Der Sachverhalt, dass in den größeren Häusern von Achilleion und an anderen Orten spezielle Räume als Werkstätten eingerichtet worden waren, spricht für die frühe Notwendigkeit, spezielle Räumlichkeiten für spezialisierte Tätigkeiten zu reservieren. Zu den alteuropäischen Substratwörtern im altgriechischen Wortschatz gehören auch etliche Bezeichnungen für Gerätschaften, Werkzeuge und Materialien:

> *diktuon* ‹Netz (für den Fischfang)›, *doidux* ‹Keule (Jagdwaffe)›, *diphthera* ‹behandelte Tierhaut, Leder›, *makele/makella* ‹Grabscheit, Hacke›, *urche* ‹irdenes Gefäß zum Einsalzen der Fische› u.a.

Bei den mit entlehnten Ausdrücken bezeichneten Gegenständen handelt es sich sowohl um Hausgeräte als auch um Utensilien spezieller Tätigkeiten. Auch die Waffentechnik ist vertreten. Von den Alteingesessenen lernten die Griechen, wie man Tierfelle gerbt, und sie übernahmen auch den Ausdruck dafür: *diphthera* ‹gegerbte Tierhaut, Leder›. Leder sollte im antiken Griechenland zum wichtigsten Beschreibstoff neben Stein werden. Die Etrusker übermittelten den Römern die Grundelemente der Schriftlichkeit, auch das Wort für Leder, worauf geschrieben wurde. Im Lateinischen entwickelte sich daraus der Ausdruck *littera* ‹Buchstabe (des Alphabets)›. Bekanntlich sind von diesem Kulturwort in den Sprachen Europas unzählige Ableitungen gebildet worden.

Weben und Textilherstellung

Schon von den Jägern und Sammlern Südosteuropas und von den Viehnomaden in der Steppe wurden Pflanzenfasern zum Flechten und für einfache Webprodukte verwendet, aber voll ausgebildet tritt dieses Handwerk erst im Zusammenhang mit den Innovationen auf, die der Pflanzenanbau und agrarische Lebensweisen mit sich brachten. Die entwickelte Webtechnik ist also Teil des neolithischen Agrarpakets.



43 Rekonstruktion eines vertikalen Webstuhls aufgrund archäologischer Funde von Jasa Tepe nahe Plovdiv, Bulgarien; Karanovo-Kultur, um 5000 v. Chr. (nach Gimbutas 1991: 61)

Webstühle und deren Utensilien

Die Kulturen rings um das Mittelmeer unterscheiden sich durch die Typen ihrer Webstühle. In der südlichen Zone (Altägypten, Mesopotamien) wurde der horizontale Webrahmen verwendet. Die horizontal gespannten Fäden sind an zwei Eckpfosten befestigt. Die nördliche Zone (Anatolien, Südosteuropa) ist das Entstehungsgebiet des vertikalen Webstuhls mit Hängegewichten. Dieser Typ von Webstuhl gehört zu den gemeinsamen und gleichzeitig exklusiven Kulturmerkmalen der Schwarzmeerregion. Das typische Requisit des vertikalen Webstuhls sind die Webgewichte, die die Fäden in senkrechter Ordnung halten (Abb. 43).

Obwohl die Holzteile der prähistorischen Webstühle nur in seltenen Fragmenten erhalten sind, kann man das Verbreitungsgebiet vertikaler Webstühle an deren beständigen Indikatoren identifizieren, nämlich den Webgewichten aus Stein oder Ton. Große Mengen an Webgewichten sind an den verschiedensten Grabungsstellen in Südosteuropa gefunden worden (Barber 1991: 91 f.).

Die Frage, ob die Herstellung von Textilien mit Webstühlen bereits in einer Zeit verbreitet war, als es noch die Landbrücke zwischen Europa und Kleinasien gab, kann bislang nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Selbst noch in der Zeit des ausgehenden 7. Jahrtausends v. Chr. beschränkte sich die Verbreitung auf wenige Orte (Çatalhöyük in Südanatolien,

Thessalien, Tisza-Tal in Südungarn). Nach 6000 v. Chr. verbreiteten sich die Webtechnologie und damit auch der Webstuhl rasch in den anderen Kulturregionen Südosteuropas.

Terminologie des Webhandwerks

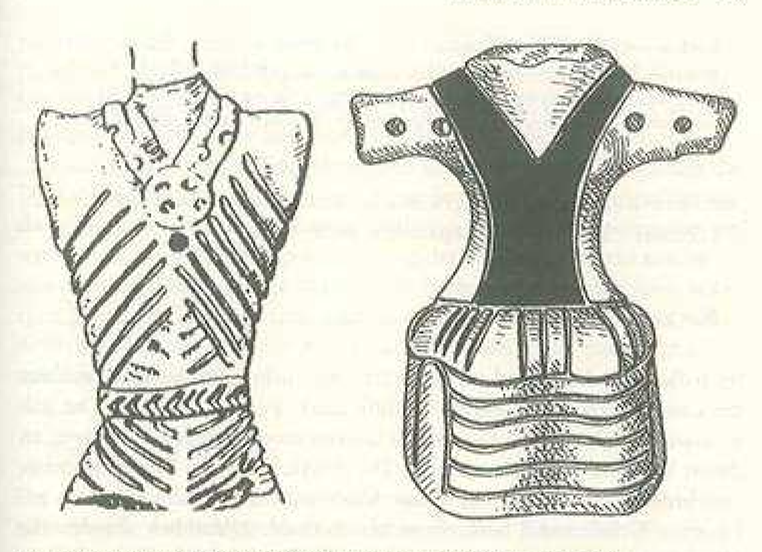
Athene wurde durch alle Epochen der griechischen Antike als Schutzpatronin des Webhandwerks verehrt. Dem Mythos zufolge brachte sie den irdischen Frauen das Spinnen und Weben bei. Die Assoziation der Athene mit der Webkunst ist wahrscheinlich ein altes Ergbut aus der Bronzezeit, wie überhaupt Gestalt und Kult dieser Göttin selbst über die archaisch-griechische und mykenisch-griechische Periode hinaus auf viel ältere Traditionen weisen (Haarmann 1996: 168 ff.). Damit wird auch die Annahme wahrscheinlich, dass die Vorstellungen von einer göttlichen Segnung der Webkunst bis in die Zeit zurückreichen, als sich diese Technologie bei den frühen Ackerbauern Europas verbreitete.

Hinweise auf vorgriechische Ursprünge der Webkunst bei den Griechen vermittelt auch die Sprache. Die Terminologie des Spinnens und Webens ist im Altgriechischen reich an Spezialausdrücken und Synonymen. Der Variantenreichtum des altgriechischen Wortschatzes in diesem Bereich erklärt sich zu einem Teil damit, dass zahlreiche Lehnwörter der alteuropäischen (= vor-indoeuropäischen) Sprache vom Griechischen adaptiert und in den Bestand der indoeuropäischen Erbwörter integriert wurden (Barber 1991: 278, 280)).

Es sind zwei kontaktlinguistische Grundphänomene zu erkennen:

- Ausdrücke verschiedener Herkunft bezeichnen separate Begriffe, d.h. spezielle Webutensilien und Tätigkeiten. Für etliche Begriffe im Kontext der Textilherstellung gibt es im Altgriechischen keine Erbwörter. Beispielsweise sind die Ausdrücke für ‹Spinnwirtel› (altgriech. *spondulos*) und ‹Webgewicht(e)› (altgriech. *laiai*) alteuropäischer Herkunft.
- Ausdrücke verschiedener Herkunft bezeichnen gleiche Begriffe als Synonymenpaare: z.B. altgriech. *atraktos* (< indoeurop.) und *elakate* (< alteurop.) ‹Garnrolle›; *histopodes* (< indoeurop.) und *keleontes* (< alteurop.) ‹Senkrechtstäbe›.

Gerade dieses Repertoire vorgriechisch-griechischer Synonyme, die von den antiken Autoren für die unterschiedlichsten Kontexte selektiert wurden, verlieh der altgriechischen Sprache eine besondere stilistische Variationsbreite.



44 Darstellung von Kleidung auf Skulpturen (nach Gimbutas 1991: 279, 280)

Textilien und Kleidung der Alteuropäer

Textilien aus alteuropäischer Zeit sind nicht erhalten geblieben. Allerdings hat man Abdrücke von gewebten Stoffen in toniger Erde gefunden, und in einigen dieser Abdrücke sind Details der Webtechnik zu erkennen. Aus solchen Resten lassen sich bis zu einem gewissen Grade auch Kleidungsstücke rekonstruieren, die die Alteuropäer getragen haben.

Die darstellende Kunst Alteuropas bietet mehr Anhaltspunkte für die Art der Bekleidung und für die Besonderheiten verschiedener Accessoires wie Gürtel, Schärpen oder Träger. Die Ornamente auf einigen Figurinen deuten darauf hin, dass die Frauen teilweise lange drapierte Röcke trugen, und auch die Oberteile der Kleidung schmiegten sich in Falten dem Körper an (Abb. 44).

Haben sich bestimmte Formen der alteuropäischen Kleidung vielleicht über die Jahrhunderte bis in die Ära des Griechentums erhalten? Zumindest haben die frühen Griechen einige Spezialausdrücke für Materialien, Textilprodukte und Kleidungsstücke aus der Sprache der Alteuropäer in ihren Wortschatz übernommen:

karpasos ‹feiner Flachs›, *beudos* ‹wertvolles Frauengewand›, *chlaina* ‹Obergewand, Mantel›, *eanos* ‹langes Frauengewand›, *ochthoibos* ‹Saum des Chiton›, *sisura* ‹Fausrock›, *tebenna* ‹kleidartiges Gewand der Aristokraten›, *morochthos/moroxos* ‹Ton zum Bleichen der Kleider›, *motos* ‹gezupfte Leinwand›, u. a.

Auf Flechtwerk weist der altgriechische Ausdruck *psiathos* ‹Binsenmatte›, der ebenfalls aus dem Alteuropäischen entlehnt ist.

Keramik und Brenntechnik

Im frühen 7. Jahrtausend v. Chr. endete die vorkeramische Zeit beidseits der Landbrücke am Bosporus (Cunliffe 2008: 95 f.). Um 6500 v. Chr. gab es sowohl in Anatolien als auch in Südosteuropa verschiedene Orte, an denen Tonware produziert wurde. Die Frühformen der handgemachten, ungebrannten Tonware zeigen ihre Abhängigkeit von den aus Stein gehauenen Gefäßen der vorkeramischen Periode. Allmählich wurden die Herstellungstechniken verfeinert, und auch die Produktion dünnwandiger Gefäße wurde möglich. In dem Maße, wie es die Konstruktion von Brennöfen erlaubte, höhere Temperaturen zu erreichen, wurden die Formen und Dekorationen vielfältiger. Die Fundschichten in Sesklo beispielsweise bieten wertvolle Einblicke in die Entwicklung der Keramikherstellung über einen Zeitraum von rund 700 Jahren bis ca. 5700 v. Chr.

Während der langen Zeitspanne von mehreren Jahrhunderten, in der mit passenden Materialien für die Keramikherstellung experimentiert wurde, erweiterte sich die Auswahl an besonderen Tonsorten. In der Spätphase der Sesklo-Kultur wurde roter, brauner und schwarzer Ton verwendet. Parallel zur Entwicklung der Brenntechnologie verlief die der Ornamentik. Schon für den Beginn des 6. Jahrtausends v. Chr. sind die Grundelemente späterer Epochen nachweisbar: Motive und ornamentale Designs, die geritzt oder aufgemalt wurden.

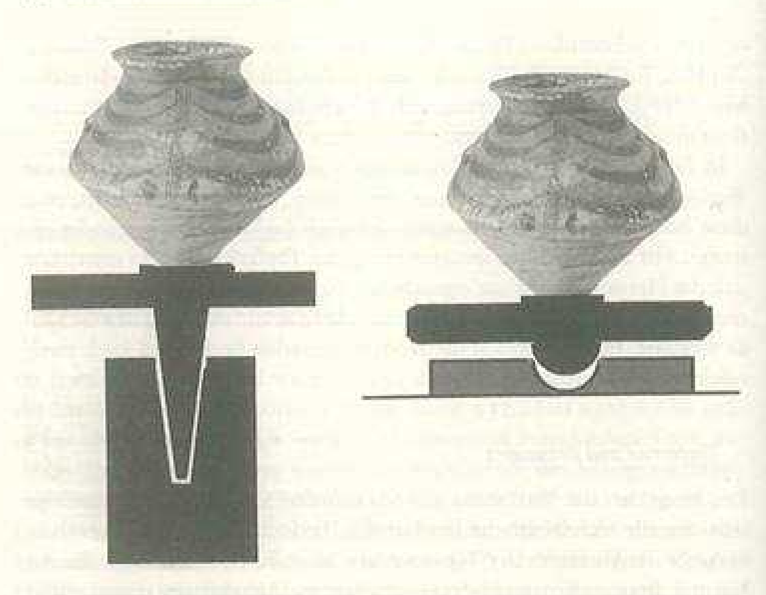
Der Gesamteindruck, den der moderne Betrachter von der Keramikproduktion Alteuropas gewinnt, ist der einer hochentwickelten Technologie. Es gab die verschiedensten Typen von Töpferware, solche für den Alltagsgebrauch, dann auch hochwertige Keramik, die eindeutig für die praktische, alltägliche Verwendung bestimmt war (Kultschalen, Gefäße für Fest- und Flüssigkeitsopfer, Miniaturvasen u. ä.). Was uns die Alteuropäer hinterlassen haben, ist «... technisch anspruchsvolle Töpferware, aus hochwertigen Tonsorten gemacht und bei sorgfältig kontrollierten Temperaturen gebrannt, ... Dutzende von verschiedenen Typen von Tonware (Schalen, Krüge, Töpfe, Konsolen zum Aufstellen von Töpfen, Vorratsbehälter usw.), die für eine zeremoniale Verwendung zu bestimmten sozialen (kommunalen) Anlässen hergestellt wurden» (Anthony 2009 a: 30).

In der formativen Periode Alteuropas waren der Wohnbereich und die Werkstätten für Tongefäße unter demselben Dach untergebracht, und diese Bereiche des Haushalts waren lediglich funktional voneinander getrennt. Mit zunehmender Spezialisierung des Töpferhandwerks erweiterte sich der Herstellungsort zur eigentlichen Töpferwerkstatt, und diese beanspruchte einen eigenen Raum, oder es wurde dafür ein separates Gebäude errichtet. In der Blütezeit der Donauzivilisation findet man auch zweistöckige Werkstätten.

Töpferrad und Brennöfen

Der Ausgräber der Werkstätte von Varvarovka, V. Marković, machte eine sensationelle technologische Entdeckung. Er fand Reste einer Konstruktion, die als Vorläufer der Töpferscheibe identifiziert wurde. Für die Arbeit mit diesem «Töpferrad» sind verschiedene Alternativen rekonstruiert worden (Abb. 45). Ein dicker Holzpfosten wurde mit rund 35 cm Durchmesser bis zu einer Tiefe von 50–55 cm in den Boden versenkt. In der Mitte war dieser Pfosten ausgehöhlt. In die Höhlung konnte man eine Art Trichter oder eine Scheibe setzen, die durch einen unten angesetzten, langen konischen oder auch kurzen bucklig geformten Zapfen verankert war. So hatte der Töpfer eine Arbeitsplattform, die er per Hand drehte und auf der er sein rundes Werkstück bearbeiten konnte. Eine Alternative zu dieser Grundkonstruktion war, den Holzpfosten mit einem Holzrahmen zu umgeben, der das Gleichgewicht des Trichters oder der Scheibe besser ausbalancierte. Der Ton wurde offensichtlich mit Spreu vermischt, um zu verhindern, dass sich beim Brennprozess Risse in den Gefäßen bildeten.

Zweifellos ist das Töpferrad die Vorstufe für die später entwickelte Töpferscheibe. Auch in Mesopotamien experimentierten die Töpfer mit einer ähnlichen Einrichtung, die von den Archäologen «tournette» genannt wird (Nissen 1988: 46). Das Töpferrad wurde in Mesopotamien in der vorsumerischen Periode eingeführt, und zwar von den Ubaid-Leuten, den Vorläufern der Sumerer im Zweistromland. Was die Chronologie betrifft, so ist wohl in Europa zuerst mit dem Töpferrad experimentiert worden und mit einiger Verzögerung dann auch in Mesopotamien. Auch der Entwicklungsgang vom Töpferrad zur Töpferscheibe war in Europa «kürzer» als



45 *Keramikproduktion in Alteuropa: Alternative Möglichkeiten, mit dem Töpferrad zu arbeiten (nach Videjko 2008: 16)*

in Asien, denn die Verwendung des Rads für praktische Zwecke (u.a. für vierrädrige Wagen) ist zuerst für die Peripherie Alteuropas, für die Kontaktzone von alteuropäischen Ackerbauern und Steppennomaden bezeugt (Anthony 2007: 65 ff.).

Die Geschichte des Töpferhandwerks in der Donauzivilisation kann anhand der archäologischen Hinterlassenschaft ziemlich gut rekonstruiert werden, nicht nur anhand der Qualität der Keramik, sondern auch aufgrund von rekonstruierten Brennvorrichtungen. Insgesamt lassen sich vier Phasen praktischer Anwendung und technologischer Innovationen unterscheiden (Abb. 46).

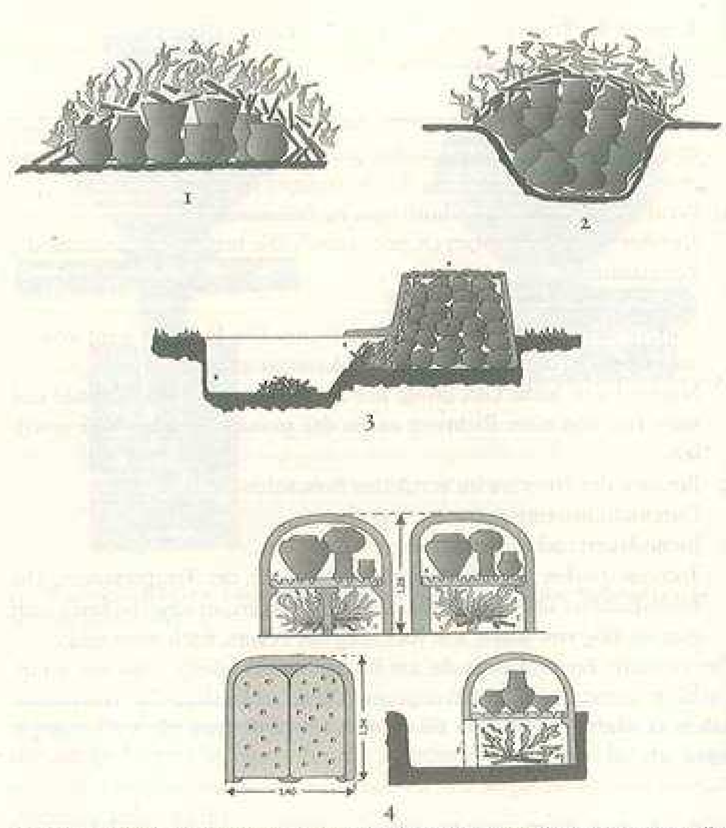
1. Brennen der Tonware im offenen Feuer
   Durchschnittstemperatur: ca. 650°, bis maximal 900°
   Brenndauer: 30–60 Minuten
   Risiken: Bei Temperaturen unter 500° werden Gefäße nicht gleichmäßig gebrannt,
   die Oberfläche ist porös, und die Lebensdauer der Gefäße ist gering.

2. Brennen der Tonware in Gruben mit Deckungsbefeuerung
   Durchschnittstemperatur: über 700°
   Brenndauer: 2–3 Stunden
   Vorteile: Bessere Möglichkeiten, das Temperaturniveau stabil zu halten; Gefäße werden gleichmäßig gebrannt, und die Oberfläche wird resistenter gegen Abnutzung durch häufigen Gebrauch.
3. Brennen der Tonware im horizontalen Brennofen
   Durchschnittstemperatur: ca. 900–1000°. Die heißeste Stelle ist an der Brennzufuhr.
   Brenndauer: mehr als 7 Stunden
   Vorteil: Bessere Kontrolle der Temperatur. Die Heißluft wird von einem Grubenfeuer schräg in die Ofenkammer geführt.
   Nachteil: Die heiße Luft dringt nur auf einer Seite in die Kammer und muss sich von einer Richtung aus in der ganzen Brennkammer verteilen.
4. Brennen der Tonware im vertikalen Brennofen
   Durchschnittstemperatur: ca. 1000°
   Brenndauer: mehr als 7 Stunden
   Technologischer Sprung: Optimale Kontrolle der Temperaturen. Die Brennkammer ist auf eine obere Ebene verlagert, so dass die heiße Luft gleichmäßig von unten, aus Richtung des Feuers, nach oben steigt.

Der vertikale Brennofen ist die am höchsten entwickelte Stufe des handwerklich gesteuerten Brennvorgangs. Diese technologische Innovation wurde in Südosteuropa um die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. eingeführt.

Terminologie der Keramikherstellung

Kernelemente der Terminologie des Töpferhandwerks, die Bezeichnungen für Ton und für den Brennofen, sind als Entlehnungen aus der Sprache der Alteuropäer ins Griechische transferiert worden: griech. *keramos* ‹Ton (für die Keramikherstellung); Tongefäß›, *kaminos* ‹Brennofen, Töpferofen›. In diesen Ausdrücken sind unschwer die Quellen für Begriffe unseres modernen Kulturwortschatzes zu erkennen, der sich entweder direkt aus dem Griechischen oder über lateinische Vermittlung aufgebaut hat: dt. Keramik, Kamin, usw. Die Bedeutung des Kulturwortes *kaminos* hat sich in den modernen europäischen Sprachen weiter ausdifferenziert: dt. *Kamin*, engl. *chimney*, franz. *cheminée*, jeweils mit speziellen Bedeutungen ‹Kamin, Kaminabzug, Schornstein›. Dies gilt entsprechend auch für Ableitun-



46 Von alteuropäischen Töpfern verwendete Brennmethoden (nach Gligor et al. 2007: 121 ff.)

gen vom Grundwort; z. B. dt. *Kemenate* ‹beheizbares Frauengemach in der mittelalterlichen Burg›.

Im altgriechischen Wortschatz findet man eine Reihe von Ausdrücken für besondere Gefäßformen, deren Ursprung ungeklärt ist. Naheliegend ist die Annahme, dass es sich bei diesen Ausdrücken um solche alteuropäischer Herkunft handelt. Im Einzelnen handelt es sich um folgende griechische Bezeichnungen:

depas ‹Trinkgefäß, Schale›, *kelebe* ‹Gefäß mit großer Öffnung, Mischkrug›, *kernos* ‹Opferschüssel›, *phiale* ‹Phiale (speziell mit ritueller Funktion)›, *trublion* ‹Schale, Schüssel› u. a.

Metallbearbeitung

Die spezialisierte Brenntechnologie für die Keramikherstellung machte eine andere technologische Innovation möglich: den Metallguss. Alteuropäische Schmiede waren die ersten weltweit, die mit Schmelzverfahren für Metall experimentierten. «Nach dem derzeitigen Erkenntnisstand ist die Annahme berechtigt, dass mit dem Schmelzen von Kupfer im späten 6. Jahrtausend v. Chr. in Südosteuropa begonnen wurde, und etwas später, in der ersten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr., in Anatolien» (Pernicka/Anthony 2009: 168).

Der technologische Fortschritt in den Handwerkssparten förderte eine Erweiterung der Arbeitsteilung und eine Spezialisierung der Aufgaben für Männer und Frauen. Neuere Annahmen gehen in folgende Richtung: «Die zwei technologischen Innovationen der Brennöfen für das Schmelzen von Kupfer und für das Brennen von Keramik entfalteten sich gleichzeitig miteinander, ..., wobei Männer wahrscheinlich den größten Teil des Erzabbaus, das Schmelzen und den Handel mit Metall leisteten, während die Dekoration und die Herstellung von Keramik wahrscheinlich in der Verantwortung von Frauen lag» (Lazarovici 2009b: 134).

Die Zahl der aus Metall gefertigten Artefakte ist erstaunlich. Das Gesamtgewicht der aufgefundenen Objekte aus Kupfer, die von den Schmieden Alteuropas hergestellt wurden, beläuft sich auf rund 4700 kg, und mehr als 6 kg Gold wurden gefunden. Die Blütezeit der Metallverarbeitung in der Donauzivilisation datiert in die Periode zwischen 4500 und 3800 v. Chr.

Da, wo um 5400 v. Chr. in Serbien die Experimente mit Schmelzverfahren begannen, hatte man schon eine ganze Zeit vorher Kupfer bearbeitet, allerdings nur mit der Technik des Kalthämmerns. Die Anfänge der Bearbeitung von Kupfer mit dieser Methode datieren ins frühe 6. Jahrtausend v. Chr. Allein diese Stufe setzt bereits eine fortgeschrittene Arbeitsteilung voraus. Da das erste Metall, das bearbeitet wurde, Kupfer war, ist der älteste Berufsstand in dieser Branche der des Kupferschmieds (Kalchev 2005: 11).

Es gilt als gesichert, dass die Entfaltung der Metallverarbeitung in Europa ein Prozess war, der nicht von außen beeinflusst wurde. Sie entsprang der innovativen Technologisierung der alteuropäischen Gesellschaft, entsprechend den Bedürfnissen und Herausforderungen des lokalen Kulturmilieus. Hinweise auf die Bearbeitung von Metall haben die Archäologen an Dutzenden von Orten des alteuropäischen Areals gefunden. Als Metall-

objekte immer häufiger verwendet wurden und sich deren Nützlichkeit erwiesen hatte, entstand eine immer größere Nachfrage. «Die Nachfrage beschleunigt die technologische Entwicklung, und der Fortschritt durch die aufeinanderfolgenden Phasen der Metallurgie erfolgte ziemlich schnell» (Tylecote 1987: 3).

Ein Faktor, der die Nachfrage stimulierte, war der Tauschhandel. Der Handel mit Metall blühte vor allem in den östlichen Regionen der Donauzivilisation auf. Von Bulgarien aus verlief eine Handelsroute bis zu den Siedlungen der Trypillya-Leute in der Ukraine. An dieser Route lagen wichtige Umschlagplätze, wo der Tauschhandel nicht nur unter den Alteuropäern florierte, sondern auch mit Abnehmern aus der Steppe. Artefakte aus Metall (und Spondylus) sind bis zu den Viehnomaden an der Wolga gelangt (Anthony 2009 a: 38 f.). Der Handel mit Metall überdauerte sogar den Niedergang Alteuropas und wurde später nach Norden ausgeweitet. Im 3. Jahrtausend v. Chr. erstreckte sich die Handelsroute von der Nordküste der Ägäis bis zum Baltikum. Über diese Nord-Süd-Magistrale wurde Bernstein aus dem Norden gegen Metall aus dem Süden eingetauscht (Butrimas 2001). Über den Fernhandel wurden nicht nur fertige Produkte aus Metall, sondern auch solche Materialien angeboten, die man für die Produktion von Metallobjekten benötigt, wie Rohmetall (bzw. Metallschlacke) und Altmetall zur Wiederverwendung.

Die Balkanregion ist reich an Lagerstätten von Metallen, insbesondere von Kupfer und Gold. Kupfervorkommen gibt es im gesamten Balkanraum sowie in den Karpaten. Goldvorkommen sind weniger zahlreich und konzentrieren sich in Transsilvanen, Südbulgarien und in Serbien.

Bemerkenswerterweise sind die Schmiedestätten nicht unbedingt in der Nähe der Lagerstätten lokalisiert. Illustrativ hierfür ist die Situation in Zentralbulgarien, wo sehr früh Erzgruben ausgebeutet wurden, und zwar in der Nähe der modernen Ortschaften Leskovo, Aibunar und Hristene. Die Werkstätten hingegen wurden in Siedlungen eingerichtet, die einige Kilometer entfernt lagen (Sherratt 1976: 572).

Kupfergewinnung und Schmelzverfahren

Es ist viel darüber gerätselt worden, was die Schmiede, die Kupfer zunächst kalt hämmerten, dazu motiviert haben mag, mit der Wirkung von Feuer auf Metall zu experimentieren. Die Antwort darauf findet man möglicherweise im Umgang mit Blei, das ebenfalls schon bearbeitet wurde. Der Schmelzpunkt dieses «weichen» Metalls liegt weit unter dem für Kupfer.

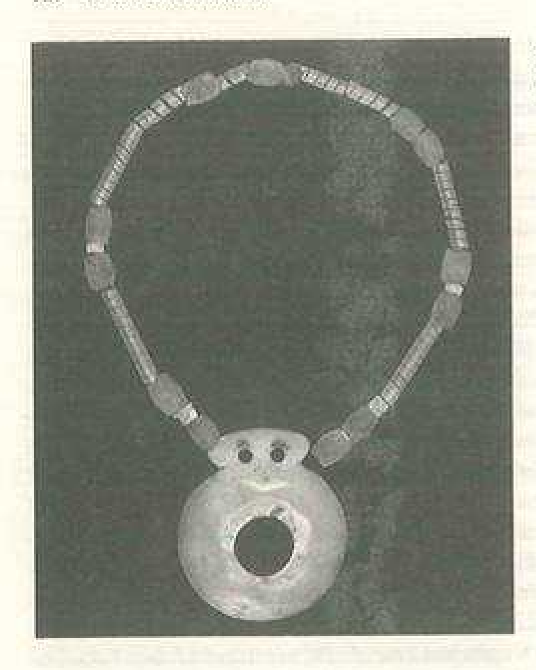
Bei dem Versuch, die Metallsubstanz aus Erzbrocken mit Bleieinschluss zu extrahieren, hatte man also schnell Erfolg, wenn man diesen Vorgang mit Hilfe von Feuer zu beschleunigen versuchte. Es müssen nur einige Erzbrocken ins Feuer gefallen sein und das Blei verflüssigte sich.

Die ältesten Hinweise auf das Einschmelzen von Kupfer sind in den neolithischen Siedlungen von Belovode (140 km südöstlich von Belgrad) und Rudna Glava (rund 50 km von Belovode entfernt) in Serbien gefunden worden, und diese datieren in die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. Mit einer Kupferverhüttung im eigentlichen Sinn – also mit systematischem Schmelzen von Kupfer mittels Feuer – hat man in jener Region um 5400 v. Chr. begonnen (Pernicka/Anthony 2009: 168 f.).

Im Hinblick auf die frühen Techniken der Metallverarbeitung, insbesondere von Kupfer, sind die folgenden Entwicklungsstufen zu unterscheiden; jede höhere Stufe repräsentiert eine verfeinertere Technik, die jeweils auf den Voraussetzungen der vorhergehenden Stufe beruht (nach Renfrew 1973: 188 ff.):

1. Die einfache Verwendung von einheimischem Kupfer (in seiner Eigenschaft als Edelmetall)
2. Das Kalthämmern von einheimischem Kupfer
3. Das Tempern (Ausglühen-Lassen) von einheimischem Kupfer
4. Das Schmelzen von Kupfer aus Erz
5. Das Gießen von Kupfer in einer offenen Form
6. Das Eingießen von Kupfer in eine aus zwei Hälften bestehende Form
7. Das Einschmelzen von Kupfer in eine Legierung mit Arsen oder Zinn
8. Das Gießen von Kupfer in eine Wachsform (wobei das Metall die Formgebung des auslaufenden Wachses füllt)

Der Fortschritt von einer Entwicklungsstufe zur nächsthöheren ist nicht auf den Bereich der Metallurgie beschränkt. Die hier erwähnten Schmelztechniken (4–8) sind abhängig von Technologien der Kontrolle des Feuers. Die Konstruktion von Schmelzöfen setzte die Erfahrungen voraus, die man mit Brennöfen und mit der Perfektionierung von Brennverfahren bei der Keramikherstellung gemacht hatte. Am klarsten kann diese Abhängigkeit in den Kulturzentren des zentralen Areals (Vinča-Kultur) der Donauzivilisation verfolgt werden. Die Aufeinanderfolge von Brenntechnik und Schmelztechnik ist eine kulturhistorische Universalie. In allen frühen Zivilisationen der Welt haben sich erst die Techniken zum Brennen von Keramik entwickelt, und von diesen profitierte die Metallverarbeitung. Nirgendwo ist eine Umkehrung in der Reihenfolge zu beobachten.



47 *Halskette aus Gold und Quarz, Mitte 5. Jahrtausend (nach Anthony 2009 b: 192)*

Goldschmiedekunst

Es gibt noch keine archäologischen Hinweise darauf, dass Gold ebenfalls früh, vielleicht gleichzeitig mit Kupfer, bearbeitet worden wäre. Die ältesten bislang bekannten Objekte aus Gold stammen aus der Zeit zwischen 4500 und 4400 v. Chr. Dies sind die Goldobjekte aus den Gräberfunden bei Varna, und die lassen bereits ein meisterliches Geschick im Umgang mit dem Werkstoff Gold erkennen (Abb. 47). «Zu den außergewöhnlich reichhaltigen Grabbeigaben gehörten Kultobjekte mit Goldbesatz, Perlen aus Gold und Karneol, ein mit Goldlamellen verzierter Hut, Ohrringe, Halsketten und Armbänder aus goldenen Ringen» (Slavchev 2009: 198).

Eben dieser hohe Entwicklungsstand der Goldverarbeitung in den Stücken des ältesten Goldschatzes der Welt legt die Annahme nahe, dass Gold bereits viel früher in derselben Region bearbeitet wurde (Renfrew 1986). Nur sind bisher keine älteren Produkte aus Gold gefunden worden. Diejenigen, die die Metallurgie des Goldes als innovative Technologie einführten, waren Alteuropäer, deren Vorfahren schon viel früher Kupfer

bearbeitet hatten. Das Frühstadium der Metallurgie ist zwar von späteren Entwicklungen überdeckt worden, aber es haben sich sprachliche Spuren erhalten, die darauf hindeuten, dass es die alteuropäische Bevölkerung war, die diese innovative Technologie einführte. Zu den Elementen des alteuropäischen Lehnwortschatzes im Altgriechischen gehören Ausdrücke, die sich auf Basisbegriffe der Metallurgie beziehen, darunter auch solche, die weite Verbreitung gefunden haben und die ein fester Bestandteil unseres modernen Kulturwortschatzes sind:

metallon ‹Metall›, *kassiteros* ‹Zinn›, *kibdos* ‹Metallschlacke›, *chalkos* ‹Kupfer› (vgl. engl. Chalcolithic Age ‹Kupferzeit›), *schendule* ‹Zange der Schmiede›.

Der Ausdruck für Kupfer, *chalkos*, ist mit *chalke* (oder *calche*) ‹Purpurschnecke› assoziiert, ebenfalls ein vorgriechisches Lehnwort. Der Name für Kupfer ist also in Anlehnung an die rötliche Farbe des Metalls gewählt worden. Die Bezeichnung für Gold im Griechischen, *chrusos* (mykenisch *kuruso*), ist ebenfalls entlehnt, allerdings aus dem Semitischen (Chantraine 1999: 1278 f.). Offensichtlich hat die Goldschmiedekunst Alteuropas keinen Widerhall in der griechischen Tradition dieses Handwerks gefunden.

Kunstformen und Kultursymbole

Je mehr wir heutigen Europäer von der Welt Alteuropas verstehen, desto leichter wird unser Zugang zur Kunst jener Epoche, denn «ein Verständnis der Kultur, die ein Kunstwerk geboren hat, ist der kritische Angelpunkt dafür, ein Werturteil darüber zu fällen» (Dell 2010 a: 11). Wenn wir uns im Folgenden der Kunst Alteuropas nähern, ist es sinnvoll, sie in zwei elementare Bereiche zu gliedern. Dies ist einmal die Vielzahl an verschiedenen Formen anspruchsvoller Keramik, deren Produktion mehr als nur handwerkliches Können, nämlich kreative Kunstfertigkeit erforderte. Zum anderen geht es dabei um den Einsatz von Kultursymbolen, den Motivschatz, das dekorative Design und die ornamentale Ästhetik.

Kultgefäße

In sorgsamer Kleinarbeit ist es den Archäologen inzwischen gelungen, die vielen tausend Artefakte aus den Siedlungen der Donauzivilisation zu katalogisieren und zu kategorisieren, und in einer größeren Zahl von Spezialstudien ist das Fundmaterial gesichtet und analysiert worden. Wenn man die

Gerätschaften und Utensilien, auch die Vorratsbehälter und Tongefäße, die für den Alltagsgebrauch bestimmt waren, aussortiert, bleibt eine erstaunliche Vielzahl an anspruchsvollen Keramikgefäßen, die nach ihrer Beschaffenheit sowie im Hinblick auf den Kontext, in dem solche Funde stehen, eindeutig nicht für den täglichen Gebrauch hergestellt wurden. Sie waren für rituell-zeremoniale Funktionen gedacht und erhielten dadurch einen besonderen Wert. «Die aus Ton hergestellten Artefakte machten den Eindruck, dass sie eine große Symbolkraft als Prestigeobjekte besaßen, die bei rituellen Zeremonien gebraucht wurden, und sie förderten die soziale Interaktion als Handelswaren und Opfergaben» (Gligor et al. 2007: 114).

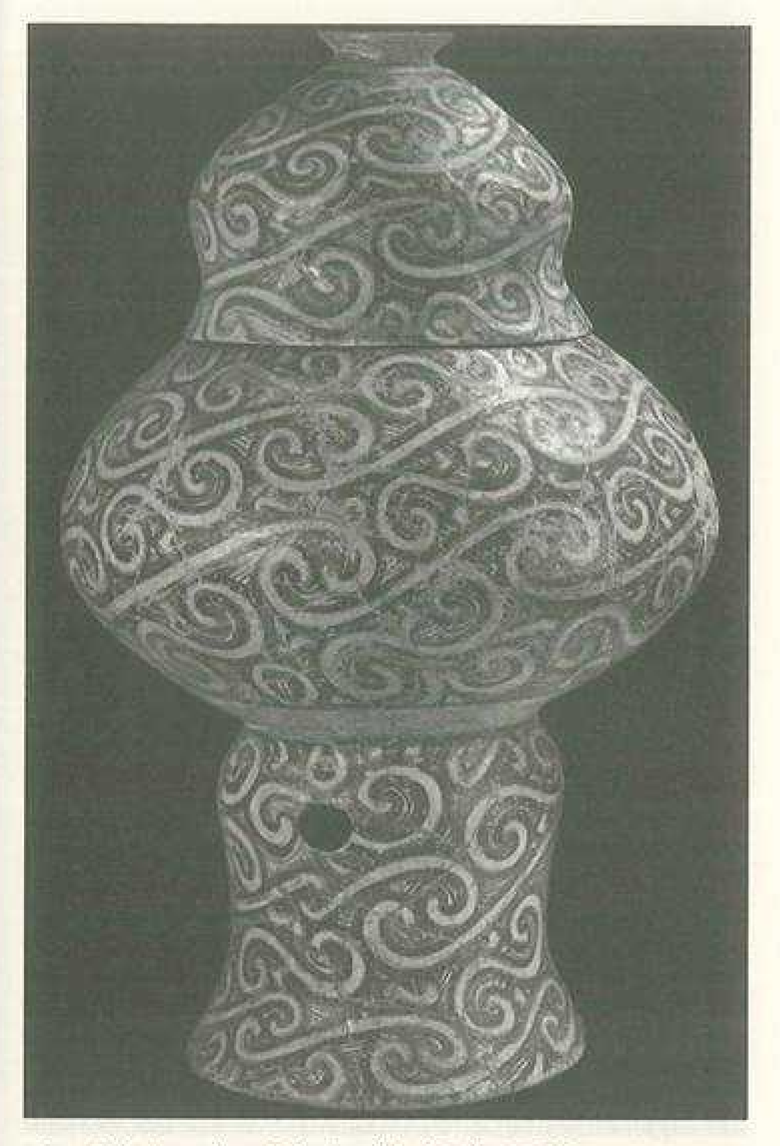
In den extravaganten Formen einiger Kultobjekte (z. B. Libationstische, Miniaturaltäre, spezielle Behälter für Opfergaben) zeigt sich der hohe künstlerische und technische Entwicklungsstand der alteuropäischen Töpferei (Abb. 48–51).

Es gab für so manches Gefäß gleichsam symbolische «Mehrfachfunktionen». Die Behältnisse, in denen Knochenreste der Brandbestattungen aufbewahrt wurden, waren in der Regel keine Töpfe für den Alltagsgebrauch, sondern solche, die rituellen oder festlichen Zwecken dienten – Keramikgefäße also, denen eine besondere Wertschätzung entgegengebracht wurde. Damit endete für das wertvolle Gefäß der «Lebenszyklus» zusammen mit dem seines Besitzers (Stratouli et al. 2010: 99).

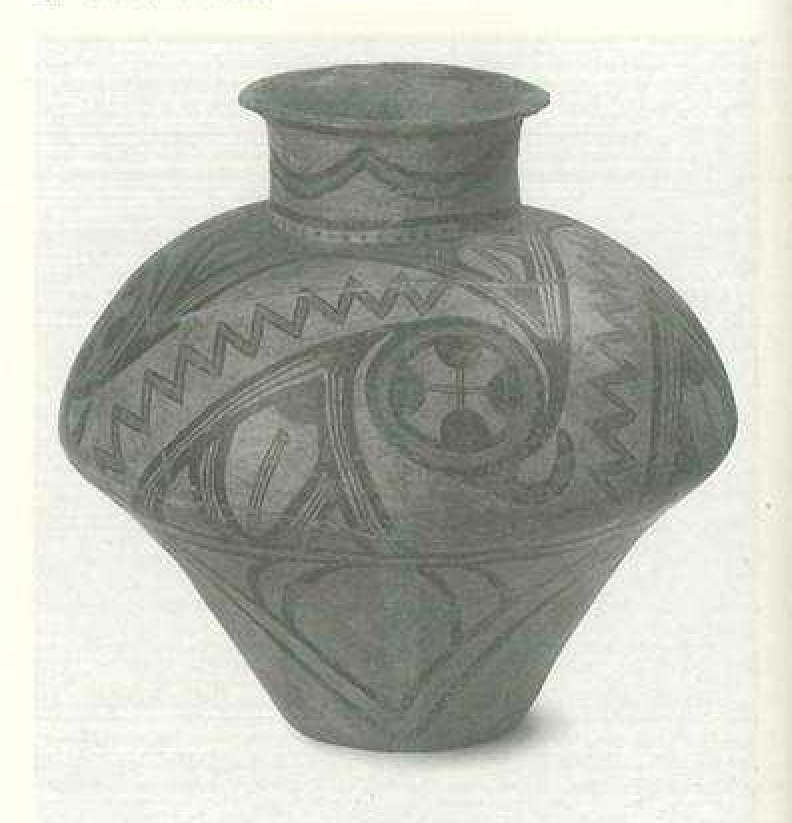
Tonstempel (pintaderas) und Siegel

Am Anfang der visuellen Kommunikation der Alteuropäer stand deren Selbstidentifikation als Mitglieder in der Kulturgemeinschaft. Die frühen Ackerbauern gingen mit Symbolen um, die vermutlich aus älteren Repertoires visueller Motive selektiert wurden und die in bestimmten formalen Funktionen in wiederholtem Gebrauch das Kulturschaffen begleiteten. Zu den alten Identifikationssystemen Alteuropas gehörten abstrakte Motive auf Tonstempeln und Symbole im Wohnbereich. Inzwischen existieren auch verschiedene Datenbanken mit Dokumentationen über die Distribution der alteuropäischen Kultursymbole auf Figurinen, rituellen Gefäßen, auf Miniaturaltären und auf Tonmodellen von Schreinen und Tempelbauten (s. Kap. 3, Siedlungen und Architektur).

Tonstempel. Die älteste Form solcher Identifikation sind Kultursymbole auf Tonstempeln, die in der Fachterminologie auch mit dem spanischen Ausdruck «*pintaderas*» benannt werden. Die frühen Migranten brachten

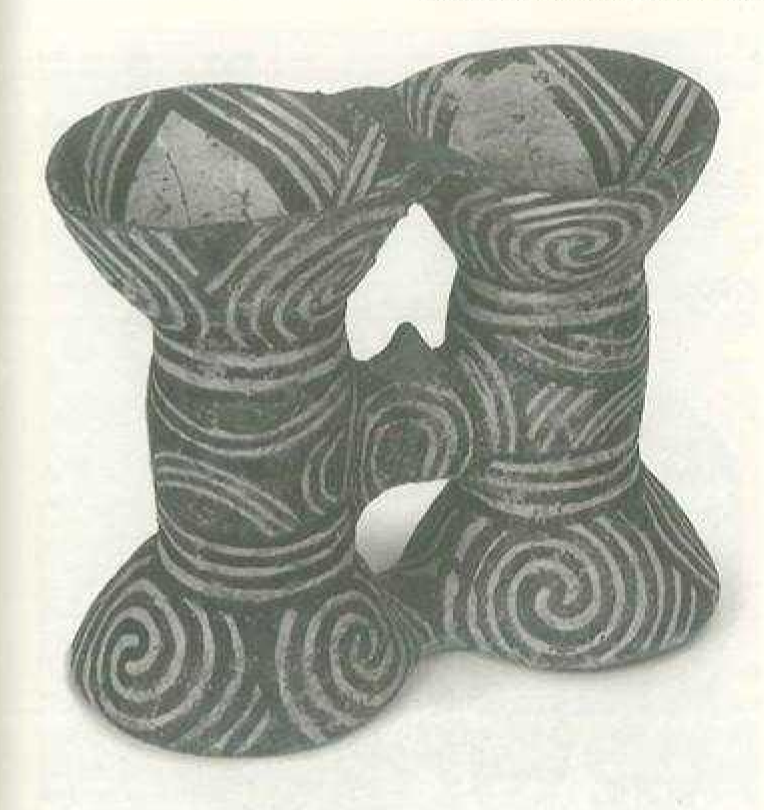


48–51 Sonderformen alteuropäischer Keramik (nach Tasić 1998, Nikolov 2007 a, Lazarovici 2009b)



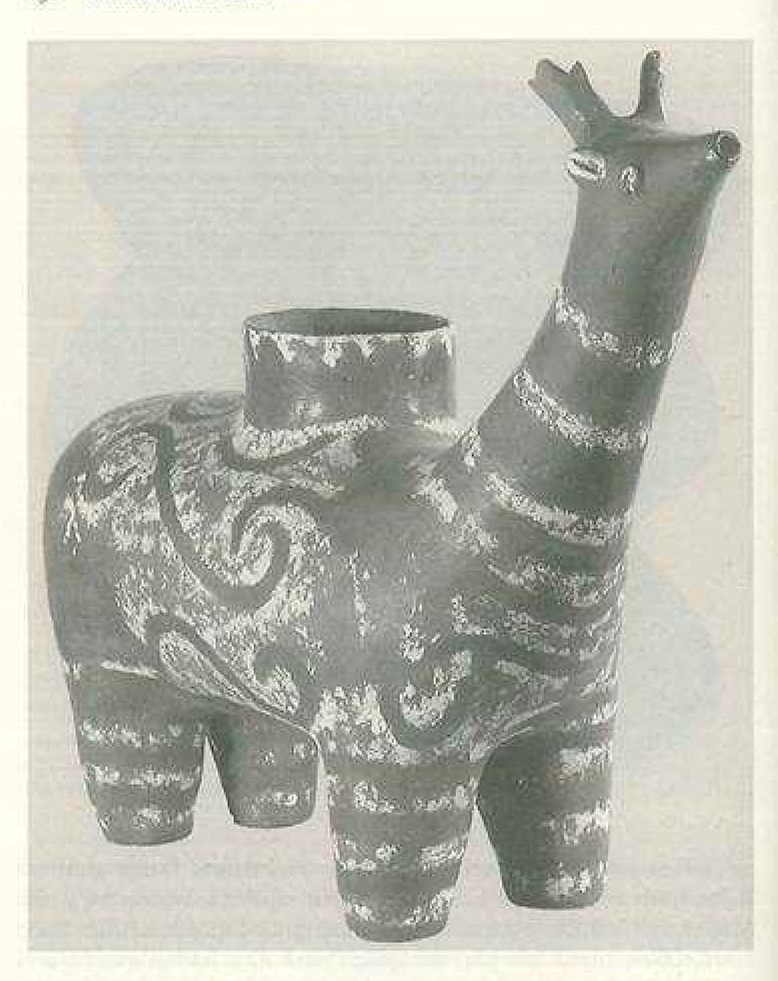
den Umgang mit Tonstempeln aus Anatolien mit nach Thessalien. Die ältesten Tonstempel der Welt stammen aus den Fundschichten von Çatalhöyük (Türkcan 2006). Es spricht für die Eigendynamik der kulturellen Entwicklung auf europäischem Boden, dass sich die Tradition der Tonstempel bei den Alteuropäern bald von der in Anatolien abkoppelte. Das kann man daran erkennen, dass die Tonstempel in Alteuropa eine größere Vielfalt an Symbolen aufweisen und dass neue Symbole auftreten, die in Anatolien unbekannt sind.

Das System der neolithischen Tonstempel entwickelte sich schon während der formativen Periode der Donauzivilisation. Die anderen visuellen Symbolsysteme Alteuropas sind teilweise jünger und entfalteten ihre Funktionen erst während der Blütezeit, d.h. ab ca. 5500 v. Chr. Die Stem-

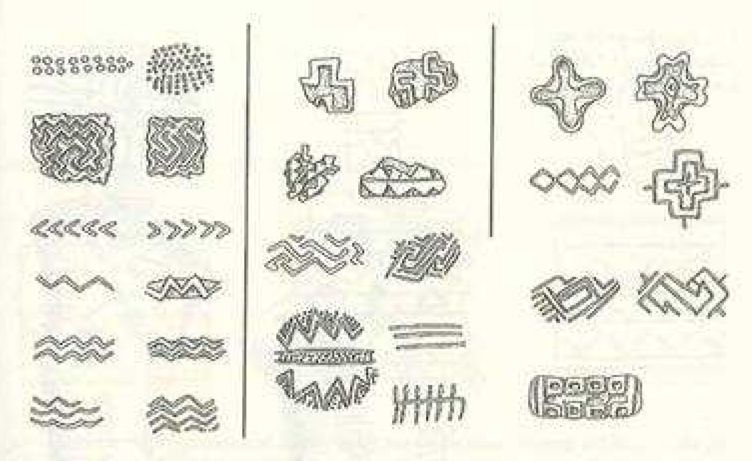


pel hatten sehr wahrscheinlich vielfältige Funktionen. Damit wurden Kultursymbole mit Farbe auf die Haut gestempelt (body painting), als Muster auf Textilien gepresst (textile printing) und in den weichen Ton von Gefäßen eingedrückt (clay stamping), bevor diese hart gebrannt wurden. Das Zeichenrepertoire der *pintaderas* ist relativ begrenzt und setzt sich aus bestimmten Basismotiven mit weiter Verbreitung zusammen (Abb. 52).

Die symbolische Bedeutung der gestempelten Motive war ebenfalls vielschichtig. Individuen konnten sich als Mitglieder in sozialen Gruppen bezeichnen, die Symbole dienten auch zur Identifizierung von Sippen und deren Haushalten, sie wurden als Besitzermarken und Handwerkslogos verwendet. Im religiösen Bereich dienten die Stempel zur Reproduktion



von Sakralsymbolen im Zusammenhang mit rituellen Praktiken. Alle diese Funktionen sind geeignet, die offensichtliche Langlebigkeit von *pintaderas* zu erklären. Einige der Stempel «lassen Anzeichen von langem Gebrauch und/oder Abnutzungsspuren erkennen, was vielleicht auf eine fortgesetzte Verwendung in Ritualen oder für ökonomische Zwecke über einen längeren Zeitraum als die Lebensspanne eines Individuums hinweist» (Chapman 2000: 91). Für eine rituelle Funktion der Tonstempel spricht unter

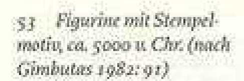


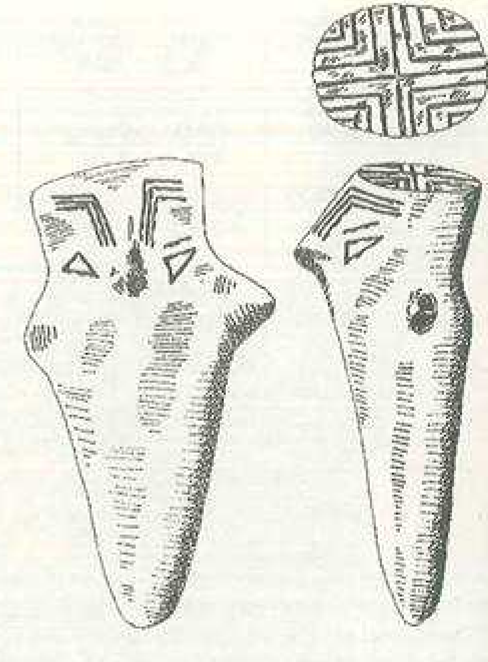
52 Kultursymbole auf neolithischen Tonstempeln (pintaderas), 6. und 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Todorova/Vajsov 1993, tab. 227)

anderem, dass es Figurinen gibt, in deren Kopf – abgeflacht als Stempelfläche – Kultursymbole eingraviert sind (Abb. 53).

Tonstempel mit Kultursymbolen treten in den Fundschichten des frühen Neolithikums häufig auf. Später ist ihr Vorkommen nur noch selten, und erst in der späten Kupferzeit nimmt die Verwendung von *pintaderas* wieder zu. Eine befriedigende Erklärung für diese Schwankungen ist bisher nicht gefunden worden. Zu den wenig überzeugenden Annahmen gehört die These, die Stempel wären im Zusammenhang mit dem Tauschhandel verwendet worden, ähnlich den Symbolsteinen (tokens) im Rechnungswesen des mesopotamischen Warenverkehrs (Schmandt-Besserat 1992). Diese Vorstellung, wonach Waren gestempelt oder Quittungen ausgestellt worden wären, findet anhand des Fundmaterials jedoch keine Bestätigung. Und gerade zu den Zeiten, als der Handel in der Donauzivilisation florierte, war die Verwendung von Tonstempeln stark eingeschränkt.

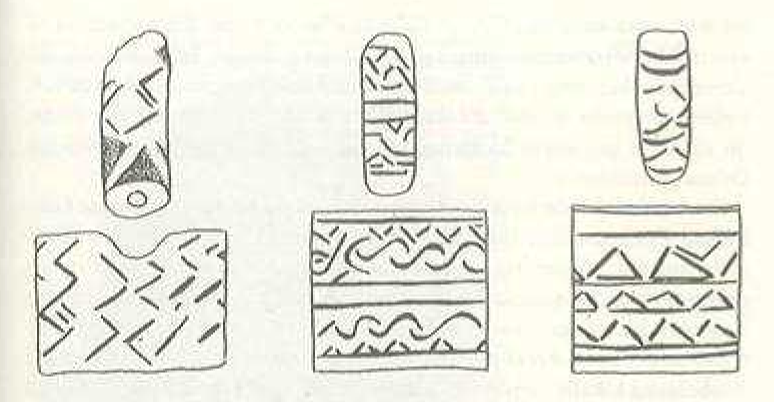
Gimbutas (1989: 44) hat auf die besondere Rolle aufmerksam gemacht, die die Umrahmung der Motive spielt. Die Motive werden von den Rändern der Stempel gleichsam eingerahmt und ihre symbolisch-kommunikative Funktion damit unterstrichen. Gimbutas deutet die Motive als Logogramme der «life-giving goddess» in verschiedenartiger ikonographischer Gestalt als Schlangen- oder Vogelgöttin. Die Symbole auf den Tonstempeln


53 *Figurine mit Stempelmotiv, ca. 5000 v. Chr. (nach Gimbutas 1982: 91)*



finden Parallelen in den Motiven auf Objekten, die mit bestimmten Handwerksparten wie Spinnen und Weben, Keramikherstellung und Metallurgie assoziiert sind. In solchen Zusammenhängen liegt die Annahme nahe, dass die symbolische Rolle der Gottheit als Schutzpatronin mit Hilfe der betreffenden Motive «visualisiert» wird. «Die Möglichkeit, dass die Göttin auch ‹die Handwerkssparten› und ‹die Künste› gewährte und beaufsichtigte, entspricht der Beobachtung, dass einige der von den pintaderas (Tonstempeln) bekannten Motive auch als Identifikationssymbole von Familien oder als Hersteller- oder Handwerkszeichen verwendet wurden, und auch als Gildezeichen in späterer Zeit (...), und dass sie eine Art dringlichen Wunsch zum Ausdruck bringen, den Segen oder die Zuwendung der Schutzpatronin für eine bestimmte Domäne der Kunst oder ein bestimmtes Handwerk zu erlangen» (Dzhanfezova 2009: 153).

Neuere ethnographische Forschungen haben den Nachweis erbracht, dass sich die Tradition der Tonstempel seit dem Neolithikum durch alle Perioden



54 *Siegel aus Nord-Griechenland, Sitagroi, ca. 5200 v. Chr. (nach Gheorghiu/Skeates 2008: 46)*

der Kulturgeschichte Südosteuropas bis heute kontinuierlich erhalten hat (Gheorghiu/Skeates 2008). Die wichtigste Funktion von Tonstempeln in unserer Zeit ist das Aufdrucken von ornamentalen Motiven auf Textilien. Moderne technische Experimente mit Tonstempeln haben wichtige Einblicke in die Möglichkeiten ihrer Verwendung in der Frühzeit vermittelt.

Siegel. Die Alteuropäer verwendeten auch Siegel. Diese unterscheiden sich von den Tonstempeln dadurch, dass auf ihnen mehr als nur ein zentrales Symbol zu finden sind. Siegel und Siegelgefäße (d. h. Gefäße mit siegelartig gestaltetem Boden) sind an verschiedenen archäologischen Stätten gefunden worden. Einige fallen wegen ihrer besonderen Beschaffenheit auf.

Eine der Sonderformen alteuropäischer Siegel sind zylindrisch geformte Rollsiegel aus Ton. Die ältesten Objekte stammen aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr. (Abb. 54).

In den gängigen Handbüchern steht zu lesen, dass die ältesten Spuren von zylindrischen Siegeln aus Mesopotamien stammen: «Diese Siegel [Zylinder-Siegel] scheinen gleichzeitig im südlichen Mesopotamien (Uruk) und im Südwesten des Iran (Susa) erfunden worden zu sein, und zwar in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr., ziemlich zur gleichen Zeit wie die Schrift ...» (Collon 1997a: 12). Auch im Nordosten Syriens (Tell Brak) treten Zylinder-Siegel in etwa zur gleichen Zeit auf wie in Mesopotamien. Alle diese Funde datieren jedoch in eine viel spätere Epoche als

die Rollsiegel Alteuropas, deren höheres Alter offenbar der Aufmerksamkeit der Mesopotamisten entgangen ist. Angesichts der Tatsache, dass die alteuropäischen Siegel in Zylinderform mehr als eineinhalb Jahrtausende früher verwendet wurden als die in Mesopotamien, stellt sich die Frage, ob vielleicht mit einem Ideentransfer von Südosteuropa in den Vorderen Orient zu rechnen ist.

Eine andere Sonderform der alteuropäischen Siegel fällt durch ihre Größe und Zeichenvielfalt auf. Dazu gehört auch das Schriftsiegel von Karanovo aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. In jener Periode dehnte sich die Karanovo-Kultur weit über das Territorium des heutigen Bulgarien hinaus aus, bis ins südliche Rumänien. Die dörflichen Gemeinschaften in diesem Areal profitierten von der Metallverarbeitung, von der Ausbeutung lokaler Kupfervorkommen sowie vom Handel mit Kupfererz und verarbeiteten Produkten aus Kupfer. Das Tonsiegel mit Handgriff aus der Kulturstufe Karanovo VI zeigt auffällige Maße, es hat einen Durchmesser von 6 cm und eine Dicke von 2 cm (Abb. 55).

Das hohe Alter und besondere Eigenschaften des Materials (hochwertiger Ton aus einer lokalen Fundstätte) weisen auf einheimische Fabrikation des Siegels, schließen einen Import aus. Das Siegel war Bestandteil eines größeren Ensembles von Artefakten, wozu ein Miniaturbackofen, ein Mahlstein, neun größere und drei kleinere Gefäße gehörten, außerdem einige Steinäxte und eine Nadel aus Kupfer. Die Oberfläche des Rundsiegels ist durch eine senkrechte und eine horizontale Mittellinie in vier Zonen eingeteilt, in denen jeweils mehrere abstrakte Motive gruppiert sind. Soweit die Konturen der Einzelzeichen zu identifizieren sind, handelt es sich um solche, die zum Repertoire der Donauschrift gehören (s. Einzelheiten bei Haarmann 2010 a: 107 f.). Die Zeichen auf dem Siegel von Karanovo treten auch auf anderen Siegeln und anderen Objekten auf, z. B. auf einem Medaillon aus Turdaş und einer Scheibe von Nova Zagora (Merlini 2009 a: 657).

Sphragis. Wie die Alteuropäer ihre Tonstempel und Siegel nannten, ist nicht bekannt. Vielleicht aber gibt es ein entferntes Echo in der altgriechischen Terminologie der Identifikationssymbole. Der Ausdruck, mit dem im antiken Griechenland Siegel bzw. Stempel bezeichnet wurden, war *sphragis*. Im Griechischen sind von diesem Grundwort etliche Ableitungen gebildet worden (*sphragizo* ‹mit einem Siegel versehen›, *sphragisma* ‹Siegelabdruck›, *sphragido-phulakion* ‹Kästchen zum Aufbewahren eines Siegels› u. a.), was ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieser Form sozialer Identifikation bei den Griechen ist.



55 Das Siegel von Karanovo (nach Winn 1981: 215)

Die Wortgeschichte von *sphragis* ist ungeklärt, es kann dafür kein indoeuropäisches Erbwort ermittelt werden (Chantraine 1999: 1078). Dieses Wort ist offensichtlich entlehnt worden, aber die genaue Quelle ist unbekannt. Tonstempel treten in Mesopotamien viel später auf als in Alteuropa, folglich kann *sphragis* kein Lehnwort aus dem Sumerischen sein. Die einzig sinnvolle Herleitung von *sphragis* scheint die Annahme zu sein, dass dieser Ausdruck zur Schicht der alteuropäischen Lehnwörter im Griechischen gehört.

Vielfalt der Figurinen

Figurinen oder Statuetten sind in den Fundschichten Alteuropas für den gesamten Kulturhorizont vertreten, d. h. für alle Siedlungsplätze über die gesamte Spanne des Kulturschaffens (Gimbutas 1989, Haarmann 2009 a: 63 ff.) – also mehr als 3000 Jahre. Beispielsweise wurden in den Kulturschichten von Karanovo (Bulgarien) Skulpturen gefunden, die aus einem Zeitraum zwischen ca. 6300 bis ca. 3000 v. Chr. stammen. Auch an ande-

ren Siedlungsplätzen deuten die Funde auf eine viele Jahrhunderte währende Tradition der Herstellung und Verwendung von anthropomorphen und zoomorphen Skulpturen. Damit stellen die Figurinen eine Art diagnostischen Marker für die gesamte Donauzivilisation dar.

Der allergrößte Teil der anthropomorphen Figurinen sind weibliche Gestalten. Deren Anteil am Gesamtbestand der Skulpturen einzelner Fundstätten liegt teilweise über 90%. Die Figurinen wurden aus verschiedenen Materialien hergestellt, aus Stein, Marmor und gebranntem Ton. Stein war das gängige Material in der vorkeramischen Periode. Später dominieren Statuetten aus gebranntem Ton. Aus dem 5. Jahrtausend v. Chr. sind auch einige Figurinen aus Metall bekannt. Dies sind entweder flache Metallplättchen, z. B. im Goldschatz von Varna/Bulgarien, oder reliefierte Goldbleche, z. B. Einzelstücke von den rumänischen Fundorten Moigrad und Oradea (s. Anthony 2009 b: 162, 173, 197).

Die große Zahl an Figurinen fordert natürlich zur Frage nach deren Funktionen heraus. Die Sekundärliteratur über Figurinen ist ebenso verzweigt wie uneinheitlich, und es fehlt nicht an fantasievollen Spekulationen. Manche dieser Spekulationen sind abenteuerlich, wie die Deutung, wonach die Figurinen Puppen zum Spielen für die alteuropäischen Kinder gewesen wären, und die nackten Frauendarstellungen hätten wegen ihrer teilweise überbetonten weiblichen Merkmale (Brüste, Schamgegend, Gesäß) Sexualität assoziiert und für die Männer als Sexidole gedient (Tringham/Conkey 1998: 25). Angesichts der Vielfalt an Figurinen mit zoomorphen Merkmalen und an Fantasiegebilden wie Zentauren, Frauengestalten mit Flügeln statt Armen oder Gestalten mit zwei Köpfen hätte es demnach in Alteuropa viele Männer mit perversen Neigungen gegeben, die sich in ihren Fantasien gern mit Monsterkreaturen beschäftigten.

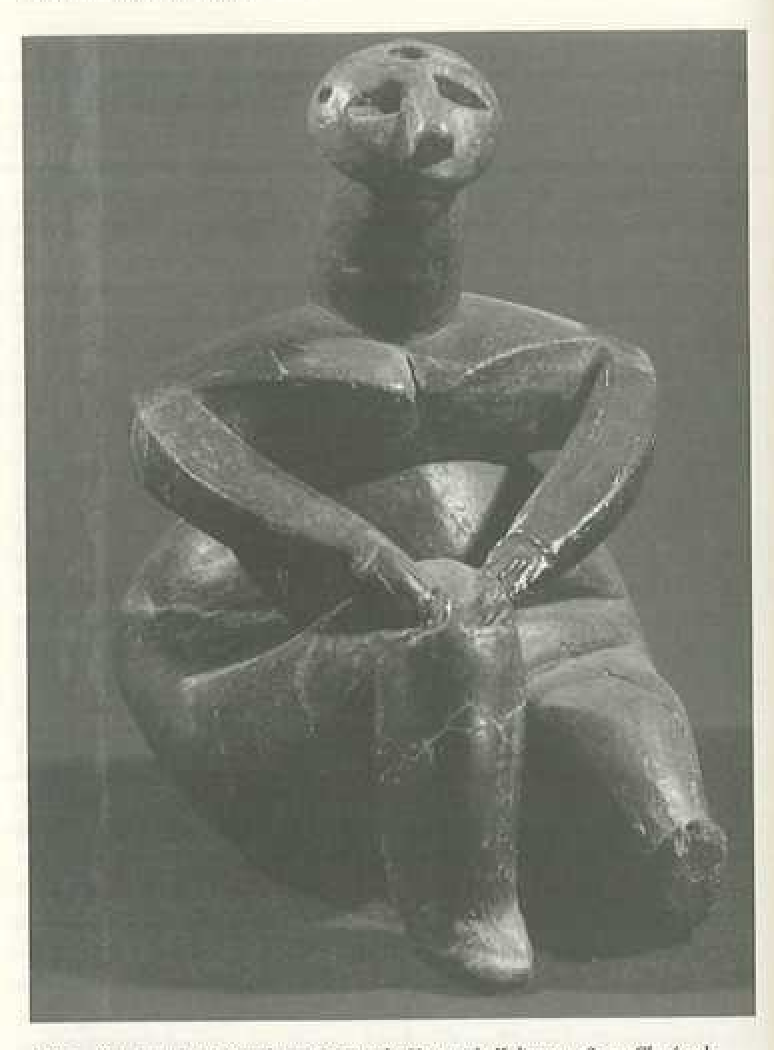
Kulturhistorisch realistische Annäherungen gehen davon aus, dass die Figurinen keine profanen, sondern vielmehr kultische Funktionen erfüllten. Die religiös-kultischen Interpretationen von Marija Gimbutas, die oft missverstanden oder falsch ausgelegt worden sind, erleben heutzutage eine Renaissance, denn die engen symbolischen Bindungen dieser Artefakte an die Vorstellungswelt der Alteuropäer werden neuerdings bestätigt (s. Haarmann 2009 a: 212 ff. zur Methodik symbolisch-metaphorischer Interpretation). »Ein Aspekt der Analyse von Gimbutas, der wahrscheinlich in der Tat alteuropäische Realität widerspiegelt, ist ihre Erkenntnis, dass sehr viele verschiedene Varianten und Arten von rituellen Aktivitäten und religiösem Symbolismus in den Figurinen Alteuropas zum Ausdruck kommen« (Anthony 2009 a: 45).

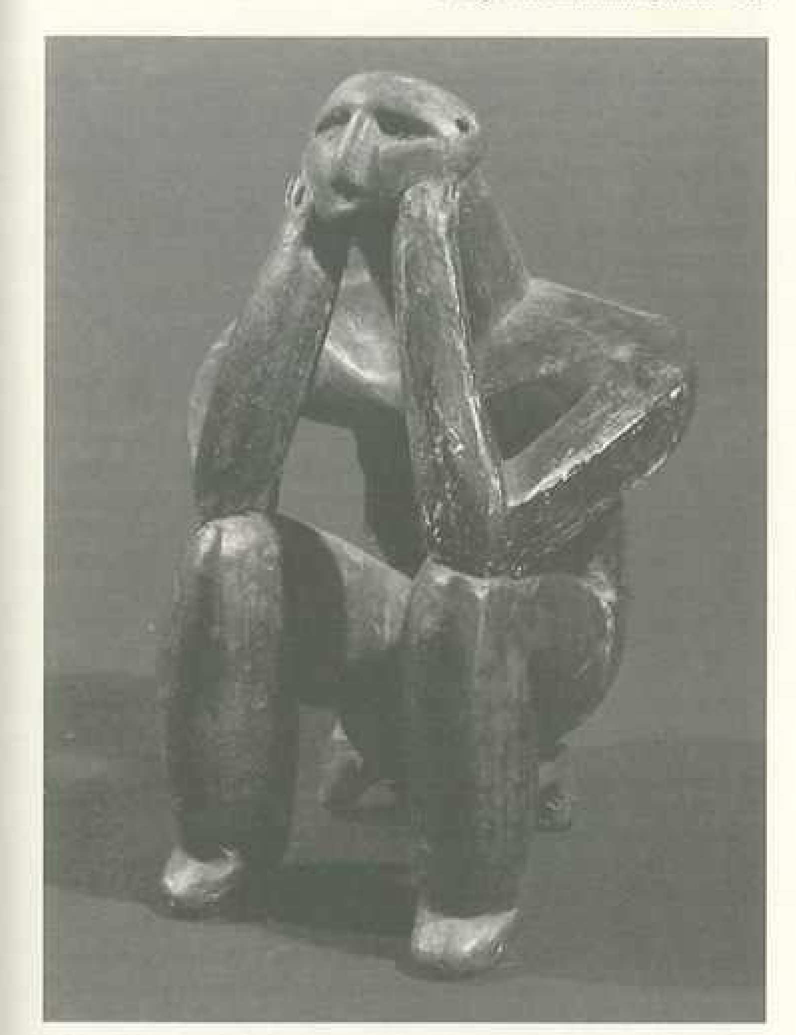
Figurinen findet man an solchen Orten und in kulturellen Kontexten, die auf den Charakter der Skulpturen als Kultobjekte hinweisen. Solche Zusammenhänge sind die als «häusliche Rituale» (domestic rituals) bezeichneten rituellen Handlungen im Wohnbereich, die alle wichtigen Tätigkeiten begleiteten (z. B. Brotbacken, s. o.), wie auch Gruppierungen von Figurinen auf Ritualplattformen und in Heiligtümern, in Verbindung mit rituellen Utensilien wie Opfertischen oder Schemeln in Miniaturformat.

Identifiziert man die Figurinen als Kristallisationspunkte bzw. Attraktoren spiritueller Energie («spirit-holders» nach Haarmann 2009 a: 119 ff.) in der Glaubensvorstellung der Alteuropäer, so werden bestimmte Spezialfunktionen verständlich, die Figurinen übernehmen. Statuetten sind beispielsweise unter den Fundamenten von Häusern gefunden worden, so in Opovo, einer Siedlung der Vinča-Kultur in Serbien (Tringham et al. 1985). Hier dienten sie als Attraktoren göttlichen Segens und Schutzes für die Gebäude und ihre Bewohner. Als Objekte der Anziehung spiritueller Energie eigneten sich die Figurinen ganz besonders dafür, eine wichtige Rolle im Sozialkontakt zu übernehmen, wie für den Geschenketausch im Zusammenhang mit den Handelskontakten (s. Kap. 3). Es ist die Vermutung geäußert worden, dass die symbolische Bedeutung solcher Figurinen unter anderem darin zu suchen ist, die Rolle der Frau für den Zusammenhalt der Sippen zu bekräftigen (Hodder 1990: 61).

Nach ihrer Typik zeigen die Figurinen Alteuropas eine große Vielfalt, die von naturalistischen bis zu stilisierten Formen reicht, mit einer deutlichen Tendenz zum Abstrakten (Haarmann 2009 a: 85 ff.). Das Kunstschaffen ist in jeder der Kulturprovinzen charakterisiert durch Vorlieben für bestimmte Figurinentypen. In der ältesten Kulturstufe Alteuropas, der von Starčevo-Criş, fallen die stilisierten Figurinen mit ihren massiven Unterkörpern auf. Charakteristische Konturen für die Lengyel-Kultur (Ungarn) sind solche mit langem Oberkörper, betonten Hüften und kurzen Beinen. Typisch für die Vinča-Tradition sind vogelköpfige Figurinen mit grazilen Formen, kleinen Brüsten und wenig betonten Hüften. Die Karanovo-Figurinen zeigen leicht stämmige Konturen, einige sind fast tonnenförmig. Die Figurinen des Cucuteni-Trypillya-Areals weisen eine beachtliche Typenvielfalt auf. Hierzu gehören die kopflosen Figurinen von Hamangia mit langen Hälsen und korpulenten Proportionen, Statuetten mit hochstilisierten Konturen und betontem Schamdreieck.

Die Typenvielfalt verzweigt sich weiter unter Berücksichtigung regionaler Spezifika. Aus einer solchen Perspektive treten Präferenzen für





56/57 Figurinen der Nekropole von Cernavoda, Hamangia-Kultur, ca. 4800 v. Chr. (nach Kruta 1993: 84, 85)

Links: «Sitzende Frau»

Rechts: «Der Denker»

Sonderformen markant hervor. In einem Reihenvergleich der Figurinen aus Makedonien lassen sich folgende Grundtypen ermitteln (Kolištrkoska Nasteva 2005):

- Figurinen mit realistischen Merkmalen, entweder stehend oder in sitzender Pose, häufig mit eingravierten Symbolen, die wie Tattoos aussehen;
- Stark stilisierte Figurinen, sowohl stehend als auch sitzend, häufig säulenförmig mit betonten weiblichen Attributen sowie mit Accessoires wie Schmuck, Haartracht oder Dekor, der Bekleidung imitiert;
- Figurinen in Zylinderform, als Aufsätze auf Haus- oder Tempelmodellen; dieser Typ ist charakteristisch für die alteuropäische Kunst in Makedonien, und nur hier tritt dieser Figurinentyp häufig auf.

Zu den Höhepunkten und Meisterwerken der alteuropäischen Kunst zählen zweifellos die beiden Skulpturen aus gebranntem und poliertem Ton, die in der kupferzeitlichen Nekropole von Cernavoda in der Dobrudscha (Südost-Rumänien) gefunden wurden. Diese Kleinplastiken (Höhe: 11,5 cm) treten als Einzelstücke markant hervor, und die Archäologen haben ihnen Namen gegeben (Abb. 56/57).

Das Stilempfinden, das in diesen Figurinen aufscheint, ist zeitlos und so dynamisch, dass eben diese künstlerische Ästhetik Alteuropas von Künstlern des modernen Europa gleichsam «wiederentdeckt» worden ist (s. Epilog).

Ornamentale Motive und dekoratives Design

Die Motive der ornamentalen Kunst Alteuropas fügen sich ein in den Rahmen, der von der Kultursymbolik im frühen Neolithikum vorgegeben wird. Dieselben Basismotive, die als Kultursymbole eine Rolle spielen, wurden im Dekor der Keramik variiert, so dass variantenreiche Konfigurationen elementarer Formen entstanden. Bestimmte Motive wurden mit Vorliebe in mehrfacher Ausführung (in Gruppen von zwei, drei oder mehreren) im Dekor verwendet, so die Spirale und der Mäander. Etliche der Ornamente der neolithischen Kunst sind aus dem Motivschatz der paläolithischen und mesolithischen Periode tradiert worden, so das V-Symbol, der Mäander und das Zickzack-Motiv (Abb. 58).

Die ornamentalen Motive stehen jeweils in Beziehung zur Form eines Keramikgefäßes, zu dessen Oberfläche und Farbgebung. Aus diesen Grundbeziehungen entsteht der ästhetische Gesamteindruck:



58 Gefäß mit Mäandermotiv, einem uralten Kultursymbol (Lazarovici 2009b: 148)

Stilformen der Keramik:	Krüge, Vasen, Töpfe (mit und ohne Deckel), Schalen, Gefäße mit anthropomorphen oder zoomorphen Merkmalen
Oberflächenbeschaffenheit:	Gebrannt und einfach geglättet, poliert
Technische Realisation des Dekors:	Aufgemalt, geritzt (bei qualitativ hochwertiger Keramik mit Inkrustierung aus Muschelkalk)
Farbgebung und -komposition:	– Einfarbiger Dekor (Brauntöne bei einfach geglätteter Oberfläche, Schwarztöne bei polierter Oberfläche, Inkrustierungen in Weiß); – Zweifarbiger Dekor (in beige, weiß, gelb); – Mehrfarbiger Dekor (braun, gelb, rot, schwarz).

Die Auswahl einzelner Motive für die Ornamentierung der Artefakte war nicht zufällig, sondern lässt klare, bewusste Distributionen erkennen. Die Vorlieben für die Verwendung bestimmter Basismotive waren ganz offensichtlich von Konventionen geprägt, die jahrhundertelang das Kunstschaffen der Alteuropäer bestimmten. Diese Konventionen sind bisher am besten für den Motivschatz der Ornamente auf Figurinen bekannt, vor allem durch die Arbeiten von Biehl (1996) und Lazarovici (2005, 2009a, b).

Eine genauere Analyse der Symbole und Zeichen auf den Figurinen lässt die Vielfalt der Distributionsmuster erkennen. Nach Biehl (1996) sind insgesamt zehn Zonen auf den Körpern von Figurinen zu unterscheiden, wo ornamentale Motive und Schriftzeichen auftreten können, von der Stirn bis zum Unterschenkel. Bestimmte Motive sind auf bestimmte Zonen beschränkt, und auch in der Häufigkeit, mit der einzelne Motive auftreten, spiegelt sich das Verhältnis von Restriktionen und Vorlieben. Folgende Distributionsmuster sind erkennbar (Haarmann 2009a: 191 f.):

- Motive im Kopfbereich und auf den Unterschenkeln beschränken sich auf parallele Strichlinien, entweder horizontal oder vertikal;
- Das V-Zeichen tritt als Basismotiv und/oder in verschiedenen Variationen in folgenden Zonen auf: Nacken, Brust, Unterleib;
- Das Spiralmotiv, in einfacher Form (als einfache Linie) oder als komplexes Design (als Doppellinie), tritt am häufigsten in folgenden Zonen auf: Brust, Bauch, Oberschenkel, Gesäß (als einfache oder Doppel-Spirale);
- Das Mäandermotiv, einfach oder komplex, ist charakteristisch und tritt mit Vorliebe in bestimmten Zonen auf: auf dem Bauch, den Oberschenkeln und dem Gesäß;
- Motive, die sich aus Strichen in unterschiedlichen Positionen zusammensetzen, dominieren auf den Schultern und Unterarmen, ebenso auf der Brust;
- Komplexe Motive dominieren in den unteren Zonen, auf Bauch und Gesäß.

Die Konfigurationen visueller Elemente in Gruppen beschränken sich nicht auf die Aneinanderreihung abstrakter und geometrischer Motive, sondern sie schließen auch Gruppierungen ein, in denen naturalistische Bilder mit elementaren Kultursymbolen und abstrakten Motiven verknüpft sind. Diese Motivkomplexe machen den Eindruck, dass wir es hier mit narrativen Ausdrucksformen zu tun haben. Ein Vergleich mit den mythologischen Szenen auf den griechischen Vasen drängt sich auf, nur mit dem markanten Unterschied, dass in den Szenen der alteuropäischen Kunst das Element der Anspielung, also der indirekten, symbolhaft ausgedrückten Fixierung von Inhalten sehr differenziert eingesetzt wurde. Mit Bezug auf die reich dekorierte Keramik der Cucuteni-Kultur ist der narrative «Überbau» des Gesamteindrucks von Dekor hervorgehoben worden: «Diese Kombinationen dekorativer Elemente können als graphische Umsetzungen eigentlicher Mythen ausgedeutet werden, darunter der «Lebensbaum», der sowohl schematisch als auch realistisch ausgeführt worden ist, und Darstellungen von Schlangen, die mit Fruchtbarkeit assoziiert wurden, und die die Idee der zyklischen Erneuerung, der Regeneration und des Schutzes von Ernte und Heimstätten ausdrückten» (Lazarovici 2009b: 152).

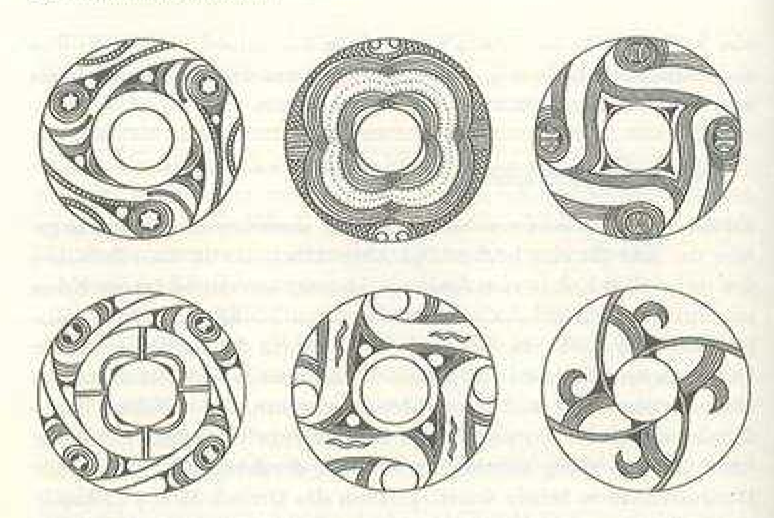
Abstraktheit und Symmetrie

Zu den hervorstechendsten Merkmalen der Kunstformen Alteuropas gehört der Sinn für eine hochgradige Abstraktheit, der in allen Bereichen der materiellen Kultur zum Ausdruck kommt, von der bildenden Kunst mit ihrer feinsinnigen Ästhetik der Figurinen bis hin zum ornamentalen Dekor der Keramikgefäße und den Symbolen des Kultlebens. In der künstlerischen Hinterlassenschaft des 7. Jahrtausends v. Chr. kann man die Hauptelemente und wichtigsten Motive erkennen, die vielfältige Transformationen in den späteren Phasen der zivilisatorischen Entwicklung erleben. Zu den häufig auftretenden Formen, die durch alle Perioden der Donauzivilisation beliebt waren, gehören das Dreieck-Motiv, Zickzack- und Keilzeichen, der Mäander, die Spirale und das Motiv des in Bändern angeordneten Winkelsymbols.

Die Vorliebe für abstrakte Formen passt sich einem anderen Organisationsprinzip an, dem der Symmetrie. Dieses Prinzip dominiert das ornamentale Design der Keramik, der Altäre und Kultobjekte ebenso wie die Schmuckfriese an Gebäuden. Abstraktion und Symmetrie bestimmen ebenfalls die Proportionen und die Formgebung in der bildenden Kunst (Abb. 59).

In diesem Bereich schlägt sich der abstrakte Sinn in einem hohen Grad als Stilisierung nieder. Auch in den Fällen, wo mit der Ornamentierung von Figurinen reale Merkmale wiedergegeben werden – wie beispielsweise ein Gewand oder Details der Frisur –, sind solche Attribute stark abstrahiert und unterwerfen sich immer einer symmetrischen Ordnung.

Angesichts des Sinnes für Abstraktion, der im Repertoire alteuropäischer Kultursymbole, im ornamentalen Motivschatz und ebenso in der Komposition der Schriftzeichen (s. Kap. 8) so eindrucksvoll zur Geltung kommt, stellt sich die Frage, ob wir es bei diesem Trend mit einer Erscheinung zu tun haben, die auf die Donauzivilisation beschränkt bleibt, oder ob es Nachwirkungen in der weiteren Kulturentwicklung gibt. Kommt in der Kulturentwicklung der Donauzivilisation vielleicht ein langfristiger Trend zum Tragen, der sich im Repertoire der abstrakt-geometrischen Symbole späterer Epochen fortsetzt, im minoischen Kreta, im mykenischen Kulturkreis und in der griechischen Klassik? Findet der feine Sinn



59 *Abstraktheit und Symmetrie im Dekor von Keramikgefäßen der Trypillya-Kultur (nach Tkachuk 2005)*

für das Abstrakte und für Symmetrie, der sich in den Kunstformen der geometrischen Periode (900–700 v. Chr.) im Griechenland der archaischen Ära ebenso wie in der Wissenschaft (Geometrie) zur Zeit der klassischen Antike artikuliert (Coldstream 2003), seine Ursprünge in dem Reservoir mentaler Abbilder früherer Entwicklungsstadien, die das kulturelle Gedächtnis der Menschen in Südosteuropa seit Jahrtausenden tradiert hat? Vieles spricht dafür, dass die neolithische Donauzivilisation der eigentliche Impulsgeber für viele spätere Entwicklungen in Südosteuropa und in der Ägäis gewesen ist, bis in die Ära der klassisch-griechischen Antike.

5. Das Modell einer egalitären Gesellschaft

In der Siedlungsgeschichte Alteuropas gibt es zwei Höhepunkte, die Zeit um 6500 v. Chr., als sich die Grundlagen einer agrarischen Lebensweise festigen und fortentwickeln, und die Zeit um 5500 v. Chr., als sich die Technologien zu entfalten beginnen, die die Zukunft der damaligen Gesellschaft prägen sollten. Damit begann seit der Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. in Südosteuropa das, was wir Zivilisation nennen.

Nach traditioneller Auffassung ist die Entstehung der frühen Zivilisationen ursächlich mit dem Aufkommen von staatlicher Autorität verknüpft. Der Kanon der älteren Forschung ist ein Lehrstück stereotypischen Denkens (Kristiansen 1998: 44 ff.). Der historische Zufall wollte es, dass gerade diejenigen Hochkulturen am bekanntesten und am besten erforscht waren, die tatsächlich diesen Prototyp von Zivilisationsmodell vertreten, nämlich Ägypten und Mesopotamien. Das Studium dieser Kulturen hat das Konzept eines staatsorientierten Modellfalls suggeriert, der sich angeblich in der Entstehung aller frühen Zivilisationen manifestiert. Heute stehen Archäologen, Anthropologen und Kulturwissenschaftlern Erkenntnisse über andere Zivilisationen der Welt zur Verfügung, für deren Frühstadium eine staatliche Ordnung entweder nicht nachweisbar oder lediglich ein marginaler Faktor im Gesamtbild ist. Die Diskussion über frühe Zivilisationen kann sich also nicht länger auf diejenigen Modelle beschränken, die der traditionellen Forschung zugänglich sind, wie Ägypten, Mesopotamien und der Nahe Osten, sondern muss notwendigerweise ausgedehnt werden auf andere alte Hochkulturen wie die Donauzivilisation und die alte Indus-Zivilisation (Haarmann 2007: 165 ff.).

Einen entscheidenden Schritt in Richtung auf eine Erweiterung der Vergleichsbasis hat der Anthropologe Charles Keith Maisels mit seiner im Jahre 1999 erschienenen Studie über den Entstehungsprozess früher Zivilisationen in der Alten Welt getan. Bedauerlicherweise bleiben die Ausführungen gleichsam auf halbem Wege stehen, denn der gesamte Komplex der Donauzivilisation findet keine Berücksichtigung. Es sollte immerhin zehn weitere Jahre dauern, bevor ein anderer Anthropologe, David W. Anthony, dezidierte Feststellungen über den Status Alteuropas als den einer Hoch-

kultur traf: «Allgemein versteht man das bronzezeitliche Griechenland als die erste europäische Zivilisation, aber zu der Zeit, als das erste Fundament für die älteste Zitadelle von Troja gegraben wurde, hatten die mit Gold gefüllten Gräber bei Varna schon eineinhalb Jahrtausende im Boden gelegen. Viel früher, als dies allgemein anerkannt wird, hat Südosteuropa ein Niveau technologischer Fertigkeiten, künstlerischer Kreativität und sozialer Komplexität erreicht, das gängigen Vorstellungen widerspricht» (Anthony 2009a: 53).

Der eindrucksvollste Fall eines regionalen Experiments mit zivilisatorischen Einrichtungen, bei dem es zu keiner Staatsbildung kam, ist die frühe Hochkultur im Industal mit ihren alten Kulturzentren Mohenjo-daro und Harappa. Die städtischen Zentren der Indus-Zivilisation erlebten ihre Blütezeit zwischen ca. 2550 und ca. 1900 v. Chr. Damals florierte auch die Schriftlichkeit. An einigen Orten kann man eine kulturelle Kontinuität bis ca. 1800 v. Chr. beobachten, und weiter im Südosten, an der Peripherie des Kernlandes, überlebt diese Zivilisation sogar bis etwa 1600 v. Chr. (Parpola 1994: 24f.). Es gibt Hinweise darauf, dass die Anfänge der formativen Phase der Indus-Zivilisation weiter zurückliegen in der Zeit und vielleicht ins 4. Jahrtausend v. Chr. datieren.

Ähnlich wie im Industal, so unterstanden auch im Donautal die Siedlungen keiner erkennbaren staatlich-politischen Kontrolle, die in das traditionelle Schema früher Staatsformen passen würde. Wenn aber die Staatsbildung keine Universalie bei der Entstehung früher Zivilisationen ist, kann das Hauptaugenmerk der Diskussion vom politischen Bereich weg auf die Frage der Gesellschaftsordnung in frühen Zivilisationen gelenkt werden.

Bis heute halten die meisten Anthropologen, Archäologen und Kulturwissenschaftler an einer hierarchischen Abfolge gesellschaftlicher Entwicklung fest, wonach die Jagdgemeinschaft am Anfang sozialer Ordnung steht. Eine höhere soziale Organisationsform wird mit dem Sippenverband oder Clan erreicht, wobei die Sippe oder der Clan jeweils ein Oberhaupt (engl. chief) haben. Diese Stufe akkumulierter Autorität in Händen einer Person mit Führungsrolle wird in der englischen Terminologie chiefdom genannt. Die Interaktion zwischen Sippenverbänden ermöglicht Zusammenschlüsse zu Stämmen. Auf dieser Entwicklungsstufe wird das Kriterium politischer Autorität relevant, die im Stammesverband beim politischen Oberhaupt (Häuptling, König u. ä.) liegt. In diesem Konstrukt sozialer Hierarchie ist die nächsthöhere Stufe eine Frühform staatlicher Ordnung.

Die Annahme einer solchen hierarchischen Stufengliederung sozialer Ordnung ist in sich schlüssig, aber deshalb noch kein exklusives (= universelles) Konzept. Die größte Schwäche in diesem Konstrukt einer soziopolitischen Hierarchie liegt in irreführenden Auffassungen über Kernbegriffe wie «stratifizierte Gesellschaft» bzw. «soziale Stratifikation», die häufig dahingehend missverstanden werden, dass die Anhäufung von Reichtum durch bestimmte soziale Gruppen das entscheidende Kriterium für das Entstehen einer Hierarchie sei.

Tatsächlich ist es viel wichtiger festzustellen, wer unter welchen Bedingungen Zugang zu den wirtschaftlichen Ressourcen hat. Der Zugang kann allen Mitgliedern der Gemeinschaft gewährt sein, nämlich im Fall einer kommunalen Verfügbarkeit von Ressourcen. Dies setzt Strukturen einer egalitären Gesellschaft voraus. Der Zugang kann aber andererseits auf eine Elite beschränkt bleiben und ist dann ungleichgewichtig und zentralisiert. Die lineare Entwicklung zu einer Stufe der Staatsbildung gilt dabei nur für die letztere Alternative. Denn in der Geschichte gibt es keinen Staat ohne die politische Autorität einer Elite. Die alternative Nutzung wirtschaftlicher Ressourcen ist aber nicht nur ein theoretisches Konstrukt. Wir wissen heute, dass die eine wie die andere Alternative in den frühen Zivilisationen der Alten Welt vertreten ist.

Die Gesellschaftsordnung in der alten Indus-Zivilisation spiegelt die Bedingungen einer egalitären Nutzung wirtschaftlicher Ressourcen. Es wird sogar die provozierende Behauptung aufgestellt, dass diese Zivilisation im Industal in sozialer Hinsicht gar nicht stratifiziert war. «Die Indus-Zivilisation ... ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: einmal deshalb, weil es die einzige komplexe Gesellschaft sowohl der Antike als auch der modernen Welt war, die ohne soziale Stratifikation und Staatsbildung funktionierte; zum anderen deshalb – und dieses Phänomen ist ganz sicher damit verknüpft –, weil es eine agrarische Gesellschaft war, in der die Dörfer nicht von den Städten unterdrückt wurden» (Maisels 1999: 252f.).

Diese Betrachtungsweise – leider geht Maisels diesen Schritt nicht – bietet sich ebenfalls bei der Bewertung der Gesellschaftsform der Donauzivilisation an. Wir können nach heutigem Wissensstand annehmen, dass die Donauzivilisation eine egalitäre Gesellschaft war. Diese Schlussfolgerung wird durch bestimmte Fakten und Zustände in den Fundschichten des Neolithikums und der Kupferzeit in Südosteuropa nahegelegt. Dies ist der Mangel an Indikatoren, wie sie typisch für hierarchische Gesellschaftssysteme sind: das Fehlen einer Differenzierung zwischen Arm und Reich, etwa in der Ausstattung der Gräber, das Fehlen von Herrscherinsignien, das Fehlen herrschaftlicher Bauten (z. B. Paläste oder Häuser von Angehörigen einer Elite) in den Siedlungen. Es besteht eine Art Minimalkonsens

unter Archäologen: Die Gesellschaft Alteuropas war nicht hierarchisch strukturiert. Erst die Ankunft der Steppennomaden brachte den sozialen Umbruch (s. Kap. 9).

Matriarchat oder Matrilinearität?

Ähnliche Bedingungen sind bereits früher für die Gesellschaft Alteuropas rekonstruiert worden, und zwar von Marija Gimbutas, die sich insbesondere mit der Thematik der sozialen Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau als besonderer Facette im egalitären Organisationsprinzip der alteuropäischen Gesellschaft auseinandergesetzt hat. Gimbutas ist für ihre Aussagen heftig kritisiert worden, vor allem von den Traditionalisten, für die gesellschaftliche Entwicklung exklusiv auf dem Prinzip sozialer Differenzierung beruht und auf eine hierarchische Gesellschaftsordnung mit der Maximierung von Reichtum und politischer Macht durch eine Elite zusteuert.

Es waren gerade die Traditionalisten, die sich intensiv bemühten, hierarchische Strukturen in der Gesellschaft Alteuropas aufzuspüren. Abgesehen von einigen unbewiesenen (weil unbeweisbaren) Hypothesen sind solche Versuche gescheitert. Zur Überraschung sowohl der Befürworter der Thesen von Gimbutas wie der Skeptiker wandelte sich die heftige Ablehnung der Existenz einer egalitären Gesellschaft in ihr Gegenteil. So bringt ein ehemals dezidierter Kritiker von Gimbutas neuerlich seine Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass die archäologischen Spuren in den Siedlungen der Donauzivilisation keine soziale Hierarchie erkennen lassen und dass sogar in den Mega-Settlements der Spätzeit, in den Städten der Tripyllya-Kultur, keine Differenzierung zwischen reichen und ärmeren Haushalten zu erkennen ist (Chapman 2009: 85 f.).

Die Gesellschaft der Donauzivilisation ist als «matristisch» (so von Gimbutas 1991: 324 ff.), als «matrilineal» oder auch «matrifokal» kategorisiert worden. Dafür sprechen u. a. die in ihrer überwältigenden Mehrheit weiblichen Figurinen und die vermutlich überwiegend weiblichen Gottheiten (s. Kap. 4 und 6). Die matristischen Verhältnisse in Alteuropa haben auch die Schöpfung eines eigenen Fachterminus für dieses Modell einer frühagrarischen Gesellschaft inspiriert: «Gylanie» (Eisler 1987). Der Ausdruck setzt sich aus den griechischen Bezeichnungen für Frau (altgriech. *gune* bzw. *gyne*) und Mann (altgriech. *andros*) zusammen. Es gibt keine griffige Übersetzung für Gylanie. Es umschreibt eine ‹Gesellschaft, in der Männer und Frauen gleiche Rechte haben›.

Die Feststellungen von Gimbutas und anderen kritischen Feministinnen haben eine Menge Staub aufgewirbelt. Es hat sich auch eine eigene Richtung des populären Feminismus formiert, deren Vertreter leider mit unsachgemäßen Verwechslungen einige Konfusion in Forscherkreisen hervorgerufen haben. Dabei geht es um das Konzept des Matriarchats, gegen das sich Gimbutas immer wieder entschieden verwahrt hat: «In der Tat finden wir weder in Alteuropa noch irgendwo sonst in der Welt ein System autokratischer Herrschaft von Frauen mit einer entsprechenden Unterdrückung der Männer» (Gimbutas 1991: 324).

Dennoch wurde ihr vorgeworfen, sie argumentiere «zwanghaft für eine frühe Phase matriarchalischer Gesellschaft» (Hodder 2006: 208). Eben dieser Experte für symbolische Archäologie, der seit 1993 die Grabungen in Çatalhöyük leitet, identifizierte die Sozialordnung der neolithischen Gesellschaft in Çatalhöyük im Sinne von Gimbutas, nämlich als egalitär mit einer zentrierten Stellung der Frau (Hodder 2004). Das was Hodder (2006: 261) mit Bezug auf Çatalhöyük als «zentrale aber ausgeglichene Rolle der Frauen» bezeichnet, wird von Gimbutas (1991: viii) als «gynozentrisch (Mutter/Frau-zentriert)» für Alteuropa beschrieben.

Im Horizont der Kulturgeschichte wird deutlich, dass eine matrifokale Sozialordnung nur in bestimmten Pflanzer- und Ackerbauergesellschaften vorkommt (Müller 1984: 186 ff.). Als matrifokal gelten solche Gesellschaften, wo die Rolle der Frau in bestimmten Domänen gegenüber den Männern bevorzugt ist, beispielsweise der Sozialstatus in der Familie oder in der Erbfolge. Von einer sozialen oder politischen Entmachtung der Männer kann aber in einer matrifokalen Gesellschaft keine Rede sein.

Die Transformation der Wildbeutergemeinschaft zur Gesellschaft sesshafter Pflanzer und Ackerbauern bewirkte eine Zunahme der natürlichen Verantwortung der Frau für die Beschaffung der Grundnahrungsmittel. Die Frau, die Beeren, Früchte, Kräuter und Kleintiere rings um den Lagerplatz der Sippe sammelte, übernahm auch die neuen Aufgaben, Hülsenfrüchte anzupflanzen, zu ernten und zu horten. In engem Zusammenhang damit stand ihre Rolle, für die Fruchtbarkeit des Ackerbodens rituell Sorge zu tragen. Damit wurde die Frau zur Hüterin der Fruchtbarkeitsrituale in Verbindung mit dem Anbau von Nutzpflanzen. In diesem Sinn sind das Schwergewicht weiblicher Verantwortlichkeiten und die Vermehrung weiblicher Autorität in einer matrifokalen Gesellschaft an das Entwicklungsstadium der Sesshaftigkeit und an agrarische Lebensweisen gebunden.

Die Donauzivilisation zeigt uns die Sozialstrukturen einer matrifokalen Gesellschaft, wo das Gemeinwesen nicht durch hierarchisch zentrierte

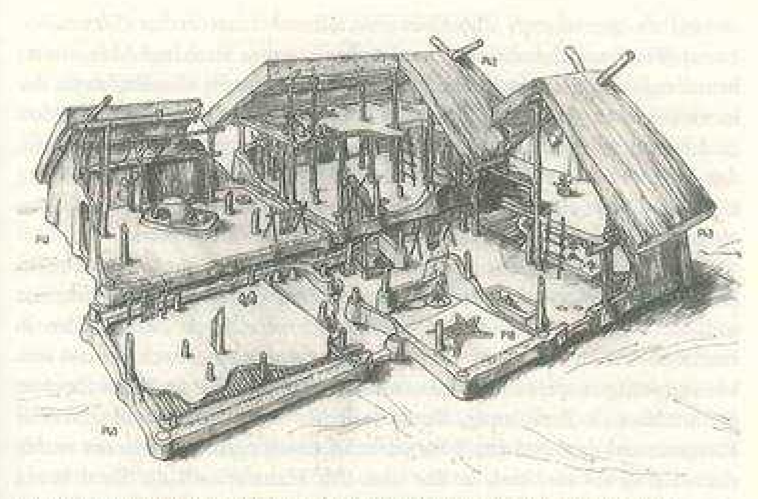
Autorität geprägt war, sondern durch ein Beziehungsnetz, in dem die Interessen zwischen sozialen Gruppen und ebenso zwischen den Geschlechtern ausbalanciert waren. Dieser Ausgleich kristallisierte sich in gleichmäßigen Anteilen der Menschen am wirtschaftlichen Zuwachs und am Kulturschaffen aus. In Alteuropa wurde der erwirtschaftete ökonomische Mehrwert über ein Netz intensiver Handelskontakte zwischen dörflichen und städtischen Siedlungen verteilt, ohne dass das Wirken einer urbanen, monopolisierenden Autorität erkennbar wäre, wie im Fall der bürokratischen Steuerkontrolle in den sumerischen Stadtstaaten.

Familien und Sippen

Die Haushalte der alteuropäischen Siedlungen deuten auf die Familie als soziale Basiseinheit, die wohl Vertreter dreier Generationen (Großeltern, Eltern, Kinder) einschloss. Die Konfiguration der Häuser, die sich zu Blocks bzw. Carrés formierten, legen diese Annahme nahe. Die Wohnkomplexe der einzelnen Sippen konnten einige wenige Häuser oder auch eine größere Zahl von Gebäuden mit Wohn- und Haushaltsräumen, Werkstätten und Stallungen für das Vieh umfassen. Die Häuser waren teilweise so eng gruppiert, dass einige Wohnkomplexe (ein- und zweistöckig) den Eindruck moderner Kondominien machen (Abb. 60).

Gimbutas (1991: 327) weist darauf hin, dass nicht selten einzelnen Wohnvierteln auch ein Heiligtum zugeordnet war, das offensichtlich von der lokalen Sippe unterhalten wurde. Dies ist beispielsweise in der Anlage von Truşeşti (Moldova) im Tal des Prut zu erkennen, einer Siedlung der Cucuteni-Kultur aus dem 5. Jahrtausend v. Chr.

Die unübersehbar zentrale Rolle, die Frauen in der alteuropäischen Gesellschaft gespielt haben, legt den Schluss nahe, dass die Sippen matrilinear geordnet waren, mit einem weiblichen Oberhaupt und matrilinearen Traditionen der Ahnenverehrung. Dafür hat Gimbutas (1991: 324) den Terminus «Matriclan mit kollektivistischen Prinzipien» geprägt. Die Annahme einer Sippenordnung mit Frauen (Matronen) als Autoritätspersonen ist neuerlich für die Regionalkultur von Lengyel in Ungarn bestätigt worden. Eine Analyse der Beigaben in Frauengräbern ergab: «Interessant sind Perlengürtel aus Marmor oder Muscheln, die bisweilen um die Taille von Frauen auftreten, am häufigsten solcher der Alterskategorie Maturus. Dieser Schmuck kann möglicherweise als Attribut für die «Mutter einer Sippe» angesehen werden, und die Perlen können so die zahlreiche



60 Das «Kondominium» von Parţa, Transsilvanien (nach Lazarovici u. a. 2001: 257)

Nachkommenschaft symbolisieren, welche die Frau hinterlassen hat» (Čermáková 2007: 254).

Ihren Zusammenhalt haben die Sippen in Alteuropa unter anderem auch dadurch symbolisch zum Ausdruck gebracht, dass sie ihre Toten in Familiengräbern und in größeren Gruppengräbern beigesetzt haben. In einigen Haushalten gibt es zusätzlich zu den Anzeichen für häusliche Rituale auch ganz konkrete Hinweise darauf, dass der Wohnbereich unter anderem der Ahnenverehrung diente. Beispielsweise wurde in einem Haus der kupferzeitlichen Siedlung von Scânteia (Rumänien) ein Ossuarium mit insgesamt 111 Knochen und Zähnen von Menschen gefunden, die von mindestens 33 Individuen stammen (Bem 2007: 252 f.). Gräberfelder, nach Sippen getrennt, sind in Cernica (in der Nähe von Bukarest) ausgegraben worden (Comsa/Cantacuzino 2001).

Daraus, dass für die Blütezeit der Donauzivilisation keine Siedlungsschichten mit Brandspuren nachzuweisen sind, wie sie entstehen, wenn eine Siedlung zerstört wird, hat Gimbutas geschlossen, dass die Beziehungen der Siedlungen und ihrer Bewohner im Wesentlichen friedlich verliefen. Nun gibt es aber Beobachtungen, dass an einzelnen Plätzen, sozusagen isoliert im gesamten Grundriss einer Siedlung, Brandspuren zu finden sind,

die auf die intentionale Zerstörung einzelner Häuser deutet (Stevanovic 2002). Warum einzelne Häuser und nicht die ganze Siedlung? Man nimmt heutzutage an, dass bestimmte Häuser dann verlassen wurden, wenn der letzte Vertreter einer Sippe gestorben war und damit die Generationenfolge der Sippe erlosch. Das Ende einer Sippe wurde sozusagen rituell bestätigt, indem man das Zuhause der letzten Angehörigen nach deren Ableben seiner Funktion als Heimstätte enthob. Insofern war die intentionale Zerstörung solcher Häuser ein symbolischer Akt.

Parallelen für die alteuropäische Sitte des selektiven Häuserverbrennens findet man in Anatolien, in Çatalhöyük, und die dortigen Verhältnisse sind für das 7. Jahrtausend v. Chr. dokumentiert. Auch dort wurden in bestimmten Zeitabständen einzelne Häuser verbrannt, nachdem sie vorher sorgfältig ausgeräumt worden waren. Auch dies ist ein klares Zeichen für intentionale Zerstörung, ohne feindselige Auseinandersetzungen oder Kriegseinwirkung. Auf den Trümmern des rituell zerstörten Hauses wurde dann ein neues errichtet, in das man den Hausrat und die Einrichtung des alten wieder hinein brachte (Hodder 2006: 109 ff.). Die Sitte der intentionalen Hausverbrennung gehört wohl zum Kreis der soziokulturellen Konvergenzen, die Südosteuropa mit Anatolien verbinden, ebenso wie bestimmte Bestattungssitten (s. Kap. 3).

Ökumene und Handel

Es gibt also zwei Basismodelle früher Zivilisationen, die sich zu verschiedenen Zeiten in der Alten Welt konsolidiert haben. Diese beiden Modelle haben in der Forschung noch keine einheitlichen Namen, ganz einfach deshalb, weil die Erkenntnisse über diese Variation noch neu sind. Für diese Polarität habe ich die terminologische Unterscheidung zwischen dem «Modell der Ökumene» (oecumene model of civilization) und dem «Modell der Staatsbildung» (state model of civilization) vorgeschlagen (Haarmann 2007: 165 ff.). Der Ausdruck «Ökumene» stammt aus dem Griechischen, wo *oikoumene* die von Menschen mit gleichgerichteten Interessen, gleicher Kultur und Sprache bewohnte Welt bezeichnet. Die Entfaltung zivilisatorischer Institutionen im Ökumene-Modell läuft nicht auf zentrierte politische Macht hinaus. Es entsteht eine Gemeinschaft mit ausbalancierten wirtschaftlichen und soziokulturellen Interessen. Ein wichtiger Aspekt des Ökumenemodells ist das partnerschaftliche Verhältnis und die gegenseitige Wertschätzung zwischen den Geschlechtern.

Ein solches Zivilisationsmodell – dies legen die Forschungen der letzten Jahre nahe – entfaltete sich im 6. Jahrtausend v. Chr. in Alteuropa, später in der alten Indus-Zivilisation, und es ist auch im Horizont der Halaf-Kultur in Nordsyrien festzustellen, deren Blütezeit im Gebiet zwischen Mosul und Aleppo zwischen ca. 5200 und 4000 v. Chr. lag (Maisels 1999: 136 ff.).

Die Identität der Menschen in der Ökumene Alteuropas definierte sich aus dem Zusammenhalt der sozialen Gruppen im Sippenverband und im ständigen Sozialkontakt und Warenaustausch über die Wasserstraßen. Für diesen Zusammenhalt bedurfte es keiner territorialen Grenzen, die eine staatliche Autorität irgendwo in der Landschaft gezogen hätte, und die man hätte verteidigen müssen. Territorialität war für die Menschen des Neolithikums ein fremdartiger Begriff. Wichtig waren Kristallisationspunkte für das kommunale Zusammenleben, für das zeitgenössische Wertesystem und damit assoziierte spirituelle Vorstellungen. In Alteuropa gab es ein dichtes Netz solcher Kristallisationspunkte, und das waren die Handelszentren, die dicht besiedelten Landstriche und die heiligen Stätten. Die Ökumene dehnte sich soweit aus, wie neue Siedlungen am Warenaustausch teilnahmen, und damit zum ökonomischen Wachstum der Gemeinden beitrugen.

Diejenigen, die vergeblich nach Spuren einer hierarchischen Gesellschaft mit patriarchalischer Elite in Alteuropa gesucht haben, sind bemüht, die Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung im Ökumene-Modell lapidarökonomisch zu erklären. Demnach wäre die ausreichende Verfügbarkeit von Rohstoffen und erarbeiteten Gütern ausschlaggebend gewesen dafür, dass der soziale Frieden bewahrt wurde. Bemerkenswerterweise entfaltete das Ökumenemodell seine Wirksamkeit auf beiden Seiten der Ägäis, d. h. sowohl in Südosteuropa (Donauzivilisation) als auch in Westasien (Halaf). Ist dies ein Fall von konvergenter gesellschaftlicher Innovation des 7. Jahrtausends v. Chr.? Die Sozialstrukturen der Kulturen auf beiden Seiten der Ägäis waren sich nachweislich sehr ähnlich. Die Verhältnisse in der Halaf-Kultur weichen auffällig ab von dem kulturellen Horizont mit Samarra als Ausgangsbasis und mit Übergang zur Ubaid-Kultur, aus dem sich als höchste Stufe später die sumerische Zivilisation entwickelt hat (Crawford 1991).

Die Ökumene auf egalitärer Basis in der Halaf-Kultur wird beschrieben als «ein Netz von zentralen Siedlungen, die durch Beziehungen im Rahmen eines Tauschhandels zu gegenseitigem Nutzen miteinander im Verbund standen» (Maisels 1999: 143). Solche Verhältnisse sind ebenso typisch für den Handel über die Wasserstraßen in Südosteuropa.

Auch in den Regionen der Donauzivilisation gab es sicher etwas wie Wettbewerb zwischen Individuen oder Gruppen, um materielle Güter oder um Vorrechte wie etwa Privilegien über lokale Absatzmärkte. Das liegt in der menschlichen Natur. Hätte es jedoch damals Kaufleute gegeben, die sich ein Handelsmonopol zum Aufbau persönlichen Reichtums geschaffen hätten, dann könnte man das anhand der archäologischen Spuren rekonstruieren, die auf eine Anhäufung materieller Güter hinweisen. In keiner der Siedlungen der Donauzivilisation sind Privathäuser gefunden worden, die reicher ausgestattet wären als andere Gebäude oder die sich durch eine auffällige Hortung wertvoller Güter von anderen abheben (Helms 1992). Eine deutliche Sprache sprechen die Objekte aus Kupfer und insbesondere Gold, deren Verteilung in den Kulturlandschaften der Donauzivilisation keine Rückschlüsse auf privaten Zugewinn naheliegt, sondern im Gegenteil, auf ein effektives, kommunal gesteuertes Verteilernetz.

Die Kontrolle des Handelsverkehrs war kommunal gesteuert, und der Zugewinn aus dem Handel wurde entsprechend zum Nutzen der Gemeinschaft verteilt. Dies schließt nicht aus, dass die Effektivität einzelner Kaufleute diesen bestimmte Vorteile brachte. Diese Vorteile waren aber weniger materieller Art als prestigeorientiert. Gute Kaufleute genossen vermutlich entsprechendes Ansehen in der Gemeinschaft.

In der egalitären Gesellschaft Alteuropas ist eine bestimmte Differenzierung zu erkennen, die zwar nicht auf Hierarchisierung, aber doch auf die Verteilung und Zuweisung natürlicher Autorität anspielt. Hinweise auf die Akkumulation von Prestige und auf vermehrten sozialen Einfluss – allerdings anders gelagert als die Segregation oder soziale Distanz einer elitären Gruppe – findet man in den Stilformen der Keramik, die nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt war. Dies sind teilweise extravagante Formen, und die sorgfältige Ausführung solcher Gefäße weist ihre Funktion als Vorzeigeobjekte aus. «Solche komplexen Konturen und Formen sprechen für eine reiche und vielleicht sozial miteinander wetteifernde Welt von Haushalten, Familienfesten und Ritualen, die Töpfer aus verschiedenen Gemeinschaften in ein Kraftfeld von Interaktion und Wettbewerb hineinzog» (Lazarovici 2009b: 158).

Die sozialen Gruppen, die in einen Wettbewerb getreten sein mögen, waren Großfamilien bzw. einzelne Sippen. Angesichts der matrilinearen Orientierung der Sippenordnung ist die Annahme naheliegend, Frauen könnten auch eine zentrale Rolle bei der Abwicklung des Handels gespielt haben. Solche Vorstellungen sind nicht aus der Luft gegriffen sind, wie ein ethnographischer Vergleich mit dem Warenaustausch über die Wasserstraße des Mekong zeigt.

Seit dem Mittelalter liegt in Laos, Thailand und Kambodscha der Handel über den Mekong in den Händen von Frauen, die auch lange Handelsfahrten bis nach China unternehmen (Walker 1999). Die Kauffrauen sind in Berufsgruppen organisiert, wobei jeweils die lokale Sippe den sozialen Rückhalt gibt. Als naheliegende Erklärung für die aktive Rolle von Frauen im Handelswesen wird hervorgehoben, dass Frauen für das Wohl ihrer Familien in vielfacher Weise sorgen, «durch ihre produktive Tätigkeit auf den Feldern und mit Handarbeit zu Hause, und es ist nur ein kleiner Schritt dahin, die Produkte des Familienunternehmens zu vermarkten» (Keyes 1984: 229). Ein ähnliches Engagement der Frauen könnte auch im Handelswesen der Donauzivilisation vorhanden gewesen sein.

Hierarchiebildung. Erst im Verlauf des 4. Jahrtausends v. Chr. verlagerte sich der Schwerpunkt der Kontrolle über Produktionsmittel, Waren und Handel auf die Seite der Männer, deren politische Autorität im öffentlichen Leben zunahm. In diesem Prozess, der ganz offensichtlich mit der Überformung der alteuropäischen Gesellschaft durch die Sozialstrukturen der einwandernden Indoeuropäer in Zusammenhang steht (s. Kap. 9), wurde der Einflussbereich der Frauen immer mehr auf das häusliche Milieu eingeschränkt. In den Gemeinschaftssiedlungen an der Schwarzmeerküste Bulgariens (Durankulak, Varna), wo Alteuropäer und eine Elite von Steppennomaden zusammenlebten, bahnte sich eine Entwicklung an, die über eine Arbeitsteilung nach Geschlechtern hinausweist in Richtung auf eine funktional-soziale Trennung der Aktivitäten für Männer und Frauen.

Aus den Grenzgebieten Alteuropas wurde das Modell einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft – mit sozialen Klassenunterschieden und funktionaler Rollenverteilung der Geschlechter, mit politischen Institutionen und Herrscherkult – in andere Regionen der Donauzivilisation «exportiert». Das Modell der Staatsbildung setzte sich schließlich gegenüber dem Modell der Ökumene durch. Dies war nur über den Zwischenschritt der Entstehung einer Elite mit politischem Führungsanspruch möglich, und dieses Gesellschaftsmodell wurde nach Südosteuropa gleichsam «importiert» – von den Steppennomaden (s. Kap. 9). Damit wurden Zustände geschaffen, wie sie aus den Gesellschaften Südosteuropas aus späteren Perioden bekannt sind, so auch aus der griechischen Gesellschaft der Antike. Allerdings gilt es auch in diesem Kontext, generalisierende Aussagen über die soziokulturelle Stellung der Frau zu vermeiden. Es gibt viele Realitä-

ten in der antiken griechischen Gesellschaft, die dem Stereotyp von der Männerherrschaft bei den Griechen widersprechen. Für die Frauen gab es durchaus Nischenplätze im öffentlichen Leben. Dichterinnen wie Sappho und Priesterinnen waren hoch angesehen. Zu den Stereotypen gehört auch, dass es Frauen angeblich nicht erlaubt war, den Olympischen Spielen beizuwohnen. Dazu gab es aber eine prominente Ausnahme. Dies war die Priesterin des Demeter-Heiligtums, zu dessen heiligem Bezirk das Stadion gehörte.

6. Religion und Mythologie

Die Griechen der Antike waren sich bewusst, dass nicht alle ihre Götter mit ihnen ins Land gekommen waren, sondern dass es auch einige gab, die schon vor den Griechen verehrt wurden, von der vorgriechischen Bevölkerung, den Pelasgern. Eine der Gottheiten aus vorgriechischer Zeit ist Demeter, die «Kornmutter», die sogar stolz darauf war, nicht zu den Göttern des Olymp zu gehören. Mit der Demeterverehrung waren auch Kultpraktiken von großer Altertümlichkeit assoziiert (s.u.). Was für die Kenntnis der vorgriechischen Religion von besonderer Bedeutung ist, sind die Ursprungsmythen der Griechen, denn in deren Erzählstoff sind Hinweise auf ältere Stadien religiöser Vorstellungen erhalten, gleichsam als Fossilien urzeitlicher Zustände.

In der griechischen Mythologie gibt es verschiedene Versionen von Ursprungsmythen. Die geläufigsten sind in dem frühesten Werk «Theogonie» (griech. Theogonia) von Hesiod, der um 700 v. Chr. wirkte, zusammengestellt worden. Dieses Monumentalwerk galt wegen seines sperrigen Textes «als weithin unverständlich» (Schütze 1997: 314). Erst die moderne Textkritik hat ein besseres Verständnis seines Inhalts ermöglicht.

Es gab aber auch andere Kosmogonien, die vom Haupttrend abwichen. Dazu gehört der sogenannte «pelasgische» Ursprungsmythos. Die Griechen nannten die vorgriechische Bevölkerung «Pelasger» (*pelasgoi*), und vieles in der kulturellen Hinterlassenschaft, so auch der Mythos über die Entstehung der Welt, war fremdes Gut in der griechischen Tradition. Die zentrale Figur im pelasgischen Ursprungsmythos ist die Gottheit Eurynome (›weites Wandern‹), die Göttin aller Dinge, deren erste Aufgabe es ist, den Himmel von den ewigen Gewässern, dem Weltozean, zu trennen. Die Göttin kann keinen Ruheplatz finden, und sie lässt sich von den Wellen gen Süden tragen.

In diese Erzählung ist das Motiv der Heiligen Hochzeit (griech. *hieros gamos*) verwoben. Wegen ihrer Schönheit und Anmut erregt die Göttin Eurynome die Aufmerksamkeit des Nordwindes, Boreas. Dieser folgt ihr und nimmt die Gestalt einer Schlange an. Seine Sehnsucht nach einer Partnerin erfüllt sich in der sexuellen Vereinigung mit Eurynome. Die Göttin

wird schwanger und erlebt eine Metamorphose. Sie verwandelt sich in einen Wasservogel, der ein Ei legt. Für dieses Ei findet die Göttin einen kleinen Fetzen Land inmitten des Ozeans. Aus dem Ei schlüpfen später alle Dinge dieser Welt, die lebenden und die tote Materie.

Als ein Indiz für die vorgriechische (d.h. alteuropäische) Herkunft des pelasgischen Mythos kann die Beschreibung des hohen Rangs gewertet werden, den Eurynome innehatte. Für einige Zeit nach der Schöpfung war die Göttin die Herrin des Olymp, des mythischen Götterbergs, bevor sie von den indoeuropäischen Göttern Zeus und den anderen griechischen Okkupanten des Olymp von dort verdrängt wurde (Ranke-Graves 1989: 22f.). Da die Welt in dieser Mythenversion dem Wirken einer personifizierten Göttergestalt entsprang, erhielt die Erschaffung der Welt in der Vorstellung der vorgriechischen Bevölkerung intentionalen Charakter, während im Welteimythos des nördlichen Eurasien die Weltschöpfung eher wie ein Zufallsprodukt, eine Laune des Schicksals anmutet (Haarmann/Marler 2008: 45 ff.). Dem eurasischen Welteimythos zufolge zerbrach das Ei aus Versehen, und die Dinge dieser Welt purzelten ungewollt hinaus.

In der ältesten Schicht des griechischen Wortschatzes haben sich Fragmente erhalten, die früher einmal zur Spezialterminologie der Alteuropäer in den Bereichen der mythologischen Überlieferung und religiöser Kultpraktiken gehörten:

bretas ‹aus Holz geschnitztes Abbild einer Gottheit›, *dithurambos* ‹Epithet (Beiname) des Dionysos›, *eriounios* ‹Epithet des Hermes›, *Thargelia* ‹Fest zu Ehren der Artemis und des Apollon›, *thiasos* ‹Prozession zu Ehren einer Gottheit›, *Thriai* ‹Bergnymphen, Ernährerinnen des Apollon›, *thriambos* ‹religiöser Aufzug mit Gesang und Tanz›, *megaron* ursprüngl. ‹Opfergrube›, später ‹inneres Sanktum, Allerheiligstes›, *Skitaloi* ‹Dämonen der Lust› u.a.

Zu den Ausdrücken mit religiöser Konnotation gehört auch *tiben* ‹Dreifuß; Sitzmöbel mit drei Beinen›. Hierbei handelt es sich nicht um ein profanes Sitzmöbel, sondern um das rituelle, dreibeinige Gestühl, auf dem Pythia, die Orakelpriesterin im Heiligtum von Delphi, sitzt.

Nach Aussage der Entlehnungen im griechischen religiösen Wortschatz haben die griechischen Einwanderer die Traditionen bestimmter Kulte der älteren einheimischen Bevölkerung weitergeführt. Diese sprachlichen Elemente wie auch die zahllosen Artefakte und Utensilien mit religiösen Funktionen erlauben eine Rekonstruktion der religiösen Weltordnung bei den Alteuropäern und von deren Wertesystem. Eine solche Rekonstruktion ist natürlich als Versuch einer kognitiven Annäherung zu verstehen, nicht als deterministische Interpretation.

Das Weltbild von Wildbeutern und Ackerbauern

Interessanterweise sind in den mythologischen Überlieferungen der frühen Agrargesellschaft Europas viele Elemente verbreitet, die zurück in das Entwicklungsstadium der Jäger und Sammler reichen. Gleichzeitig erlebten sie aber eine Übertragung in Kategorien und Konzepte der Agrargesellschaft. Dort, wo sich das Wildbeutertum halten konnte (d.h. im nördlichen Europa), bleiben ältere, einfachere mythologische Motive und Stoffe erkennbar, die bei den Ackerbauern im Süden in einer entwickelteren Form verbreitet waren. Zu den ältesten Schichten mythischer Überlieferung in den Kulturen rings um das Schwarze Meer gehören solche, die sich um weibliche Gottheiten ranken. Für die Rekonstruktion religiöser Vorstellungen in prähistorischer Zeit sind Erzählungen und Mythen aus verschiedenen Kulturkreisen von besonderer Bedeutung, die lange Zeit ausschließlich mündlich überliefert und erst zu einem späteren Zeitpunkt aufgezeichnet wurden.

Im Süden sind dies die Mythen aus vorgriechischer Zeit, deren Stoffe sich in den Kanon der griechischen Mythologie eingefügt haben. Im Norden vermittelt die Erzähltradition uralischer, insbesondere finnisch-ugrischer Völker alte, im wahrsten Sinn des Wortes «vorsintflutliche» Vorstellungen über das Verhältnis der Menschen zur belebten Natur. Forscher sind sich einig darüber, dass elementare Motive und Stoffe der Mythologie uralischer Völker auf Relikte uralter religiöser Weltanschauung weisen, deren Entstehung auf die Ära gegen Ende der Eiszeit zurückgeht (Hultkrantz 2001). Dazu gehören insbesondere Vorstellungen von weiblichen Schutzgeistern und vom Fruchtbarkeitskult, die sich mit den «Venusstatuetten» der Eiszeit assoziieren (Conard et al. 2009).

Darauf weisen die alten Mythen der Uralier, die im kulturellen Gedächtnis der Menschen bis in unsere Tage lebendig geblieben sind. «Es ist typisch für die Glaubensvorstellungen der Finno-Ugrier, dass die Erde sowie verschiedene Elemente und Naturphänomene der mittleren Welt (Wasser, Feuer, Wind, Wald usw.) beseelt sind von weiblichen Gottheiten, ‹Mutter-Geistern›» (Ajchenvald et al. 1989: 158). Ein Beispiel dafür sind die finnischen und karelischen Erzählungen, die von der mythischen Herrin des Waldes handeln, die sich auch als reizende Wassernymphe zeigt (Sarmela

1994: 168 f.). Bis heute lassen sich Künstler, Schriftsteller und Filmemacher von dieser mythischen Gestalt inspirieren.

In den Werken der figürlichen Kunst Eurasiens sind Übergänge von den ältesten Stufen animistischer Anschauungen über weibliche Schutzgeister zum mehr entwickelten Stadium des Göttinnenkults zu erkennen. Bestimmte archaische Züge in der Darstellung weiblicher Figuren, wie etwa die hybride Verbindung von anthropomorphen und zoomorphen Eigenschaften in derselben Skulptur, halten sich über die Bronzezeit hinaus bis in die Eisenzeit (s. Haarmann/Marler 2008 a: 115 ff. zum Genre der «hybrid imagery»). Der mythische Motivschatz der Urbevölkerung in der Schwarzmeerregion muss so vital und eindrucksvoll gewesen sein, dass selbst die zugewanderten Indoeuropäer, in deren religiösem Pantheon männliche Gottheiten dominierten, später den Kult einer Großen Göttin von den Einheimischen übernahmen.

Dies ist gut in der Tradition der Muttergöttin bei den Thrakern zu erkennen, die sie Toti nannten und deren Verehrung zum zentralen Kult wurde (Marazov 2001: 18 ff.). Auch die Skythen konnten sich dem Einfluss der alten Tradition nicht entziehen, und bei ihnen gehörten Tabiti, Api und Argimpasa zu den am meisten verehrten Göttinnen. Die Motive der weiblichen Gottheiten in der darstellenden Kunst der griechischen Kolonien an der Schwarzmeerküste bezeugen in beeindruckender Weise, dass der Göttinnenkult bis in die klassische Zeit lebendig geblieben ist. «Die mythische Überlieferung zeigt eindeutig, dass die kuhfüßige Göttin in der südrussischen Steppe zu den alten, einheimischen Gottheiten gehörte. Als Urmutter war sie auch von den Skythen verehrt worden, und zwar lange bevor Bildnisse von ihr von griechischen Künstlern für die skythische und sindo-maeotische Aristokratie hergestellt wurden» (Ustinova 1999: 107).

Weibliche Gottheiten in Alteuropa

Vom 8. bis zum frühen 6. Jahrtausend v. Chr. wandeln sich die religiösen Vorstellungen bei den Ackerbauern des Südens vom Glauben an weibliche Schutzgeister der Natur zum Kult der Großen Göttin. Bei den Uraliern kann man diese Transformation in ihrem Phasenablauf verfolgen. Die alten Mythen erzählen von den weiblichen Naturgeistern, während von denjenigen, die sesshaft werden und Ackerbau betreiben, Mutter Erde als weibliche Gottheit verehrt wird. Die Schutzfunktionen älterer Feengestalten sind also später in der Tradition einer agrarischen Hauptgöttin verschmolzen (Honko 1993: 66 ff.).

Ähnliche Transformationsprozesse hat der Göttinnenkult auch im Süden durchlaufen. Obwohl die ältesten Wurzeln animistischer Vorstellungen durch die religiöse Symbolik der Großen Göttin überlagert wurden, kann man dennoch in den bildhaften Darstellungen der Göttin verschiedentlich altertümliche Züge erkennen. In den Skulpturen des 7. und 6. Jahrtausends v. Chr. sind Stil und Form der menschlichen Gestalt häufig eng mit der Welt wilder Tiere verbunden. Der Mischstil von Figurinen, die eine vogelköpfige oder schlangenköpfige Göttin abbilden, lässt sich unschwer mit archaischen Vorstellungen von weiblichen Geistern in der Tierwelt assoziieren, ähnlich wie in den mythischen Erzählungen der Uralier aus dem Norden. Insbesondere die Gestalt der zoomorphen Göttin mit Vogelkopf und/oder flügelähnlichen Gliedern weist auf animistische Traditionen des Jungpaläolithikums (s. Abbildungen bei Haarmann/Marler 2008: 95, 105).

Gimbutas identifiziert die Figurinen als Inkarnationen der Großen Göttin, deren Ikonographie über Alteuropa hinaus aus Anatolien bekannt ist (Haarmann/Marler 2008 a: 115 ff.). Dabei ist der Begriff «Große Göttin» in einer allumfassenden Auslegung als Personifikation der Ordnungsprinzipien der Natur, einschließlich der Kontrolle über den Vegetationszyklus zu verstehen, nicht im Sinn einer antiken Göttinnengestalt. In einer weiten Ausdeutung lassen sich Figurinen als Attraktoren für spirituelle Energien identifizieren, auch als Personifikationen von lebenerhaltenden Schutzgeistern, als visuelle Metaphern für die Einheit allen Lebens. «Ihre Potenz war im Wasser und in Steinen, in Gräbern und Höhlen, in Tieren und Vögeln, Schlangen und Fischen, Hügeln, Bäumen und Blumen. Daraus leitet sich die ganzheitliche und mythopoetische Auffassung der Heiligkeit und des Mysteriums aller Dinge auf Erden ab» (Gimbutas 1989: 321).

Selbst Forscher, die kein nennenswertes Interesse am Studium alteuropäischer Figurinen entwickelt haben, heben den religiösen Kontext für das Verständnis ihrer soziokulturellen Einbettung hervor: «... die Figurinen vom Balkan legen in der Tat Zeugnis ab für eine sehr intensive Einbindung in die religiöse Welt, und in diesem Kontext sind auch die Zeichen auf den Täfelchen und Plaketten zu verstehen» (Renfrew 1973: 199).

Es ist also davon auszugehen, dass an die Stelle der Vielzahl an weiblichen Naturgeistern eine Mehrzahl an weiblichen Gottheiten trat, die sich alle dem Urbild der Großen Göttin zuordnen lassen. Diese wurde jeweils mit bestimmten ihrer Einzelfunktionen identifiziert, so dass es letztendlich unerheblich war, ob man den Kult als den einer einzigen Göttin auffasste

oder als die individuelle Verehrung einer Mehrzahl von weiblichen Gottheiten mit speziellen Aufgaben (Vegetationsgöttin, Hüterin der menschlichen Leibesfrucht = die schwangere Göttin, Kindespflegerin, Kornmutter = Patronin der Feldfrucht, Schutzpatronin des Webhandwerks, u. a.).

Aus der Fülle an Skulpturen aus den Kulturprovinzen Alteuropas, insbesondere weiblichen Figurinen, lassen sich einige Grundtypen bildnerischer Darstellung ermitteln, mit denen sich bestimmte Wesenszüge der weiblichen Gottheit verbinden (Gimbutas 1989: 328 f., 1991: 90 ff.):

Ikonographischer Grundtyp	*Wesenszüge und elementare Funktionen*
Vogelköpfige Göttin	Lebensspenderin, Spinnerin des menschlichen Schicksals
Schlangengöttin	Erhalterin der Lebensenergie, Symbol der Regeneration (Häutung der Schlange)
Schwangere Göttin	Symbol menschlicher Fruchtbarkeit
Gebärende Göttin	Geberin neuen Lebens
Kindeshüterin	Hüterin und Pflegerin des Nachwuchses (Darstellungen der Mutter mit Kind im Arm; auch in Tiergestalt: Bärenmutter mit Jungtier)
Junge Göttin mit erhobenen Armen	Hüterin der erwachenden Natur im Frühling
Göttin als reife Frau mit betonter Bauchpartie	Hüterin der irdischen Fruchtbarkeit
Aufrecht stehende Göttin (Fundstellen: Umgebung des Herdes)	Hüterin des häuslichen Herdfeuers, Schutzpatronin der Hausgemeinschaft
Aufrecht stehende Göttin (Fundstellen: Backöfen im Außenbereich)	Kornmutter, Schutzpatronin der Feldfrucht und des Brotbackens

Scheinbar isoliert von der facettenreichen Symbolik der Göttin(nen) findet man im Repertoire der religiösen Ikonographie Alteuropas auch einige wenige männliche Skulpturen, die zweifellos eine Sonderfunktion übernahmen (Haarmann 1996: 38 ff.). Eine solcher Skulpturen stammt aus der Tisza-Kultur und ist eine sitzende Gestalt, die eine Sichel über der Schulter trägt (Abb. 61). Das Gesicht ist flach, als ob es nicht zur Figur selbst gehört. Womöglich trägt die dargestellte Person eine Maske. Handelt es sich hier um den Protagonisten eines «Schnitterfestes» oder um die Personifikation eines Erntegottes?



61 Skulptur eines sitzenden Mannes mit Sichel, Tisza-Kultur, ca. 5000 v. Chr. (nach Gimbutas 1982: 84)

Der Kult der Großen Göttin (bzw. ihrer funktionalen Epiphanien) war nicht auf die Gesellschaft der frühen Ackerbauern in Südosteuropa beschränkt. Die Schutzpatronin findet ihr Pendant in den Kulten Westanatoliens. Die älteste Stätte der Verehrung der Großen Göttin, die von den Türken respektvoll «Ana Tanriça» genannt wird, ist Çatalhöyük (Haarmann/Marler 2008 a: 115 ff.). Wie die Neolithiker die Göttin nannten, ist nicht bekannt, vielleicht aber hat er sich im Namen der mächtigen Herrin Anatoliens erhalten, die uns in historischer Zeit als Kybele oder Kubaba entgegentritt (Haarmann/Marler 2008 a: 49 ff.). Kybele ist immer von

Tieren begleitet. In Çatalhöyük und Hacilar sind es Leoparden. Im griechischen Mythos ist davon die Rede, dass Kybele das Kind eines mythischen Königspaares ist, das vom Vater am Berg Kybelos ausgesetzt wird. Dort wird das Mädchen von Leoparden gesäugt (Lücke/Lücke 1999: 521). Bei den Phrygern sind Löwen die Begleiter der Göttin (Roller 1999: 84 f.). Daher hat Kybele auch den Beinamen «Herrin der Tiere» bekommen. Bei den Hurritern und Hethitern war sie auch eine Berggöttin, ihre Heimstätte waren die Gipfel des Agdosgebirges. Die Erdverbundenheit der Göttin kommt in einigen ihrer bildlichen Darstellungen zum Ausdruck, unter anderem in einem Stein, bei dem nur der obere Teil mit der Kopfpartie skulptiert ist. Ihr Körper steckt gleichsam im Boden. Die Phryger verehrten Kybele in einem Höhlenheiligtum.

In einer Inschrift des 13. Jahrhunderts v. Chr. aus der Stadt Karkemisch am Oberlauf des Euphrat wird Kubaba als Herrin der Stadt erwähnt, was darauf schließen lässt, dass sie auch in der Rolle der Schützerin des städtischen Gemeinwesens auftrat (Helck 1971: 244 f.). In dieser Funktion ist Kybele der griechischen Athene ähnlich, die als Schutzpatronin der Akropolis von Athen verehrt wurde. Kybeles Wahrzeichen als Stadtgöttin war die Mauerkrone. In dieser Rolle fand Kybele auch ihren Weg an die Küste Kleinasiens, wo sie in der Gestalt der Kybele-Artemis Herrin von Ephesos war.

Die Erinnerung an Kybele, die Ahnfrau der Artemis, hat sich in Anatolien über die Antike hinaus bis in die islamische Ära erhalten. Die arabischen Muslime blicken in Richtung Mecca, wenn sie beten, und diese Ausrichtung wird im Arabischen *qiblah* genannt (Glassé 1989: 323 f.). Wenn man weiß, dass Kybele eine der drei Großen Göttinnen war, die in Mekka verehrt wurden, bis Mohammed den Polytheismus dort im 7. Jahrhundert v. Chr. abschaffte, dann könnte der Ausdruck *qiblah* durchaus eine Umdeutung ihres Namens sein. Das türkische Äquivalent von arab. *qiblah* ist *kible*. Dies bezeichnet nicht nur die Gebetsrichtung nach Mekka, sondern bedeutet auch ‹Südwind›, also eigentlich ‹Wind aus der Richtung der mächtigen Göttin›.

Der Stier – Tiersymbole als Attribute der Göttin

Weibliche Fruchtbarkeit, beispielsweise in der Rolle der schwangeren Göttin, assoziiert männliche Fruchtbarkeit, und diese Assoziation wird in der religiösen Ikonographie durch Bilder, Doppelhorn-Ornamente oder Gestelle von Bukranien (Stierhörnern) symbolisiert. Diese männlichen Attribute findet man in den Heiligtümern der Großen Göttin seit dem 7. Jahrtausend v. Chr., in Çatalhöyük auf asiatischer Seite, in Sesklo und Achilleion auf europäischer Seite. Der Brauch, Heiligtümer mit Stierhörnern oder Rinderschädeln auszustatten, verbreitet sich während des Neolithikums in der gesamten Balkanregion. Bukranien gehören auch zur Rekonstruktion der Heiligtümer von Parţa (s. Abb. 38/42).

Die Annahmen von einem selbständigen Stiergott und einem «Stierkult», wie er von Cauvin (1997: 170 ff.) postuliert worden ist, passen jedoch nicht zu einem Kultwesen, in dem der weiblichen Gottheit Tiersymbole zum Ausdruck männlicher Kraft und Fruchtbarkeit zugewiesen werden. Bis in die Zeit der frühen Zivilisationen in Mesopotamien gibt es keinen selbständigen Stiergott. Erst in der altbabylonischen Periode (Mitte 19.–Mitte 17. Jahrhundert v. Chr.) wird der Stier zum Hauptattribut des Gottes Adad, des babylonischen Sturmgottes. Dieser Gott wiederum ist eine späte semitische Gottheit ohne ältere Vorläufer.

Auch das Stierfresko und die Gestelle mit Stierhörnern in den Tempeln von Çatalhöyük deuten auf den Stier als das männliche Attribut der Göttin. Der Stier war ihr Begleiter, der männliche Part. Diese Vorstellung hat sich jahrtausendelang erhalten. In Europa finden wir die Kombination von Göttin und Stier im minoischen Kreta. Im Palast von Knossos gab es einen eigenen terrassenförmigen Hof, auf dem der berühmte Tanz auf dem Stier mit drei Akrobaten vorgeführt wurde (Haarmann 1996: 71 ff., 2011 b: 94 f.). Es gab aber auch hier keinen selbständigen Stierkult, denn der Stier als mythisches Wesen in der minoischen Welt war der männliche Begleiter der Schlangengöttin mit ihrem Hauptheiligtum im Palast.

Auch im westlichen Asien hat sich die Vorstellung vom Stier als Begleiter einer Göttin bis in die Zeit der frühen Hochkulturen erhalten. Die wohl mächtigste Göttin der Völker Mesopotamiens – die Inanna (von Nin-ana ‹Herrin des Himmels›) der Sumerer, die bei den Akkadern und Babyloniern Ishtar hieß – wird manchmal in Begleitung eines Stiers abgebildet. Dazu gibt es auch schriftliche Überlieferungen, in denen der himmlische Stier das Reittier («Gefährt») der Göttin war und ihr Helfer (Black/Green 1992: 108 f.). In einem Zusammenhang wird berichtet, dass Ishtar ihren Stier schickt, der die Stadt Uruk zerstört, als Vergeltung dafür, dass der Held Gilgamesh der Göttin nicht willfährig war. Erst im 2. Jahrtausend v. Chr. ist in Anatolien ein selbständiger Stiergott nachweisbar.

Andere Tiersymbole, die in der Ikonographie eng mit Darstellungen der Göttin assoziiert sind, versinnbildlichen den Lebenszyklus der Menschen und der Vegetation. Dazu gehören die Schlange, deren Häutung den Aspekt

der Regeneration unterstreicht, und der Schmetterling, dessen Metamorphose aus dem Raupenstadium das gleiche Konzept nahelegt (s. Kap. 9).

Kulte und Rituale

Die Kultpraktiken Alteuropas können nur indirekt erschlossen werden. Solche indirekten Hinweise erlauben aber die Identifizierung einiger Grundaspekte der Ausübung ritueller Handlungen und auch des Personals, das dafür zuständig war. Ebenso wie elementare Vorstellungen vom Wirken mythischer Wesen und Gottheiten aus dem Kulturmilieu der mesolithischen Jäger und Sammler übernommen und transformiert wurden, so wurden auch verschiedene animistische Kultpraktiken tradiert.

Fruchtbarkeit

Ins Mesolithikum zurück reicht die Rolle der Frau als rituelle Hüterin der Fruchtbarkeit. In den Gemeinschaften der einfachen Feldbau-Kulturen verlagert sich die Rolle der Frau auf die rituelle Kontrolle des Pflanzenwachstums. Solche Verhältnisse sind beispielsweise charakteristisch für die Aguaruna-Indianer im peruanischen Amazonasbecken. Hier mischen die Frauen zur Pflanzzeit des Maniok das Saatgut mit Wasser in einer Schale und tauchen einen magischen Stein hinein, als fruchtbarkeitsfördernde Kraftquelle. Das Ritual wird mit Gesang begleitet.

Wenn in Gesellschaften mit matrifokalen Strukturen nicht nur die konkrete Tätigkeit des Ackerbaus ausschließlich oder überwiegend in der Verantwortung der Frau liegt, sondern auch die Wachstumsperioden von der Aussaat bis zur Ernte durch Rituale begleitet sind, die von Frauen veranstaltet und kontrolliert werden, wird man religiöse Vorstellungen erwarten, in denen das Wirken weiblicher Gottheiten in den Vordergrund gestellt und die «magisch-religiöse Aura» (Meier-Seethaler 1992) des Weiblichen betont wird. Die Vorstellungswelt von der Großen Göttin, von ihren lebensspendenden und -erhaltenden Funktionen findet in einem solchen Kulturmilieu ihren Nährboden.

Zum Aufbau der Agrargesellschaft in Südosteuropa gehörte auch die symbiotische Verknüpfung profaner und religiöser Tätigkeiten. Während der häusliche Herd und der Backofen im Hof Orte für die praktische Arbeit ebenso wie für die Artikulation privat-individueller Frömmigkeit

waren, war die Leitung kommunaler Zeremonien in den dafür vorgesehenen heiligen Bezirken eine Aufgabe, die «Spezialisten», nämlich Priesterinnen, übertragen wurde. In voragrarischen Gesellschaften, bei Jägern und Sammlern, hatte der Schamane die Rolle eines religiösen Zeremonienmeisters übernommen (Haarmann/Marler 2008 a: 64 ff.).

Allein die Vielfalt der Altarformen, Weihgefäße und Votivgaben deutet auf eine große Variationsbreite religiöser Zeremonien und Rituale. Sicherlich lebten elementare Konzepte und Gebräuche des Schamanentums in den agrarischen Gemeinschaften weiter. Artefakte, die von besonderem Wert für die Hüter des schamanistischen Wissens und animistischer Rituale gewesen waren, wurden als Wertobjekte über Generationen gehütet, wie etwa Spondylus-Muscheln.

Wasser

Einzelheiten der religiösen Zeremonien, die für die alteuropäischen Ackerbauern wichtig waren, bleiben uns verschlossen. Und doch sind an der Beschaffenheit bestimmter Kultgefäße deren rituelle Funktionen erkennbar. Das wichtigste Attribut der Göttin in ihrer Rolle als Lebensspenderin war Wasser, das Elixir allen Lebens. «Die Urkraft der Natur ist das Meer, das Wasser, ... Schlangengöttin, Meeresgöttin, ... – es ist das weibliche Wesen, das den Schlüssel des Mysteriums in Händen hält» (Lerner 1991: 192). Die Assoziation des Wirkens der Göttin mit dem Wasser kommt nicht nur in der Lokalisierung heiliger Stätten an Flussläufen und Quellen zum Ausdruck, sondern es scheint auch in Kultobjekten und in der religiösen Symbolik auf. Als Dekor – in Form von Wellen- oder Zickzacklinien, als Mäander- oder Spiralmotiv – ist «das Symbol des Wassers ein immer wiederkehrendes Motiv in der Gefäßverzierung alteuropäischer Kulturen. ... Kultische Behälter und Gefäße mit diesen Motiven gehören zur Standardausstattung der Tempel» (Eisler 1989: 62).

Einiges spricht dafür, dass die Alteuropäer einen Wasser- oder Regenkult gepflegt haben. Einen anschaulichen Hinweis darauf vermitteln bestimmte Schalen mit Perforierungen, die allein deshalb nicht dazu geeignet waren, Flüssigkeiten zu halten. Im Gegenteil, sie dienten dazu, Wasser (oder eine andere Flüssigkeit) durch die Löcher fließen zu lassen. Als Sieb kamen solche Gefäße nicht in Frage, da der Boden von zu wenig Löchern durchbrochen war. Außerdem spricht die sorgfältige Ornamentierung dagegen, wie etwa die fein ausgearbeiteten Details des Dekors (mit Spiralmuster und

Zickzackumrahmung) in einer perforierten Schale der Karanovo-Kultur aus dem 6. Jahrtausend v. Chr. (Gimbutas 1982: 96).

Die Möglichkeiten der Rekonstruktion alteuropäischer Kultpraktiken bleiben begrenzt, aber bei einer genaueren Betrachtung griechischer Rituale der archaischen Zeit werden die Umrisse eines uralten Brauchtums sichtbar. Am ehesten finden sich Parallelen zu Alteuropa in den Kulten weiblicher Gottheiten, sozusagen der Töchter und Enkelinnen der alteuropäischen Gottheit.

In der Gestalt Demeters (bei den Römern später: Ceres) sind Wesenszüge der Großen Göttin Alteuropas erhalten, die Mysterien der Demeter sind die ältesten Griechenlands, wie schon Aristoteles bezeugte. Die «blonde Demeter» (griech. *ksanthe Demeter*; «Ilias» V, 500) wollte nach mythischer Überlieferung unabhängig bleiben und nichts mit den Göttern des Olymp zu tun haben. Dies ist offensichtlich ein Hinweis auf ihre vorgriechische Herkunft. Dennoch wurde sie als griechische Kornmutter eine der populärsten Gottheiten des griechischen religiösen Lebens.

Das älteste und gleichzeitig wichtigste Zentrum ihres Kultes war Eleusis. Als Hinweis auf das hohe Alter des Kultes der Demeter mag man die Bemerkung im «Demeter-Hymnos» (2, 273–274) verstehen, wonach die Rituale nicht von den Menschen, sondern von der Göttin selbst eingerichtet und somit von den Griechen nur tradiert worden seien. Es sind dies Rituale von «außerordentlicher Altertümlichkeit» (Burkert 1985: 13), darunter eines, dessen Sinn sich selbst nach Auffassung der Griechen der klassischen Periode im Nebel der Vorgeschichte verlor: das dreitägige Fest des Ferkelopfers, Thesmophoria genannt, das im Monat Boedromion (entsprechend September/Oktober) unmittelbar im Anschluss an die Feierlichkeiten der Großen Mysterien zu Ehren der Kornmutter Demeter abgehalten wurde.

Bereits den Zeitgenossen mutete der für die Thesmophoria typische Opferritus unverständlich und abstrus an (Giebel 1990: 33). Dies war die Sitte, das verfaulte Fleisch von Opfertieren – von Ferkeln, deren Kadaver monatelang in unterirdischen Höhlen oder Gruben gelegen hatten – mit Körnern zu vermischen und auf das Feld zu verstreuen, das rituell bestellt wurde. Hier haben sich offensichtlich Vorstellungen der frühen Agrargesellschaft in gleichsam fossilierter Form erhalten. Gruben (griech. Sg. *megaron*/Pl. *megara)*, in der die Opfertiere vor der Zeremonie lagen, sind im Heiligtum der Demeter in Eleusis erhalten (Clinton 1993: 114).

Das Ritual des Ferkelopfers war ausschließlich verheirateten Frauen vorbehalten, und allein Frauen nahmen an der Versammlung teil, in der man sich austauschte und kommunale Solidarität bekundete. Die Versammlung dauerte mehrere Tage, an denen die Teilnehmerinnen fasteten. Die einzige Nahrung, die sie zu sich nehmen durften, waren die Kerne des Granatapfels, dessen Verzehr bei anderen religiösen Festen ausdrücklich verboten war. Der organisatorische wie materielle Aufwand der Festlichkeiten war erheblich, und das konnte das Kultpersonal im Heiligtum der Demeter allein nicht leisten. Die Priesterinnen wurden von reichen aristokratischen Frauen unterstützt, die ihre privaten finanziellen Ressourcen zur Verfügung stellten, um die Durchführung der Thesmophoria zu gewährleisten (Connelly 2007: 42).

Trankopfer

Einzelheiten darüber, wie die rituellen Weihen bei den Alteuropäern im Einzelnen ausgeführt wurden und welche Rolle Weihgefäße dabei spielten, sind nicht bekannt. Auch hier hilft ein ethnographischer Vergleich. Die Verwendung von Weihgefäßen und ihre zentrale Rolle im Kultwesen ist für die archaische und klassische Periode der griechischen Antike umfassend untersucht worden. Viele Traditionen des griechischen Polytheismus sind vorgriechischen Ursprungs, und so liegt es nahe, dass auch Opfer- und Weihrituale aus der Prähistorie tradiert wurden.

Der Sinn altgriechischer Trankopfer (Libation) wird folgendermaßen beschrieben: «Flüssigkeitsopfer (Trankopfer) wurden allgemein dargebracht, um Gebete zu verstärken. Die als Opfergabe bestimmte Flüssigkeit konnte aus flachen Schalen oder Weinkrügen ausgegossen werden, entweder auf einen Altar oder direkt auf den Boden. Flüssigkeitsopfer waren insbesondere mit den Toten assoziiert, und mit den Kräften der Erde, auf die sie gegossen wurden. Flüssige Opfergaben waren daher für Begräbnisriten geeignet, ebenso für Rituale, mit denen Götter und Helden geehrt wurden. ... Wein war eine beliebte Flüssigkeit für Opfergaben, aber es wird uns auch von Ritualen berichtet, für die Wasser, Milch, Öl oder Honig benötigt wurden» (Connelly 2007: 176).

Den Alteuropäern standen die gleichen Flüssigkeiten zur Verfügung, wie sie im antiken Griechenland für Trankopfer verwendet wurden, außer Wasser also auch Wein, Milch, Öl (z. B. Olivenöl) und Honig. Die Miniaturformate der alteuropäischen Weihgefäße imitieren die verschiedenen Gefäßtypen in Originalgröße. Dies können kleine bauchige Gefäße sein, ebenso auch Miniaturamphoren. Es finden sich allerdings einige wenige Sonderformen, von denen nur Miniaturversionen existieren. Diese könn-

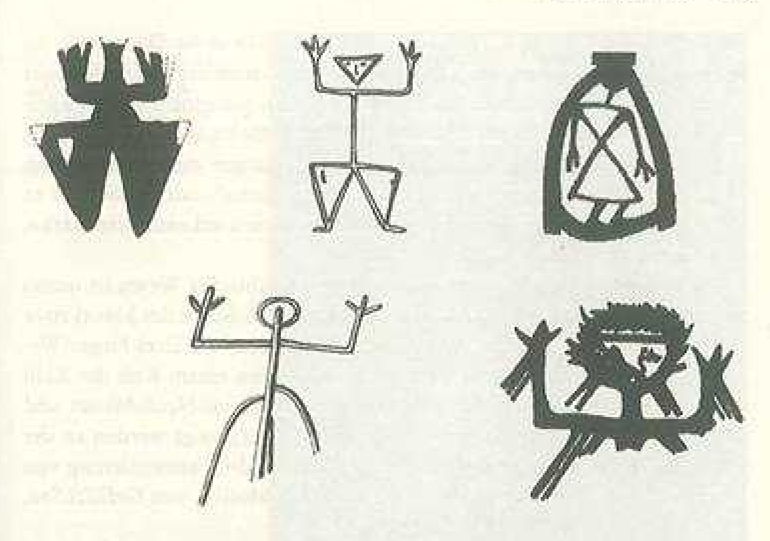


62 Amphore mit anthropomorpher Dekoration, Cucuteni-Kultur, 4. Jahrtausend v. Chr. (nach: Lazarovici 2009b: 153)

te man als Unikate bezeichnen. Ein solches beschriftetes Objekt ist das Siegelgefäß von Daia Română (Transsilvanien), das seinen Namen von der siegelähnlichen Gestaltung der Außenfläche hat (s. Einzelheiten bei Haarmann 2010a: 96 f.).

Prozessionen

Einen besonderen Stellenwert in den Kultpraktiken hatten Prozessionen, die vorzugsweise von Priesterinnen angeführt wurden und an denen Gläubige aller Altersstufen teilnahmen. Dass im antiken Griechenland das Prozessionswesen maßgeblich von alten Traditionen bestimmt war, kann man allein daran erkennen, dass der Kernbegriff «Prozession» mit einem Ausdruck alteuropäischer Herkunft (*thiasos*) bezeichnet wurde. Prozessionen waren nicht nur deshalb wichtig, weil sie als Ausdruck der Verehrung der Gläubigen ein essentieller Bestandteil der Kommunikation zwischen Mensch und Gottheit waren, sondern auch, weil durch Prozessionen der kommunale Zusammenhalt zwischen Mitgliedern der Gemeinde ritualisiert wurde. «Prozessionen boten eine besonders sichtbare und dramatische Zurschaustellung, bei der die Anführer und Teilnehmer ihre Rolle



63 Darstellungen mythischer Wesen mit drei Fingern auf alteuropäischer Keramik (nach Chokhadzhiev 2004: 418)

wohl verstanden. Ihre Bewegungen waren ein Spiegelbild der Strukturen und Werte der Gemeinschaft. Frauen, die diese Prozessionen anführten, schritten einher im Rampenlicht, das ihre Tätigkeit und ihr symbolisches Ansehen in der Menge der Gläubigen unterstrich» (Connelly 2007: 167).

Die religiösen Prozessionen während der griechischen Antike waren fest im Kalender kommunaler Festlichkeiten verankert, und einige Traditionen haben sich – mit funktionaler Transformation vom polytheistischen Kult zum Marienkult – bis heute erhalten. Die Prozession von Athen nach Eleusis auf der «heiligen Straße» (*hieros dromos*) wird bis heute abgehalten, nur ist sie heutzutage der Jungfrau Maria gewidmet, die den Platz der antiken Kornmutter eingenommen hat (Giebel 1990: 34 ff.).

Mythen

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Mythologie der Alteuropäer anhand der narrativen Bilder auf Keramikgefäßen und der figuralen Kunst zu ergründen, und es sind auch mutige Interpretationen vorgetragen worden.

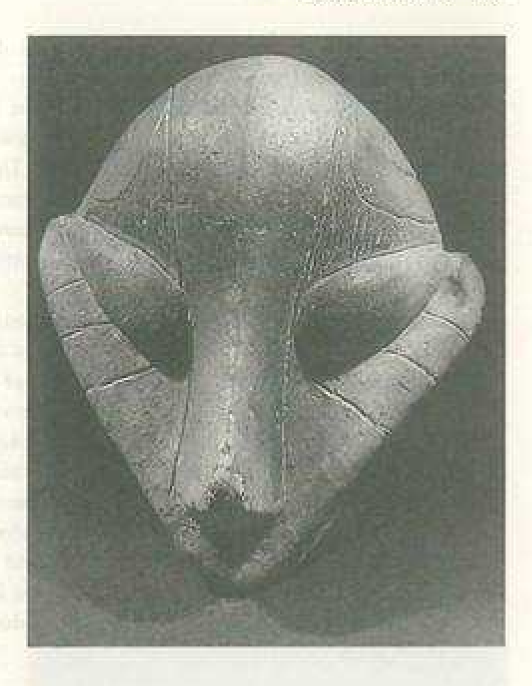
Ehrlicherweise müssen wir aber zugeben, dass alle diese Deutungen im Spekulativen verbleiben, denn wir kennen – außerhalb des Göttinnenkults – weder die Mythen noch deren Protagonisten im Einzelnen. Es gibt allerdings einen «augenfälligen» Hinweis auf die Mythologie der Alteuropäer, denn die alteuropäische Kunst hat uns Darstellungen mythischer Wesen überliefert, in Adorantenhaltung auf Keramik gemalt oder skulptiert in anthropomorphen Plastiken. Die mythischen Wesen erkennt man daran, dass sie nur drei Finger haben (Abb. 62/63).

Die besondere Fingerzahl in Darstellungen mythischer Wesen ist nichts Außergewöhnliches in den Kulturen der Welt. In der Kunst der Maori etwa werden sie mit vier Fingern dargestellt. Mit Blick auf die Drei-Finger-Wesen in der Kunst Alteuropas sprechen Forscher von einem Kult der Zahl Drei. «Die Manifestation des Kults der Zahl Drei im Neolithikum und der Kupferzeit auf dem Balkan kann zusätzlich aufgezeigt werden an der Form einiger ‹dreifüßiger Gefäße›, in der Drei-Band-Ornamentierung von Keramik, in der Dreifach-Symmetrie getrennter Motive, von Gefäßfüßen, Griffen, usw.» (Chokhadzhiev 2004: 414).

Masken

Ob nun an heiligen Orten oder anlässlich von Prozessionen, eine nicht zu übersehende Rolle im rituellen Leben der Alteuropäer kommt Masken zu. Darauf dass die Alteuropäer Masken hergestellt und auch getragen haben, gibt es konkrete Hinweise in der archäologischen Hinterlassenschaft. Zwar sind keine tatsächlich tragbaren Masken erhalten – insofern weiß man heute nicht, wie groß diese waren – aber es sind verschiedene Maskentypen in Miniaturformat gefunden worden. Dabei handelt es sich entweder um eigentliche Maskenmodelle aus gebranntem Ton oder um Konturen von Masken, die Skulpturen «aufgesetzt» sind.

Auffällig ist die Vorliebe für Darstellungen «maskierter» Figurinen in der Kulturprovinz von Vinča. Dort auch machen die Masken den Eindruck, als ob sie die Gesichtszüge von Vögeln imitieren. Es ist weniger wichtig, ob man solche Figurinen als Erscheinungsformen einer «Vogelgöttin» identifiziert, wie Gimbutas dies tut, oder ob man hier Vorstellungen von einer allgemeinen Verwobenheit aller Lebensformen und damit fließender Übergänge zwischen anthropomorphen und zoomorphen Merkmalen zu erkennen glaubt – entscheidend ist die Kombination von Maske und Mensch als künstlerischer Ausdrucksform.



64 Maske aus Ton (Höhe: 17,5 cm) von einem Fundort der Vinča-Kultur nahe Priština im Kosovo; Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. (nach Kruta 1993: 89)

Es sind auch Masken gefunden worden, die gleichsam ein eigenes Genre künstlerischer Ausdrucksform repräsentieren. Dies sind Gesichtsmasken in natürlicher Größe aus Ton, die aber nicht aufgesetzt werden können (Abb. 64).

Die Existenz von Masken in der Welt der Alteuropäer erweckt spontan Assoziationen mit dem Maskenkult der griechischen Antike, besonders mit Theateraufführungen. Für beide Kulturen ist davon auszugehen, dass «dramatische Performanzen eingebettet waren in die Programmabläufe religiöser Festlichkeiten» (Connelly 2007: 212). In einem solchen Milieu sind die Ursprünge für das Theaterwesen zu suchen. Ob die Alteuropäer ein Theater kannten, wissen wir allerdings nicht.

Die griechischen Schauspieler verkörperten ihre Rollen in vielerlei «Verkleidungen» (sprich: Identitätswechseln), wesentliche Eigenschaften der Rollenfigur wurden durch die Maske zum Ausdruck gebracht (Jenkins 1994: 157). Da als Schauspieler lediglich Männer fungierten, wurden die Parts von Frauen über weibliche Masken dramatisch umgesetzt. Die Maske gab der Charakterfigur das Profil, das konnte auch eine Gottheit,

ein mythisches Wesen oder eine Persönlichkeit der epischen Literatur sein.
Alle Mitglieder des Chors trugen ebenfalls Masken. Der Chor konnte während ein und derselben Aufführung mehrmals seine «Identität» wechseln. Seine kollektive Stimme konnte den Autor eines Theaterstücks sozusagen direkt «zu Wort kommen» lassen. Die Maskierung der Chormitglieder konnte sie aber auch in die Nähe des Göttlichen bringen, so dass der Inhalt ihrer Rede gleichbedeutend mit einem Gotteswort wurde (Kaimio 1970: 22 ff.).

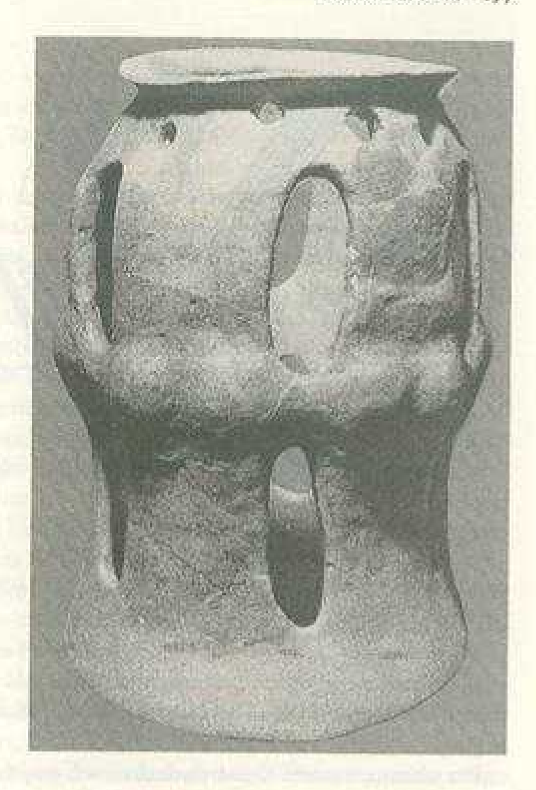
Die wohl berühmteste aller griechischen Masken – vielfältig umgesetzt in Reliefs, Skulpturen und Vasenmalerei – ist eines der Attribute der wehrhaften Athene: Sie trägt auf ihrem Schild den Kopf des Monsters Medusa (Gorgon). Der Blick der Medusa war tödlich; er versteinerte denjenigen, der es wagte, ihr ins Gesicht zu schauen. Das Gorgonmotiv lässt sich zurückverfolgen bis in mykenische Zeit (Marler 2002: 16). Das Genre der alteuropäischen Maskenkunst hat Physiognomien hervorgebracht, die stilistisch dem typischen Gorgongesicht mit offenem Mund ähneln. Ob allerdings diese stilistische Variante der Masken und die teilweise monströsen Gesichtszüge mancher neolithischer Figurinen in irgendeinen Zusammenhang mit der griechischen Tradition der Medusa zu bringen sind, ist noch abzuklären.

Musik und Tanz

In den Kulten der Griechen spielen eine Reihe weiterer Elemente eine Rolle, die bereits in der vorgriechischen Periode fester Bestandteil des Kultlebens waren, und diese stehen in enger Verbindung mit Masken als rituellem Requisit: Gesang und Tanz. Bis in die Organisationsformen des modernen Theaters ist die Bedeutung dieser drei Konstituenten bewusst geblieben: «Tanz, stilisierte Bewegung, Lied und Gesang sind ebenso wichtig im rituellen Drama, denn sie ergänzen die Rolle der Maske und heben die rituelle Stimmung an» (Smith 1984: 51).

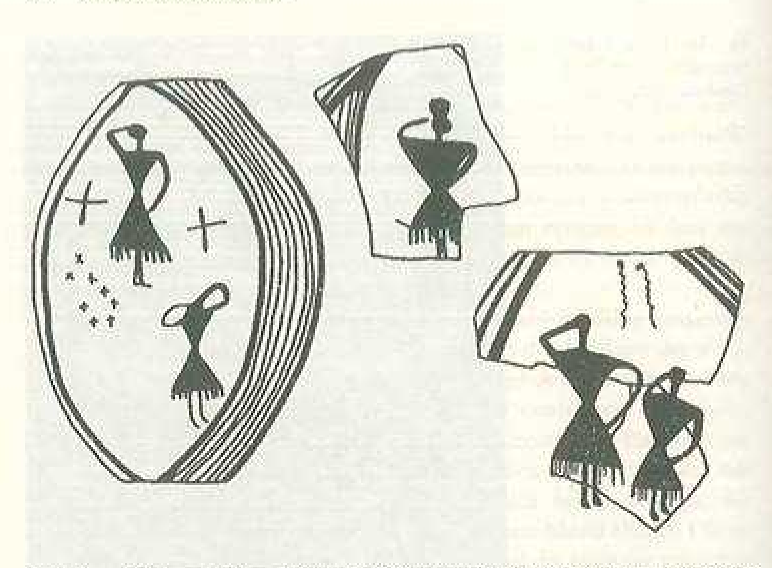
Am bekanntesten sind die orgiastischen Tänze anlässlich des Dionysos-Festes, die in unserem kulturellen Gedächtnis als «Orgien» weiterleben. Da die Alteuropäer sich mit dem Weinanbau und dem Keltern auskannten, haben sie sicher auch die dafür zuständige Gottheit gefeiert. Zumindest gibt die altgriechische Sprache einen Hinweis darauf. Die Orgien zu Ehren des Dionysos wurden mit einem vorgriechischen Ausdruck als *thriambos*

65 Ein Vasenpodest mit tanzenden Figuren (nach Gimbutas 1989: 312)



bezeichnet, das als ‹ein von Singen und Tanzen begleitetes Ritual› zu übersetzen ist.

Wenig bekannt ist, dass auch im Dionysos-Kult Frauen als Organisatoren eine zentrale Rolle spielen. Zu den ältesten Formen der Orgien gehören die Lenäen, die im Lenaion, einem Tempel des Dionysos, abgehalten wurden. An diesem Ort, dessen Name sich von griech *lenos* ‹Kelter› ableitet, wurde der Wein, der anlässlich der Festlichkeiten konsumiert wurde, aufbewahrt. Die griechische Vasenmalerei kennt ein eigenes Genre, die Lenäenvasen. Darauf sind tanzende und musizierende Frauen abgebildet. Aufgabe dieser Frauen war es, den für die Orgien bestimmten rituellen Wein zu verkosten. Sie waren «ein eigens für die Festlichkeiten des Gottes ausgewähltes Kollegium – ebenso wie die Frauen, die zur gleichen Zeit,



66 Tanzende Frauengestalten auf Keramikgefäßen der späten Trypillya-Kultur, 4. Jahrtausend v. Chr. (nach Videjko 2003: 127)

mitten im Winter (Januar/Februar), alle zwei Jahre ein dionysisches Fest begingen» (Giebel 1990: 57).

Der alteuropäischen Kunst verdanken wir exquisite Darstellungen tanzender Frauen. Ein eigenes Genre der Gefäßkeramik sind Kultvasen, die auf Podesten mit außergewöhnlichem Dekor ruhen. Der runde Podest setzt sich zusammen aus weiblichen, stark stilisierten Figuren, die an den Schultern, an den Hüften und an den Füßen miteinander verbunden sind. Die tanzenden Frauen blicken in ihren Kreis, so dass der Betrachter die weiblichen Gestalten von hinten, also Rücken und Gesäß, sieht (Abb. 65). Hier wird etwas dargestellt, was aus den Balkanländern wohlbekannt ist, der Ringtanz (rum. *hora*, slaw. *kolo*).

«Eine Serie von Vasenpodesten der klassischen Cucuteni-Kultur zeigen die Konturen von nackten Frauen in einem Ring mit verschränkten Armen. Rumänen nennen sie ‹Hora-Vasen›, von *hora* oder ‹Ringtanz›, der noch heute lebendig ist» (Gimbutas 1989: 312). Aus der griechischen Antike sind ähnliche Darstellungen von Frauen bekannt, die den Ringtanz ausführen. Es drängt sich der Eindruck auf, dass hier die Transfergeschichte einer kultischen Institution sichtbar wird, denn der Ringtanz war nicht irgendein Tanz. Es gab keine Tanzform, die mehr soziales Gewicht für die Gemeinschaftsbildung gehabt hätte. In seinem Werk «Die Gesetze» (672 e) sagt Plato, dass «das Tanzen im Ring die Gesamtheit der Erziehung ausmacht».

Darstellungen von tanzenden Frauen in der alteuropäischen Kunst gehören zu den naturalistischen Motiven des ornamentalen Dekors von Kultgefäßen (Abb. 66): «Die meisten Darstellungen von Menschen auf keramischen Gefäßen sind Frauen, manchmal in tänzerischer Haltung, manchmal die Große Göttin symbolisierend» (Lazarovici 2009b: 152).

Rituelles Tanzen gehörte auch zum Repertoire der Kultpraktiken in den Nachfolgekulturen der Donauzivilisation, so im minoischen Kreta. Der Tanz war auch Teil bestimmter griechischer Prozessionen, der *thiasoi* der Mänaden. Die Anhängerinnen des Dionysos tanzten anlässlich der Festlichkeiten zu Ehren des Gottes ekstatische Tänze wie den *dithyrambos*, ein Tanzlied mit wildem Rhythmus. Auch der Dithyrambos hat wie sein Name vorgriechische Ursprünge. An einer mänadischen Prozession teilzunehmen, brachte den Frauen des antiken Griechenland hohes Prestige. Es wird von Mänadenprozessionen in Theben, Delphi, Athen und in Mazedonien berichtet, an denen sogar Olympia, die Mutter Alexanders des Großen, teilgenommen haben soll (Connelly 2007: 42).

Rituelles Tanzen ist als bedeutungsvolle Komponente in religiösen Kontexten vielfach beschrieben worden. Und doch bleiben bestimmte Aspekte gleichsam ausgeblendet, weil sie sich Beschreibungen mit Worten scheinbar entziehen. Dazu gehört der Zustand, in den sich Tänzer versetzen, wenn sie einen rituellen Tanz ausführen – egal ob man dies nun Inspiration oder Trance nennt oder die geistig-seelische Bereitschaft, sich dem Göttlichen zu nähern. Die balinesischen Tempeltänze von heute, die dionysischen Tänze der griechischen Antike oder die rituellen Tänze Alteuropas – was sie miteinander verbindet, ist die zeitlose Konstante des Bedürfnisses der Menschen, in spirituelle Kommunikation mit dem Übersinnlichen zu treten.

7. Zählen, Messen, Registrieren

Die Menschen, die die Donauzivilisation aufbauten, schufen visuelle Zeichensysteme, mit deren Hilfe sie ihrer Welt eine Ordnung gaben, sich als Kulturgemeinschaft identifizierten und ihr Wissen akkumulierten. Die visuellen Symbolsysteme der Alteuropäer funktionierten sprachunabhängig. Dies trifft auch auf das komplexeste aller visuellen Systeme zu, das damals entstand, die Schrift (s. Kap. 8).

Der Beginn von Messen und Zählen mit Hilfe visueller Symbole bedeutet eine Art Kulturrevolution, die die Voraussetzungen für eine objektivierende Ordnung der Welt geschaffen hat. Die Erfindung von Notation und Maßeinheiten «... ist ein Akt des Erkennens – eine kognitive Tätigkeit. Eine solche Tätigkeit hat philosophische Implikationen, denn das Messen [im Sinn von Maßnehmen] erlaubt uns, die Grenzen des Hier und Jetzt zu transzendieren. ... Diese Tätigkeit trägt den Samen von Mathematik und Wissenschaft in sich, und Architektur und Design werden möglich. Maßnehmen ist die Grundlage für systematische Beobachtung und Voraussage» (Renfrew/Morley 2010: 1).

Die Griechen der Antike werden gefeiert als kluge Mathematiker und versierte Baumeister. Noch bevor diese beiden griechischen Domänen, Mathematik und Architektur, ihre Reife durch die Einflüsse aus Babylonien erlebten (Haarmann 2008 a: 84 ff.), konnten die Griechen auf eine einheimische Tradition zurückgreifen. Denn warum sollten gerade die im Folgenden skizzierten visuellen Symbolsysteme der Donauzivilisation weniger Nachklänge hervorgerufen haben als die verzweigte alteuropäische Kulturterminologie, die sich im altgriechischen Wortschatz «einnistete»?

Zahlzeichen und Zahlenmagie

Die Donauzivilisation bietet einige Rekorde im Hinblick auf die Entstehung früher Notationssysteme. Zum ersten Mal in der Kulturgeschichte führten die Experimente mit visueller Kommunikation dazu, dass ein Ziffernsystem parallel mit einem Schriftsystem in Gebrauch war (Haarmann

Vertikale Linie			Diagonale Linien		Horizontale Linien		Striche	Punkte	
DS 100.0	DS 100.1		DS 106.0	DS 106.1	DS 111.0	DS 111.1	DS 117.0	DS 121.0	
DS 101.0			DS 107.0	DS 107.1	DS 112.0		DS 118.0	DS 122.0	
DS 102.0			DS 108.0	DS 108.1	DS 113.0		DS 119.0	DS 123.0	
DS 103.0					DS 114.0				DS TUR 13
DS 104.0				DS 110.0	DS 115.0				DS TUR 14
DS 105.0									

DS = Donauschrift
Tur = Turdaş

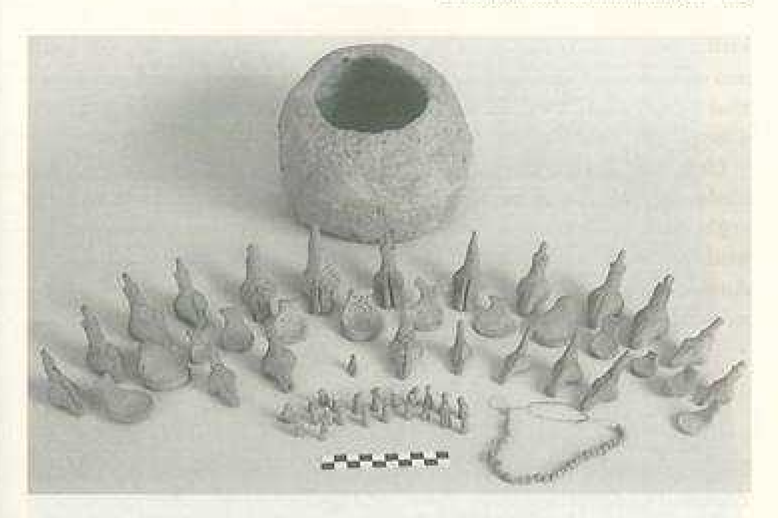
67 *Alteuropäische Zahlzeichen und ihre Gruppierung auf Objekten von Turdaş (nach Merlini 2009 b: 37)*

2008 a: 75 ff.). Erst viel später ist die Verwendung solcher paralleler Notationssysteme aus Altägypten und Mesopotamien bekannt.

Die alteuropäischen Zahlzeichen bildeten, separat von den Schriftzeichen, eigene Gruppen. Hierzu gehörten Punkt- und Strichzeichen (Abb. 67).

Die Notation von Zahlbegriffen mit Hilfe von Punkt- und Strichzeichen war in den alten Kulturen der Welt weit verbreitet. Welche Zahlenwerte sich allerdings mit den numerischen Basiszeichen der alteuropäischen Notation assoziierten, bleibt rein spekulativ. Einiges spricht dafür, dass Punkte Einser bezeichneten und Striche entweder Fünfer- oder Zehnereinheiten. Winn (2009: 55) hat die Vermutung geäußert, dass in Alteuropa neben der Basis Zehn auch eine Basis Zwölf als Zähleinheit in Gebrauch war.

Dass die Alteuropäer rechnen konnten, steht außer Zweifel. Damit stehen sie auf der gleichen Stufe wie die Sumerer, Ägypter und Chinesen, nur viele Jahrhunderte vor ihnen. Allerdings waren die Verhältnisse in der Donauzivilisation verschieden von den anderen frühen Zivilisationen, in denen sich ein Rechenwesen entwickelt hat. Im Vergleich zur Fülle an Dokumenten aus Mesopotamien oder Ägypten, an denen der Zahlengebrauch buchstäblich «abgelesen» werden kann, nimmt sich die Anzahl der Artefakte Alteuropas, auf denen Kombinationen von Punkten und Strichen eingeritzt sind, vergleichsweise spärlich aus. Die Verteilung der Zeichengruppierungen lässt zudem in manchen Fällen nicht klar erkennen, ob es sich um praktische Zahlennotation oder um Kontexte mit zahlenmagischer



68 *Figurinen und Kultgegenstände im Heiligtum von Isaiia; Rumänisch-Moldawien, erste Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. (nach Ursulescu/Tencariu 2006, Tafel V)*

Funktion handelt (s. Videjko 2008: 30 zu Artefakten der Trypillya-Kultur mit speziell platzierten Gravierungen von Punkt- und Strichzeichen).

In allen frühen Zivilisationen war das Rechenwesen eingebunden in Vorstellungen über magische Kräfte, die den Zahlen innewohnen. Die Ägypter kannten sich mit Glücks- und Unglückszahlen aus, und Zahlenmagie war bei den Babyloniern hoch entwickelt. Sicherlich war das Zahlenwesen auch bei den Alteuropäern eingebunden in deren magisch-religiöse Vorstellungswelt. Was die Verwendung des Punktmotivs betrifft, so kann man bei der Ornamentierung der Keramik der Karanovo-Kultur beobachten, dass Punkte mit Vorliebe Gruppen von 3, 5 oder 7 bilden (Nikolov 2007 b: 251 ff., 266). In bestimmten Kontexten der Donauzivilisation gibt es Anzeichen für schrift- und zahlenmagische Funktionen. Die Vielzahl an Figurinen, die an Kultstätten und in Heiligtümern gefunden wurden, lässt eine bestimmte Ordnung elementarer Motive erkennen.

Für das im östlichen Rumänien, nahe der Grenze zu Moldova gelegene Heiligtum von Isaiia ist diese Ordnung näher untersucht worden (Ursulescu/Tencariu 2006). Das Heiligtum wurde Ende des 20. Jahrhunderts entdeckt und in mehreren Kampagnen in den Jahren 2000 und 2005 ausgegraben. Der kulturelle Horizont ist die frühe Kupferzeit, d.h. die erste

Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. Insgesamt wurden 21 weibliche Figurinen gefunden, die sämtlich stark stilisierte Konturen aufweisen. Von diesen sind 15 dekoriert, zwei sind mit Halsketten dargestellt und 13 Figurinen sitzen auf thronähnlichen Stühlen (Abb. 68).

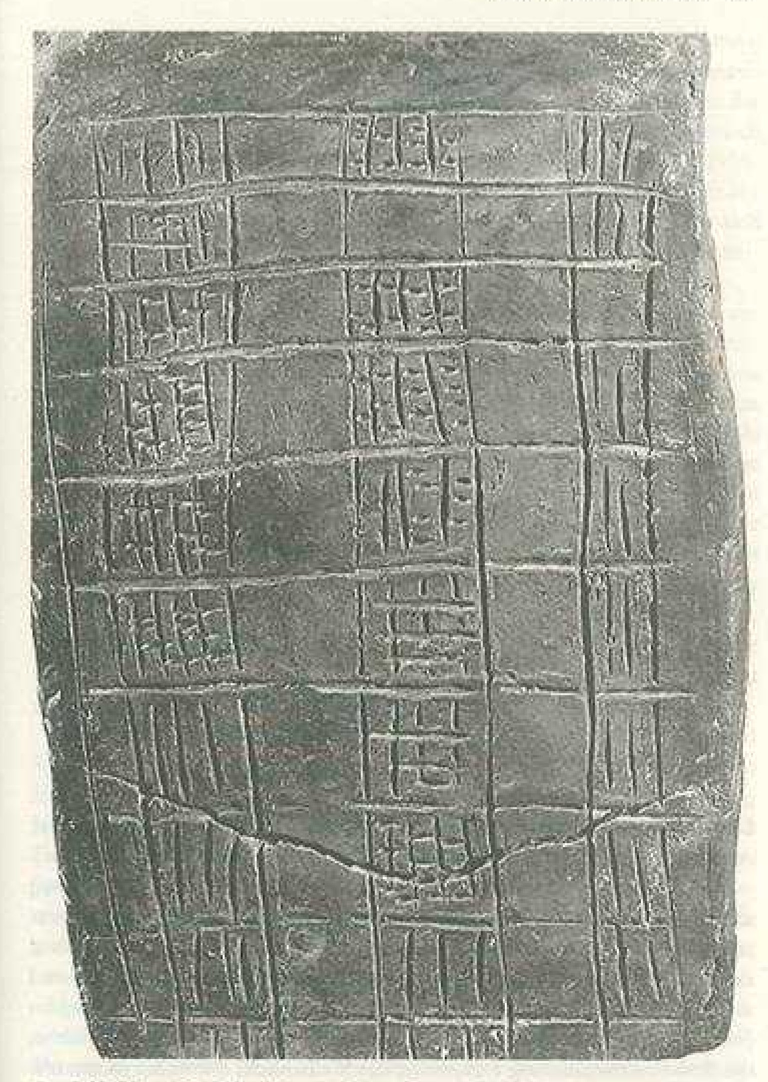
Identische Zahlenverhältnisse – 21 – 15 – 13 – sind ebenfalls für das Heiligtum von Poduri am Ostrand der Karpaten festgestellt worden. «Es ergibt sich als Schlussfolgerung, dass es eine Zahlenmagie in der formativen Phase der Cucuteni-Kultur gab, mit einheitlichen symbolischen Ausdrucksformen im Gefüge eines einheitlichen religiösen Systems» (Ursulescu/Tencariu 2006: 136).

Kalendarische Notationen

Die Zahlzeichen treten in Kontexten auf, die auf numerische Notation deuten, und deren praktische Funktion stand sehr wahrscheinlich im Zusammenhang mit kalendarischen Angaben zur Zeitmessung, im Sinn der Abfolge saisonaler, für die Agrarwirtschaft wesentlicher Perioden im Vegetationszyklus. Ein Anhaltspunkt für kalendarische Notation ist die Anordnung von Zeichen in Bändern, wie auf der Unterseite eines Kultobjekts aus der Karanovo-Kultur. «Da man die Zeichen meist in waagerechten Bändern anordnete, ergaben sich aus ihren Reihen oft komplizierte Abfolgen, die sich möglicherweise auf Angelegenheiten bezogen, die bäuerliche Gesellschaften bewegten. Ihnen musste an einer regelmäßigen Zeiteinteilung gelegen sein, die durch den Verlauf der Gestirne und ihren Platz am Himmel vorgezeichnet war» (Kruta 1993: 97).

Das erwähnte Objekt ist ein aus Ton gefertigtes Modell eines Backofens, das mit Tierdarstellungen (skulptiert sowie in Form von zoomorphen Eckaufsätzen) verziert ist. Auf der Oberseite sind zwei Öffnungen. Vielleicht wurde dieses Modell auch als Behälter verwendet, in dem aromatische Kräuter aus rituellem Anlass verbrannt wurden. Die Unterseite ist mit Ritzmarkierungen bedeckt, die in Spalten angeordnet sind (Abb. 69).

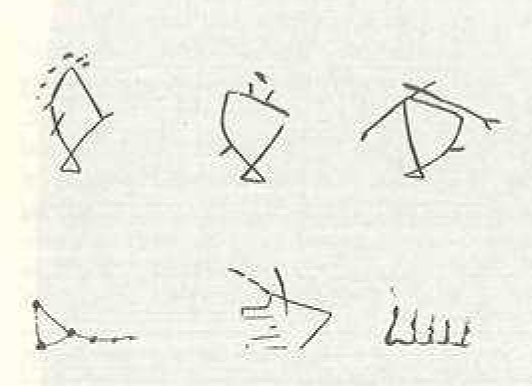
Die Existenz eines bäuerlichen Ritualkalenders in den Regionalkulturen Alteuropas ist durch neuere Forschungen bestätigt worden (Chokhadzhiev 1984 u. a.). Die Untersuchung der motivreichen Ornamentierung bestimmter hochwertiger Keramikgefäße hat ergeben, dass wohl bestimmte Basismotive und deren Konfigurationen auf den Gefäßen symbolische Bedeutung im Kontext einer Art von «Bauernkalender» besaßen. Solche Annahmen sind für die Verwendung figuraler Motive auf Gefäßen mit speziellen Funktionen



69 Zahlzeichen mit kalendarischer Funktion auf einem Kultobjekt der Karanovo-Kultur; 5. Jahrtausend v. Chr. (nach Kruta 1993: 100)



70 Anhänger aus Spondylus mit mythischen Symbolen und kalendarischen Zeichen (?) (nach Séfériadès 2009: 189)



getroffen worden, die man an den Peripherien Alteuropas gefunden hat (s. Durman 2001 zum Astralkalender der Vučedol-Kultur, einem Ausläufer Alteuropas in Kroatien, und Tkachuk 2005/2: 108 ff. zur Trypillya-Kultur).

Hinweise darauf, dass die Alteuropäer ihre kalendarische Zeiteinteilung an astronomischen Phänomenen orientierten, ist für bestimmte Kontexte nachgewiesen, so beispielsweise eine frühe Orientierung am Kreislauf der Sonne für das Heiligtum von Parţa in Transsilvanien (6. Jahrtausend v. Chr.). Dort ist rekonstruiert worden, «dass an einem bestimmten Tag im Jahr, nämlich zum Frühlingsäquinoktium, also der Tagundnachtgleiche, die dem Frühlingsanfang entspricht, das Sonnenlicht durch die Maueröffnung bis in den Saal A fiel, wo es den stierköpfigen Teil der Doppelstatue anstrahlte. Das bedeutet, dass das außergewöhnliche Haus in Parţa auch als eine Art jahreszeitlicher Kalender dienen konnte, der das Wiedererwachen der Natur anzeigte» (Draşovean 2008: 14).



Eine Reihe von Objekten mit sorgfältig verteilten abstrakten Motiven lässt auf die Verwendung eines Kalenders schließen, in dem wichtige, regelmäßig wiederkehrende Ereignisse vermerkt waren. Die Ackerbauern in der Donauregion waren mit den Sonnenwenden (Sommer, Winter) sicherlich ebenso vertraut wie mit den Zeitpunkten der Tag-Nacht-Gleichen (Frühjahr, Herbst). Es gibt auch Hinweise darauf, dass es sich beim Kalender der Alteuropäer wahrscheinlich um einen Sonnenkalender handelte, der sich am Jahresrhythmus der «Bewegungen» der Sonne (vom anthropozentrischen Standpunkt aus) orientierte (Haarmann 2010a: 46 f.).

Eine Tonscheibe mit eingestanzten Punktreihen von einer Fundstätte der Karanovo-Kultur (Dolnoslav in Bulgarien) ist möglicherweise ein Jahreskalender (Stoytchev 1997a, 1997b: 30 ff.). Die Zählung der Punktreihen ergibt eine Zeitspanne vom 22. März (dem Tag der Tag-Nacht-Gleiche im Frühjahr) bis zum 5. November. Dies sind insgesamt 229 Tage, was als Zählung für ein rituelles Kalenderjahr interpretiert werden kann. Welche rituelle Bedeutung die gesamte Zeitspanne und die Einzelabschnitte genau hatten, ist nicht bekannt. Im ethnographischen Vergleich lässt sich aber aufzeigen, dass Ritualkalender in anderen Kulturen ebenfalls durch eine begrenzte Tageszählung charakterisiert sind. Dies gilt beispielsweise für den Ritualkalender der präkolumbischen Maya, der 260 Tage umfasste, entsprechend einer Zählung von 20 Tagen für 13 Monate. Die 13 war eine heilige Zahl, und 260 ist die Spanne von der Empfängnis bis zur Geburt (Rice 2007: 31 ff.). Der profane Kalender hatte 365 Tage.

Weiterhin findet man auf einigen der alteuropäischen Objekte, die nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt waren und die möglicherweise zu den Utensilien der Schamanen/Priester gehörten, die Darstellung von Sternkonfigurationen. In einem Frauengrab aus Mostanga in der Vojvodina (Serbien) wurde an Beigaben unter anderem ein perforierter Anhänger aus Spondylus gefunden, in den verschiedene mythische Symbole und geometrische Motive eingraviert sind. Eines der Bildmotive sieht der Sternkonfiguration des Großen Wagens ähnlich, eines der markantesten Sternbilder am nördlichen Sternenhimmel.

Auf den ersten Blick mag es abwegig erscheinen, dass bestimmte Elemente der Zeitmessung bei den Alteuropäern langfristig auf die Konzeptualisierung der Zeit bei den Griechen eingewirkt haben könnten. Allerdings sind im griechischen Wortschatz Ausdrücke zur Zeitbestimmung erhalten, die aus der vorgriechischen Periode stammen: *lukabas* ‹Jahr, Jahresrhythmus der Natur› (als Begriff zur Beschreibung des Vegetationszyklus im Gegensatz zu *chronos* ‹Jahr; Lebenszeit› als absoluter Zeitbegriff), *Thar-*

gelion ‹Monatsname (April/Mai)›, *truge* ‹Erntezeit›. *Lukabas* ist bereits für die homerische Sprache bezeugt («Odyssee» 19, 306). Ist diese vorgriechische Nomenklatur für Zeitbegriffe in enger Assoziation mit dem Vegetationszyklus vielleicht ein spätes Echo von alteuropäischen Lebensweisen im und mit dem Rhythmus der Natur, denen sich später auch die Griechen angepasst haben?

Maß- und Gewichtseinheiten

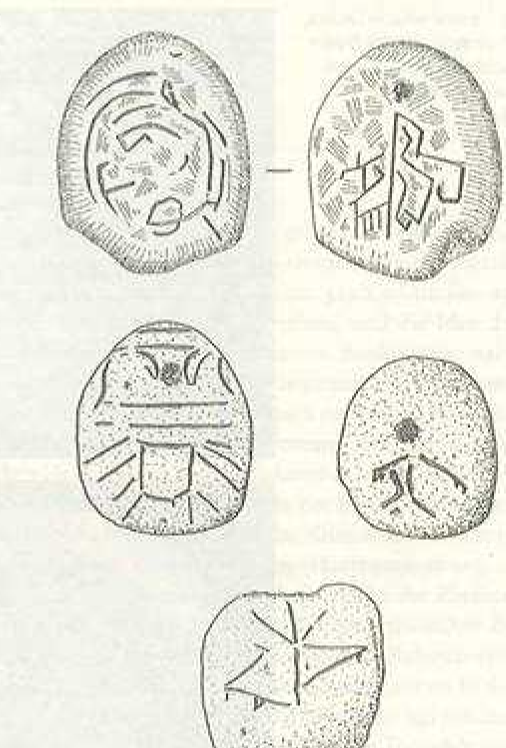
Unter den Fundstücken ist eine bestimmte Kategorie von Gewichten (aus Stein oder Ton), die nach ihrer äußeren Form keine Webgewichte sind, also nicht deren typische, konische Form, mit einer Perforation am schmaleren Ende, haben. In die Oberfläche von einigen dieser Gewichte sind Zeichen eingraviert, die als Maßeinheiten gedeutet werden könnten. Auf diese Kategorie von Zeichen hatte schon Winn (1981: 226 f.) hingewiesen (Abb. 71).

Welche Wertigkeit die Markierungen solcher Maßeinheiten hatten, ist bislang völlig unbekannt, da es bisher nicht einmal Anhaltspunkte für die genaue Funktion solcher Gewichte gibt. Haben sie vielleicht eine Rolle im Handel gespielt? Mit Sicherheit aber kann man davon ausgehen, dass die Alteuropäer Hohlmaße kannten, nach denen sie ihre Getreiderationen einteilten. Es ist sicher kein Zufall, dass es im altgriechischen Wortschatz sehr alte Ausdrücke für Maßeinheiten gibt, die aus vorgriechischer Zeit stammen: *kupros* ‹Getreidemaß› (Chantraine 1999: 601), *choinix* ‹Getreidemaß› (Chantraine 1999: 1265 f.), *kophinos* ‹Hohlmaß› (Chantraine 1999: 574).

Töpfer- oder Eigentumsmarken

Die Distribution der Zeichen auf Artefakten der Donauzivilisation weist markante Kontraste von Sichtbarkeit und intentionaler Verdecktheit aus. Die große Mehrzahl aller Zeichen ist an sichtbaren Stellen platziert. Bestimmte Zeichen finden sich aber auch auf dem Boden von Gefäßen, also an Stellen, die bei der Handhabung solcher Objekte verdeckt bleiben (Abb. 72).

Spontan würde man Zeichen in einer solchen Position mit Töpferzeichen oder Eigentumsmarken assoziieren, und Annahmen über eine solche Funktion sind für den alteuropäischen Kulturkreis mit seiner technologisch hochwertigen und vielseitigen Keramikproduktion naheliegend. Die

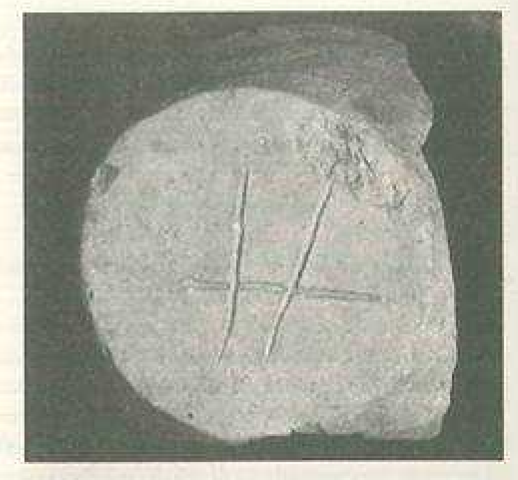


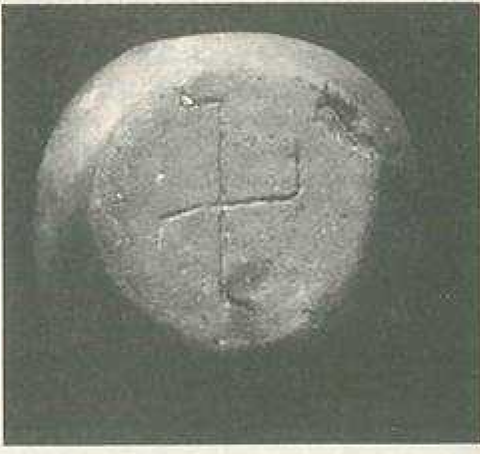
71 Gewichte mit Zeichen von Maßeinheiten (nach Winn 1981: 227)

Zeichen auf den Gefäßböden mögen Markierungen einzelner Sippen gewesen sein, die sich auf die Töpferei spezialisiert hatten. Die Töpferzeichen finden graphische Parallelen im Repertoire der Schriftzeichen, und sie setzen sich damit ab von den Kultursymbolen auf *pintaderas*.

Allerdings ist nicht auszuschließen, dass sich hinter der Kategorie der verdeckten Zeichen noch eine weitere symbolische Funktion verbirgt, etwa im Zusammenhang mit der Widmung von Votivgaben. Illustrative Beispiele hierfür sind aus der griechischen und etruskischen Schrifttradition bekannt (s. Cook 1990: 310 zu griechischen Votivinschriften; Pandolfini/Prosdocimi 1990, tav. XX ff. zu etruskischen Votivinschriften). Votivinschriften wurden auf zweierlei Art auf Gefäßen platziert. Wenn der Stifter daran interessiert war, seine Widmung öffentlich kundzutun, mit

72 Alteuropäische Zeichen, die verdeckt auf Gefäßböden platziert sind (nach Winn 1981: 72, 78, Marler 2008: 96 f.)





der Intention, fremde Betrachter an seiner Verehrung für die betreffende Gottheit teilhaben zu lassen, wurde die Inschrift gut sichtbar auf der Gefäßwand platziert. Falls der Stifter seine Widmung sozusagen «für sich» behalten wollte, wurde der Widmungstext in den Boden der Votivgabe eingraviert, oder auch am unteren Rand, in jedem Fall an Stellen, die verdeckt blieben, wenn das Gefäß aufgestellt war.

8. Die Erfindung der Schrift

Zum Kanon der traditionellen Schriftforschung gehört die Behauptung, Schrift sei eingeführt worden als ein Mittel zur Erleichterung der staatlichen Bürokratie. Das geschah in Mesopotamien um 3150 v. Chr. Die sumerischen Stadtstaaten hätten das Vorbild abgegeben, und die Idee der Schrift (einschließlich ihrer praktisch-administrativen Funktionen) habe die Schriftentstehung in anderen Teilen der Welt inspiriert. Diese «ökonomische» Deutung für die Schriftentstehung trifft nach neueren Erkenntnissen nur für die sumerischen Stadtstaaten Mesopotamiens und das benachbarte Elam im iranischen Hochland zu. In den anderen alten Zivilisationen (d. h. in Alteuropa, im prädynastischen Ägypten, in der Indus-Zivilisation, in Alt-China, im präkolumbischen Kulturkreis der Olmeken) herrschten ganz andere Bedingungen für die Schriftentstehung (Haarmann 2011).

Die alten Schulweisheiten über Schrift, wonach das Licht der Zivilisation im Osten aufging (ex oriente lux), haben ausgedient. Inzwischen fügen sich die Erkenntnisse zur Schriftentstehung in ein neues Rahmenwerk der Kulturchronologie ein. Danach ist die sumerische Keilschrift nicht das älteste Schriftsystem der Welt. Die Anfänge der Verwendung ägyptischer Hieroglyphen liegen zeitlich rund 150 Jahre vor den ersten Tontafeln aus Mesopotamien. Aber auch diese ältere Schrifttradition des Südens (ex meridie lux) markiert nicht den absoluten Neubeginn. Nach dem jetzigen Erkenntnisstand ist die Donauschrift (engl. Danube script) bzw. die alteuropäische Schrift (engl. Old European script) das älteste Schriftsystem der Welt.

Artefakte mit Zeichensequenzen in alteuropäischer Schrift wurden schon im ausgehenden 19. Jahrhundert gefunden. Da eine Datierung der Fundstücke damals noch nicht gegeben war, konnte niemand diese Objekte chronologisch einordnen. Erst moderne Methoden der Baumringdatierung (Dendrochronologie) haben eine Präzisierung des Horizonts der absoluten Zeit für die Kulturchronologie Alteuropas ermöglicht. Auch sind die Fundschichten sowie einzelne Artefakte inzwischen zuverlässig datiert. Eine sichere Datierung der Täfelchen von Tărtăria ist erst 2004 gelungen (s. u.).

Unter den zahlreichen Fundstücken aus den Kulturregionen Alteuropas fällt eine eigene Gruppe von Gegenständen dadurch auf, dass sich auf ihnen Sequenzen eingeritzter Zeichen befinden, und zwar ohne eine symmetrische Ordnung, wie sie für Ornamente und dekorative Motive typisch ist. Hierbei handelt es sich um Schriftzeichen, deren Folge sich ja in erster Linie am Inhalt der Mitteilung orientiert, die diese wiedergeben sollen, und nicht an ästhetischen Normen.

Ursprung und Ausbau der Donauschrift

Jedes Schriftsystem hat seine eigene Vorgeschichte. Im Fall abgeleiteter Schriften (Sekundärschriften) ist dies der Prozess der Ablösung eines Zeichenrepertoires von einem älteren Schriftsystem, der Basisschrift. Die sumerische Keilschrift war die Basisschrift, von der sich die akkadische, elamische, hethitische und andere Varianten der Keilschrift ableiteten. Das Schriftsystem Linear B, mit dem das mykenische Griechisch geschrieben wurde, ist eine Ableitung des älteren Systems Linear A, das die Minoer zur Schreibung ihrer Sprache verwendeten. Die erfolgreichste Version der Alphabetschrift in den Mittelmeerkulturen ist die phönizische, von der zahlreiche Ableitungen entstanden, u.a. das griechische Alphabet.

Auch die ältesten Schriften der Welt, die unabhängig voneinander in verschiedenen Regionen unter spezifischen lokalen kulturökologischen Bedingungen entstanden, waren nicht einfach irgendwann voll ausgebildet präsent, sondern sie alle haben eine formative Periode durchlebt. Die Anfänge dieser Primärschriften (Originalschriften) sind häufig durch spätere Entwicklungen gleichsam verschüttet worden und müssen mit einiger Mühe wieder freigelegt werden. Zu den Originalschriften, die in den frühen Zivilisationen entstanden, gehören die folgenden:

- Donauschrift bzw. alteuropäische Schrift (ca. 5500–2600 v. Chr.)
- Ägyptische Schrift in drei Varianten: hieroglyphisch, hieratisch, demotisch (ca. 3300 v. Chr.–1. Jahrhundert n. Chr.)
- Sumerische Schrift (ca. 3150 v. Chr.–1. Jahrhundert n. Chr.); in zwei Varianten: altsumerische Piktographie seit ca. 3150 v. Chr., Keilschrift seit ca. 2700 v. Chr.
- Proto-elamische Schrift (ca. 3050–2700 v. Chr.)
- Indus-Schrift (ca. 2600–1800 v. Chr.)
- Chinesische Schrift (seit ca. 1200 v. Chr.)
- Olmekische Schrift (ca. 1500–600 v. Chr.)

Von den Originalschriften wird allein die chinesische kontinuierlich bis heute verwendet.

Keine Originalschrift der Alten Welt ist in einem kulturhistorischen Vakuum, sozusagen aus dem Nichts entstanden. Für alle Schriftsysteme der frühen Zivilisationen lassen sich visuelle Motive einzelner Zeichenformen als Vorbilder identifizieren. Dies bedeutet, dass es in jeder Originalschrift eine bestimmte Anzahl von Zeichen gibt, deren Form von Symbolen der vorliterarischen Periode inspiriert worden ist. Andererseits ist keine Originalschrift bekannt, deren Zeichenbestand vollständig auf ältere Bildmotive oder abstrakte Symbole gründet. Diese Diskrepanz erklärt sich in erster Linie mit der Schöpfung analoger Zeichenformen sowie mit der Ausbildung von Varianten bestimmter Grundformen. Analogie und Varianz sind wichtige Faktoren, deren Eigendynamik während der formativen Periode von Schriftsystemen zum Tragen kommt.

Überall in der Welt, wo frühe Zivilisationen entstanden, waren die Experimente mit Schrifttechnologie eingebettet in Traditionen visueller Kommunikationssysteme, die vorher in Gebrauch waren, die aber noch nicht den Charakter von Schrift hatten. Bevor um 3150 v. Chr. die ersten Tontafeln für das Rechnungswesen des Tempelarchivs in Uruk beschriftet wurden, existierte ein Rechnungswesen mit Zeichen für die Zahlennotation und mit einem begrenzten Zeichensatz zur Bezeichnung von Handelswaren. Basiselemente dieses Repertoires wurden in das Zeicheninventar der altsumerischen Piktographie übernommen, deren Zeichenformen aber in der Hauptsache andere Quellen haben als die Motive des Rechnungssystems. Nachdem sich das Schriftsystem konsolidierte hatte, wurde das ältere Rechnungssystem nicht mehr verwendet (Schmandt-Besserat 1992: 184 ff.).

So wie eine (einzelne) Schwalbe noch keinen Sommer macht, deutet das Vorkommen vereinzelter Motive auf prähistorischer Keramik noch nicht auf Schrift hin. Schrift ist kein Sammelsurium von visuellen Motiven, sondern ein System, dessen Konstituenten in einem Netz mit allen anderen Elementen desselben Systems funktionieren. Empirische Erkenntnisse zur Infrastruktur früher Schriftsysteme verdeutlichen, dass zu deren Zeichenbestand jeweils mehrere hundert Einzelzeichen gehörten (Haarmann 2011, 283 f.).

Die Funde von früher Harappa-Keramik aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. in den 1990er Jahren erregten besondere Aufmerksamkeit deswegen, weil einige der dekorativen Bildmotive äußerlich den späteren Zeichen der Indus-Schrift ähneln. Voreilig gelangten einige Forscher zu der Schlussfolgerung, dass deshalb die Anfänge der Schrifttradition in der alten Induszivi-

lisation auf jene Periode vorzuverlegen seien. Die Funde von Einzelzeichen lassen aber eben nicht diesen Schluss zu, sondern berechtigen nur die Identifikation bestimmter Vorläufer für bestimmte Motive, die zu einem späteren Zeitpunkt in das Schriftsystem integriert wurden.

Ähnlich irreführend sind Ansichten, wonach sich chinesische Schriftzeichen bereits auf die äußere Gestalt bestimmter Ritzmotive auf Tongefäßen des 5. Jahrtausends v. Chr. zurückführen lassen und angeblich deshalb die Ursprünge der chinesischen Schrift in jene Zeit zu datieren wären. Die genealogische Rückführung bestimmter Einzelzeichen auf prähistorische Protoformen ist eine Sache, die Integration solcher visuellen Motive in den semiotischen Verbund eines später entstandenen Schriftsystems ist etwas ganz anderes. Erst wenn sich eine größere Anzahl von Einzelzeichen funktionell zu einem Verbundsystem verdichten, und erst wenn dieses System visueller Marker intentional für die Wiedergabe von begrifflichen Inhalten mit Mitteilungscharakter aktiviert wird, ist die semiotische Entwicklungsstufe von Schrifttechnologie erreicht.

Diese Überlegungen zum Anfangsstadium der Schriftverwendung sind von besonderer Bedeutung in Zusammenhängen, wo es um eine erstmalige Verschriftung, d.h. um Primärschriften geht, also um die Beziehung visueller Symbole aus vorschriftlichen Stadien zum Zeichenschatz der Schriftperiode. Die Verhältnisse von späteren Schriftableitungen (d.h. von Sekundärschriften) sind überschaubarer, weil in solchen Fällen jeweils ein abgeleitetes Schriftsystem mit einer Basisschrift verglichen werden kann; z.B. die akkadische Keilschrift in ihrem Verhältnis zur sumerischen; das vietnamesische Nom-System zur chinesischen Schrift; das Verhältnis des griechischen zum phönizischen Alphabet.

Die Donauschrift gehört zur Kategorie der Primärschriften, also der originalen, nicht abgeleiteten Schriftsysteme. Vor der Donauschrift gab es nach unserem heutigen Kenntnisstand kein anderes Schriftsystem in Südosteuropa, und die Donauschrift ist auch nicht von außerhalb in die Donauregion importiert worden. Für jene Zeit (d.h. ausgehendes 6. Jahrtausend v. Chr.) sind auch nirgendwo sonst in der Alten Welt Experimente mit Schrifttechnologie nachzuweisen. Die Anfänge des Schriftgebrauchs in Altägypten und Mesopotamien liegen um 2000 Jahre später.

Die ikonographischen Quellen, aus denen Zeichenformen alter Schriften schöpfen, sind vielfältig und variieren entsprechend dem kulturellen Milieu ihrer Entstehung. Die bildhaften Herrschernamen auf den ägyptischen Min-Statuen von Abydos finden ihre Vorbilder in prähistorischen Clan-Zeichen. Ähnlich erklärt sich die Kontinuität von Clan-Zeichen im Zeichenrepertoire der altchinesischen Orakelschrift und der alten Indus-Schrift. Einige Dutzend der altsumerischen Piktogrammzeichen wurden offensichtlich aus dem Repertoire der Warenbezeichnungen des altmesopotamischen Rechnungssystems übernommen. Und der Zeichenschatz der olmekischen Schrift des ausgehenden 2. Jahrtausends v. Chr. in Mexiko greift auf mythische und magische Bildmotive der vorliterarischen Periode zurück.

Auch für die Komposition des Zeichenrepertoires der Donauschrift ist mit der Adaption von naturalistischen und abstrakten Motiven aus früheren Kulturstufen zu rechnen. Dies bedeutet konkret eine Kontinuität bestimmter Basismotive aus dem jungpaläolithischen und mesolithischen Kulturmilieu. Für bestimmte Sequenzen der Kulturchronologie lassen sich solche Übergänge klar aufzeigen. So wie die mesolithischen Jäger und Sammler Alteuropas viele ihrer mythischen Vorstellungen beibehielten, nachdem sie sesshaft geworden waren und Feldbau betrieben, so tradierten sie auch bestimmte Kultursymbole mit weiter Verbreitung, die transformiert wurden und in den agrarischen Gemeinschaften neue Inhalte bekamen. Dies bedeutet, dass sich das Kulturschaffen der frühen Ackerbauern fortsetzte, ohne dass es einen radikalen Bruch mit älteren Traditionen gegeben hätte.

Innerhalb Europas gibt es markante kulturchronologische Unterschiede zwischen Osteuropa und Westeuropa. In Westeuropa hörte das Paläolithi-kum wesentlich früher auf als in Osteuropa, während andererseits der Ackerbau bereits tausend Jahre früher in Südosteuropa praktiziert wurde und viel später nach Westeuropa gelangte. Im südlichen Ural wurden noch im 12. Jahrtausend v. Chr. Höhlen ausgemalt (z.B. die Ignatevka-Höhle im Flusstal des Sim), während in Westeuropa diese Tradition bereits um 18000 v. Chr. auslief. Die jüngsten Spuren der paläolithischen Kulturstufe haben sich in Mezin (Ukraine) erhalten und datieren in die Zeit um 9000 v. Chr. Zu jener Zeit herrschte in Westeuropa längst das Mesolithikum vor.

Die relative zeitliche Nähe von auslaufendem Paläolithikum und frühem Neolithikum im östlichen Europa macht die Annahme eines Kulturtransfers wesentlich eingängiger, als dies für Westeuropa postuliert werden könnte. In der Tat lässt sich eine chronologische Brücke für den Transfer elementarer Motive in der Kultursymbolik vom Motivschatz der paläolithischen Kulturstufe von Mezin über die mesolithisch-neolithische Übergangsphase der saisonal frequentierten Kultplätze am Eisernen Tor im Donautal aus der Zeit des 8. Jahrtausends v. Chr. (Lepenski Vir, Vlasac) und dem frühneolithischen Horizont der Vinča-Siedlungen aufzeigen (Haarmann 2005: 227 ff.).

Typisch für die archäologische Hinterlassenschaft von Vinča sind Figurinen mit Ritzzeichen, in ähnlicher Weise, wie dies die Artefakte von Mezin im Vergleich zeigen. Offensichtlich beruhte die Kombination von symbolischen Formen mit Manifestationen der darstellenden Kunst auf einer langen Tradition, bevor diese Gewohnheit von den frühen Ackerbauern in der Donauregion systematisch weiterentwickelt wurde. Die Konturen bestimmter abstrakter Basismotive findet man auch in den Felsbildern Südosteuropas, was die Annahme einer paläolithisch-neolithischen Kontinuität in der Kultursymbolik zusätzlich bekräftigt. Moderne neurophysiologische Untersuchungen zur Perzeption visueller Motive im Trancezustand bei Schamanen in Südafrika und Australien zeigen, dass gerade die abstrakten Basismotive eine zentrale Rolle für die Ausdeutung der symbolischen Interaktion zwischen Menschen und Geistern spielen (Lewis-Williams 2002: 126 ff.).

Das ikonographische Material von Mezin und Lepenski Vir spricht für die Existenz von Schamanentum, und eine wesentliche Funktion der Kultursymbolik wird in Verbindung mit schamanistischen Ritualen gesehen. Demnach sind die Symbole zu identifizieren als «allzeitliche Zeichen» (Budja 2005: 65), die wahrscheinlich im Zusammenhang mit schamanistischen Kultpraktiken und Trancezuständen eine kommunikative Rolle spielten. Für das sehr populäre V-Zeichen kann man den Übergang vom magischen Symbol der vor-agrarischen Schamanenkultur zum Kultursymbol (und späteren Schriftzeichen) der Ackerbauern ins 7. Jahrtausend v. Chr. datieren. Als Kultursymbole in innovativen Funktionen wurden die alten animistischen Motive später zur Quelle von Zeichenvariationen für das neu entstehende Schriftsystem der Donauzivilisation (Abb. 73). «Der früheste bekannte Gebrauch von V-Zeichen, von sparrenförmigen (spitzwinkligen) Zeichen und der Spitzkeil sowie das Kreuzbandsymbol in einer rein begriffsorientierten Weise begegnen uns auf Siegeln des frühen Neolithikums (7. Jahrtausend v. Chr.); diese Art der Verwendung von Symbolen setzt sich fort während des gesamten Lebenszyklus Alteuropas und darüber hinaus» (Gimbutas 1989: 13).

Im soziokulturellen Kontext des alteuropäischen Schriftgebrauchs tritt das V-Zeichen entweder allein oder in Gruppen zusammen mit anderen Zeichen auf. Auffällig ist die Häufigkeit, mit der das V-Zeichen in Figurinen eingraviert ist. Einige Forscher deuten dieses zentrale Motiv als Logogramm der Gottheit (divinity signifier), wie Gimbutas, Lazarovici, Winn u. a.

Der Übergang von der Kultustufe magisch-animistischer Symbolik zur Organisationsform visueller Kommunikation mit Schriftcharakter ist am frühesten für die zentrale Balkanregion und für das Kulturareal von

Basiszeichen	Nr.	einfache Variation	Nr.	komplexe Variation	Nr.
V	OE 76		OE 77		OE 85
			OE 78		OE 86
			OE 79		OE 87
			OE 80		OE 88
			OE 81		OE 89
			OE 82		OE 90
			OE 83	a b	OE 91
			OE 84	a b	OE 92
					OE 93
					OE 94
					OE 95
					OE 96
					OE 97
					OE 98
					OE 99
					OE 100
					OE 101
					OE 102

73 Das V-Zeichen und seine Variationen im Repertoire der Donauschrift (nach Haarmann 1995, fig. 32)

Starčevo-Criş (Körös) festzustellen (Merlini 2009 a: 469). Abgesehen vom hohen Alter der Schriftentstehung – die ältesten Zeugnisse lassen sich auf ca. 5800 v. Chr. datieren – deutet auch die geographische Lage im Inland Südosteuropas klar auf autochthone Ursprünge hin, d. h. ohne Ideentransfer von außerhalb Europas.

Das Zeichenrepertoire früher Schriftsysteme setzt sich aus Hunderten von Einzelelementen zusammen. Der Grund dafür ist offensichtlich. Die ältesten Schriften zeigen noch keine – oder nur eine schwache – Annäherung an die Lautstrukturen der jeweiligen Sprache, die geschrieben wird. Je älter die Schrift, desto stärker ausgeprägt ist das Prinzip der Logographie, bei der ein einzelnes Zeichen einer Idee bzw. einem Begriff entspricht, und das entspricht auf sprachlicher Ebene einem kompletten Wort. So lässt sich der Inhalt altsumerischer Tontafeln oder altchinesischer Orakelinschriften verstehen, ohne Sumerisch oder Chinesisch sprechen zu können. Die einzelnen Zeichen stehen in direkter Beziehung zu der Begriffswelt der betreffenden Kulturen.

Da es in jeder Sprache unzählige Wörter gibt und die Begriffswelt, mit der wir unsere Umwelt im wahrsten Sinn des Wortes «begreifen», aus einer Vielzahl von Einheiten besteht, braucht man entsprechend viele Einzelzeichen, um jede der Ideen mit einem eigenen Zeichen wiederzugeben. Die Zahl der graphischen Zeichen in den frühen Schriftsystemen variiert stark, machte aber in jedem Fall das Mehrfache der Anzahl der Buchstaben in Alphabetschriften aus. Die Indusschrift hatte ca. 400 Zeichen, die Donauschrift mehr als 700 (mit sämtlichen regionalen Zeichenvarianten), die Altsumerische Piktographie ca. 770, die Altelamische Strichschrift unter 1000, die Ägyptischen Hieroglyphen 700–1000 (im Alten Reich), die Altchinesische Orakelschrift über 1400.

Silbenschriften kommen mit deutlich weniger Zeichen aus. Im Schriftgebrauch der spätassyrischen Periode wurden weniger als 200 Keilschriftzeichen verwendet. Die kretische Silbenschrift Linear A setzte sich aus 120 Zeichen zusammen, und die elamitische Keilschrift kam mit 113 Zeichen aus. Das Repertoire der kyprisch-syllabischen Schrift umfasste lediglich 55 Zeichen. Alphabetschriften, die ja nach einem ganz anderen Prinzip funktionieren, haben noch weniger Zeichen (Buchstaben). Deren Zahl rangiert zwischen minimal 12 (z. B. Tahitianisch) und maximal 38 (z. B. Armenisch).

Die Verbreitung der Schrift in Alteuropa

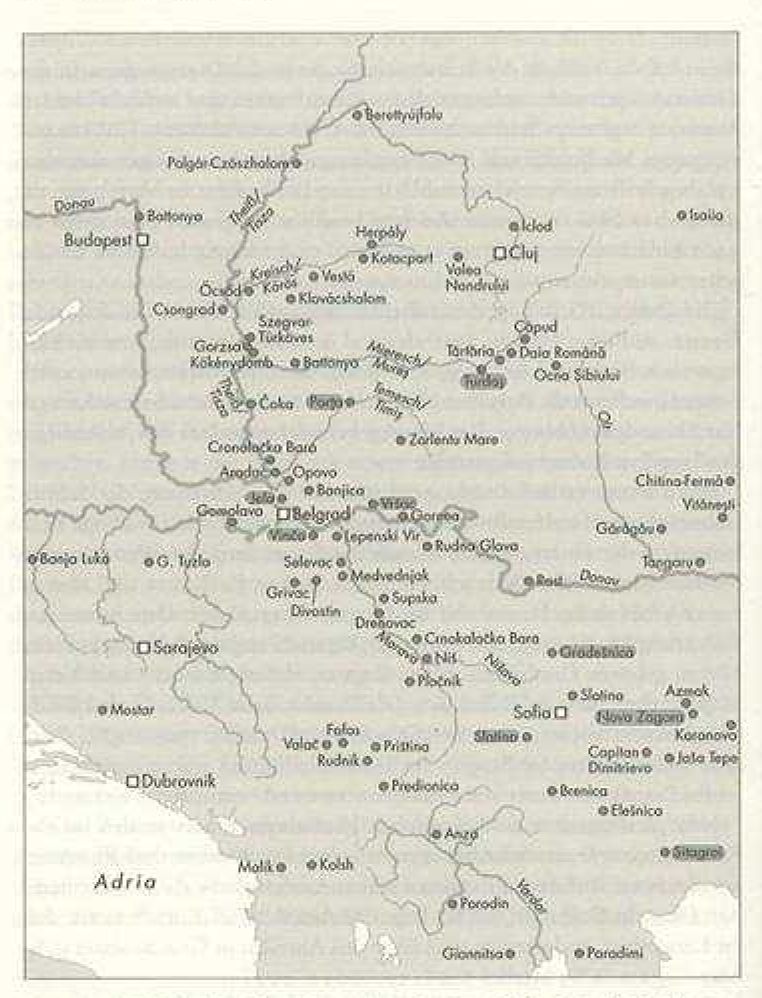
Beschriftete Artefakte aus dem Zeitraum vom 6. bis 4. Jahrtausend v. Chr. sind an zahlreichen Orten in Südosteuropa gefunden worden. In der Liste der Fundstätten mit beschrifteten Artefakten von Merlini (2009 a: 474 ff.) sind mehr als 200 Namen von Ortschaften aufgeführt. Die Streuung der Schriftzeugnisse über ein weites Areal spricht für eine überregionale Verbreitung. Auch die absolute Zahl der mit Inschriften versehenen Objekte illustriert die Vitalität der Schrifttechnologie in der Donauregion. In den derzeit existierenden umfangreichsten Datenbanken sind mehrere hundert Artefakte registriert und archiviert (M.-C. Lazarovici 2005, Gh. Lazarovici 2009, Merlini 2009 a). Der Forschung stehen Sammlungen von rund 970 beschrifteten Artefakten mit fast 1200 Inschriften zur Verfügung, die jeweils aus zwei oder mehr Zeichen bestehen. Insgesamt sind mehr als 5400 Einzelzeichen registriert, von denen einige häufig auftreten, andere selten verwendet wurden (Merlini 2009 b: 69).

Die Orte mit Schriftfunden verteilen sich auf die Territorien folgender Staaten: südliches Ungarn, zentrales und östliches Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro, Kosovo, Albanien, Makedonien, nördliches Griechenland, Bulgarien, Rumänien. Dieses Areal war das Kerngebiet Alteuropas (Abb. 74). Der Schriftgebrauch hat auch in den Außenlieger der Trypillya-Kultur ausgestrahlt.

Die wichtigsten Ausstrahlungszentren für die Verbreitung der Schrifttechnologie und kulturelle Innovationen waren gleichzeitig wichtige Knotenpunkte der überregionalen Handelsrouten entlang den Wasserstraßen der Donau und ihrer Nebenflüsse. Drehscheiben für Kultur und Handel waren Vinča an der Donau und Turdaş am Mureş. Andere Orte hatten eine Bedeutung für eine regional begrenzte Ausstrahlung des Schriftgebrauchs. Hierzu gehören Gradešnica, Nova Zagora, Slatino, Borovan und Kurilo in Bulgarien, Parţa in Rumänien, Jela/Benska Bara, Vršac-At und Donja Branjevina in Serbien, Sitagroi in Griechenland (Merlini 2009 a: 481). Auch eine Reihe anderer Siedlungen der Donauzivilisation waren eingebunden in das Distributionsnetz von ornamentierter und beschrifteter Keramik.

Nach Aussage der archäologischen Hinterlassenschaft an den lokalen Fundstätten war der Schriftgebrauch in Serbien, Kosovo und Rumänien am aktivsten. Aus diesen Regionen stammen rund 60 % aller beschrifteten Artefakte. In Bulgarien (18 %) liegt der Anteil zwar deutlich unter dem im Kerngebiet, andererseits weit über den Anteilen in Griechenland (9 %) oder Ungarn (6 %; Merlini 2008: 59, 2009 a: 499 f.).

So wie die Formen der darstellenden Kunst areale Unterschiede erkennen lassen, zeigen sich auch in der Verbreitung von Schriftzeichen geographische Differenzierungen. Während der Terminus «Donauschrift» den übergreifenden Aspekt der Schriftlichkeit in Alteuropa zum Ausdruck bringt, ist es sinnvoll, areale Variationen zu identifizieren. Die Areale der regionalen Schriftvarianten sind allerdings nicht deckungsgleich mit den regionalen Kulturprovinzen. Regionale Schrifttraditionen mit Eigenprofil waren



74 Orte mit Schriftfunden in den Kulturprovinzen der Donauzivilisation (nach Merlini 2004, fig. II mit Ergänzungen, Irradiationszentren der Schriftverwendung sind eingerahmt)

die «Vinča-Schrift», die «Turdaş-Schrift» und die «Trypillya-Schrift». Von diesen hatte die Vinča-Schrift die weiteste Verbreitung, bedingt durch die überregionale Ausstrahlung von Kulturtraditionen und Kunstformen der Kulturprovinz Vinča (Brukner 2002).

Die regionalen Variationen der Donauschrift zeigen einerseits einiges Lokalkolorit, andererseits sind auf breiter Basis identische Zeichenformen mit der Vinča-Schrift zu erkennen. In der Trypillya-Schrift ist zwar prinzipiell deren Affiliation mit der Donauschrift «augenfällig», der Zeichenbestand ist aber überwiegend regional spezifisch. Dies bedeutet, dass das Zeichenrepertoire ebenso wie die Ornamentik der Gefäße und deren Formen markante regionale Eigenschaften aufweisen, die der auf das Kulturareal der südlichen Ukraine beschränkten Trypillya-Kultur ihr ganz eigenes Gepräge verleihen (Tkachuk 2009: 169 ff.).

In der Kulturprovinz von Vinča hat die Schriftverwendung durch alle Kulturschichten, d.h. vom frühen Neolithikum bis ins Chalkolithikum (bzw. Kupferzeit), eine kontinuierliche Tradition, und zwar zwischen ca. 5500 und ca. 4400 v. Chr., man unterscheidet die Phasen Vinča A – D (Merlini 2009 a: 468 f.). Zur Terminologie: Bis Mitte der 1990er Jahre wurde in der Archäologie der Terminus Chalkolithikum – aus griech. *chalkos* ‹Kupfer› und *lithos* ‹Stein› (= Kupfersteinzeit bzw. Kupferzeit) – verwendet, seither wird der Ausdruck Eneolithikum (latein. *aeneus*, adj. ‹aus Kupfer gemacht›, als Ableitung von *aenum* ‹Kupfer›) bevorzugt.

Für die formative Periode der Schrift, das frühe Neolithikum (erste Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr.), ist das Vorkommen beschrifteter Artefakte mit einem Anteil von 12% ermittelt worden. Die meisten beschrifteten Artefakte (rund 48%) stammen aus der Periode des späten Neolithikums (spätes 6. bis frühes 5. Jahrtausend v. Chr.). Danach ebbt die Frequenz des Schriftgebrauchs ab und liegt in der frühen Kupferzeit (erste Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr.) bei 20%. In die Spätzeit (erste Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr.) datieren nur rund 2,5% der beschrifteten Artefakte.

Beschreibstoffe, Inschriften und Textsorten

Die Auswahl bestimmter Textträger wie Stein oder gebrannter Ton steht in Abhängigkeit zu den soziokulturellen Funktionen von Schrift. Schrift diente in Altsumer den Zwecken der Buchführung und eines frühen Steuersystems der Tempelbürokratie. Lediglich im benachbarten Elam ähneln die Verhältnisse denen in der sumerischen Stadt Uruk, von wo die ältesten

Texte in altsumerischer Piktographie stammen. In allen anderen frühen Zivilisationen war die Entstehung von Schrift nicht ökonomisch motiviert und stand auch nicht im Zeichen staatlicher Bürokratie oder Administration.

Im Altchina der späten Shang-Ära (seit etwa 1200 v. Chr.) bedingte die spezielle Funktion von Schrift im Dienst des Orakelwesens den Ausschluss von Materialien wie Stein oder Ton. Inschriften wurden mit Pinsel und Tusche auf Schildkrötenpanzer oder die Schulterblattknochen von Hirschen aufgetragen. Solche Knochen wurden anschließend mit erhitzten Bronzestäbchen behandelt oder in rituelle Feuer gehalten. Aus der Art und Weise der Rissbildung interpretierte der Priester den Willen der Ahnen, die um Rat angerufen wurden (Keightley 1999: 5). Ein anderes Material als Knochen wäre für die Zwecke dieser Form der Divination gänzlich ungeeignet gewesen.

Im prädynastischen Ägypten fächerte sich der Schriftgebrauch von Anbeginn in zwei Hauptfunktionen aus. Herkunftsbezeichnungen finden sich auf den Tonsiegeln von Gefäßen in den Gräbern von Abydos in Oberägypten, deren Inhalt als Beigaben für die Reise des Verstorbenen ins Jenseits bestimmt waren. Die Namen von Stiftern sind in die Grabstatuen (Min-Statuen) eingraviert und dokumentieren einen frühen rituellen Gebrauch von Schrift. Die Min-Statuen waren aus Sandstein gemeißelt. Papyrus wurde erst zu einem späteren Zeitpunkt als Beschreibstoff eingeführt.

In einer Gesamtschau der Schrifttradition in den alten Zivilisationen wird deutlich, wie facettenreich die Anwendungsbereiche von Schrifttechnologie waren und wie variantenreich sich das Spektrum der Beschreibstoffe ausfächert:

Donauzivilisation:

- Geritzte und/oder gemalte Zeichensequenzen auf Tongefäßen (Gebrauchskeramik, Kultobjekte, Miniaturaltäre)
- Beschriftete Kleinskulpturen aus Ton (Figurinen)
- Beschriftete Objekte aus Stein (Webgewichte, Spinnwirtel)

Altägypten:

Frühzeit (ausgehendes 4. Jahrtausend v. Chr.):
- Beschriftete Henkel von Keramikgefäßen als Grabbeigaben (Abydos)
- Beschriftete Siegel aus Knochen und Elfenbein
- Beschriftete Statuen aus Sandstein

Dynastische Periode (ab ca. 3000 v. Chr.):
- Hieroglyphentexte auf Stein (Gräber, Tempelwände, Obelisken, Pyramiden)
- Texte auf Papyrus. Papyrus war mit Abstand der wichtigste Beschreibstoff, und dies durch alle Epochen der ägyptischen Kultur (Ray 1999: 611)

Mesopotamien:

- Tontafeln (die ältesten aus den Fundschichten Uruk IV und III) als Beschreibstoff für Texte der Tempelbürokratie in Zeichen der altsumerischen Piktographie
- Tontafeln mit Texten in Keilschrift (seit ca. 2700 v. Chr.)
- Keilschrifttexte auf Stein (Statuen, Grenzsteine), Elfenbein, Metall. Der allergrößte Teil der Texte in Keilschrift ist auf Tontafeln geschrieben (Walker 1990: 32)

Die meisten Inschriften aus dem Milieu der Donauzivilisation sind kurz und bestehen nur aus wenigen Zeichen. Allerdings gibt es auch längere Sequenzen mit mehr als zehn oder sogar zwanzig Zeichen. Die Kürze der Inschriften kann niemanden verwundern, der mit alten Schriften zu tun hat. Inschriften, die lediglich aus zwei oder sogar nur einem Zeichen bestehen, sind aus der Frühzeit aller Regionen bekannt, wo Originalschriften entstanden sind. Die ältesten Zeugnisse ägyptischer Hieroglyphen sind kurze Aufschriften auf Siegeln, auf den altsumerischen Tontafeln finden sich außer Zahlzeichen nur wenige eigentliche Schriftzeichen (zumeist Benennungen von Waren und Gütern), die ältesten chinesischen Orakelinschriften bestehen ebenfalls nur aus wenigen Zeichen, und die Schriftlichkeit der präkolumbischen Olmeken verbleibt die längste Zeit im Stadium alleinstehender Piktogramme (Haarmann 2011: 215 f.).

Die Konvention kurzer Inschriften hat sich im Fall der Donauschrift über Jahrhunderte erhalten, so dass die Anzahl längerer Inschriften in allen Perioden deutlich geringer war als die der Kurzinschriften. Es gibt eine andere Schriftkultur, die sich durch ähnliche Proportionen ihrer Textkorpora auszeichnet, und dies ist die alte Induszivilisation. Auch hier dominieren Inschriften, die aus einem, zwei oder drei Zeichen bestehen. Aus der Existenz von Ein-Zeichen-Inschriften hat man die logische Schlussfolgerung gezogen, dass die Zeichen der Indusschrift als Logogramme verwendet wurden (Parpola 1994: 84 f.). Da in einer Inschrift jeweils ein Bedeutungs-

gehalt wiedergegeben wird und die kleinste sprachliche bedeutungstragende Einheit das Wort ist, muss also in einer Ein-Zeichen-Inschrift das Zeichen ein Ganzwortzeichen sein. Eine entsprechende Argumentation ist auch im Fall der Ein-Zeichen-Inschriften Alteuropas schlüssig.

Das alteuropäische Zeichenrepertoire

Frühe Schriftsysteme bestehen aus Zeichen zweierlei Kategorien. Dies sind einmal bildhafte (ikonische) Zeichen, zum anderen nicht-bildhafte (anikonische) bzw. abstrakte Zeichen. Keine alte Schrift operiert ausschließlich mit bildhaften Zeichen, ebenso wenig gibt es Schriften mit ausschließlich abstrakten Schriftzeichen. Die Proportionen, in denen Zeichen der beiden Kategorien im Repertoire auftreten, variiert sehr stark und ist kulturspezifisch.

Die ägyptischen Hieroglyphen und die altchinesische Schrift sind Beispiele für Schriftsysteme mit einer Dominanz bildhafter Zeichen. Diese geben naturalistische Motive in verschiedenen Graden einer Stilisierung wieder. In beiden Systemen ist die Zahl der abstrakten Zeichen weitaus geringer als die der bildhaften Symbole. Abstrakte Zeichen dominieren dagegen in der altsumerischen Piktographie und der alten Indusschrift. Der hohe Grad an Abstraktheit ist eine besondere Herausforderung für jegliche Entzifferungsversuche, die im Fall der Lesung der Tontafeln aus Uruk nur erfolgreich sein konnten, weil Wörterlisten aus späterer Zeit existieren, in denen die alten Zeichen durch Keilschriftzeichen erklärt werden. Der größte Teil der Indus Zeichen verschließt sich bis heute einer Deutung, denn die hochgradige Stilisierung vermittelt in den meisten Einzelfällen keine schlüssigen Hinweise auf Assoziationen mit Dingen und Begriffen der damaligen kulturellen Umwelt.

Auch im äußeren Erscheinungsbild des alteuropäischen Zeichenschatzes ist Abstraktheit das dominante Strukturprinzip. Insofern begegnet man – wie bei der Indusschrift – ähnlichen Schwierigkeiten bei dem Versuch, kulturelle Assoziationen zur Identifizierung einzelner Zeichen der Donauschrift aufzuspüren. Lediglich ein kleiner Teil der alteuropäischen Zeichen ist bildhaft und lässt sich begrifflich lebenden Dingen oder Artefakten zuordnen.

Bildhafte Zeichen

Die Motive der bildhaften Zeichen illustrieren die natürliche und kulturelle Umgebung der Menschen in den Siedlungen der Donauregion. Diese

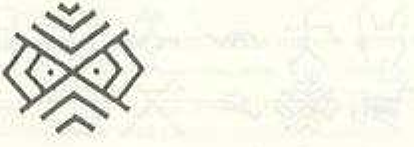


75 Bildhafte Zeichen der Donauschrift (Auswahl nach Haarmann 2010 a: 141 f.)

Miniaturbilder sind hochgradig stilisiert, so dass Einzelheiten der dargestellten Dinge nur spärlich zu erkennen sind. Im Hinblick auf die Natur der abgebildeten Dinge lassen sich die Bildmotive folgenden Gruppen zuordnen:

- Tiere und Körperteile (z. B. Vogel, Katzenkopf?, Ziege?, Augenpaar mit umrahmenden geometrischen Motiven)
- Menschen (z. B. Figur mit gespreizten Beinen, Figur, die etwas in der Hand hält, Frauenfigur mit langem Rock?)
- Pflanzen (z. B. Baumstrukturen, Pflanze mit Stängel und Blüte)
- Geräte und Werkzeuge mit verschiedenartigen Funktionen (z. B. Hakenpflug?, Schöpfkelle?)
- Bauliche Strukturen und Konstruktionen mit verschiedenen Funktionen (z. B. Giebel eines Hauses?, Altar mit Opfergaben?, Bootsmodell mit Aufbau/Baldachin?)
- Naturphänomene (z. B. Sonne, Wasser, Fluss mit Ufervegetation?)
- stilisierte Bilder mit möglichem naturalistischen Ursprung, über deren Gestalt und Funktion derzeit keine verlässlichen Angaben gemacht werden können







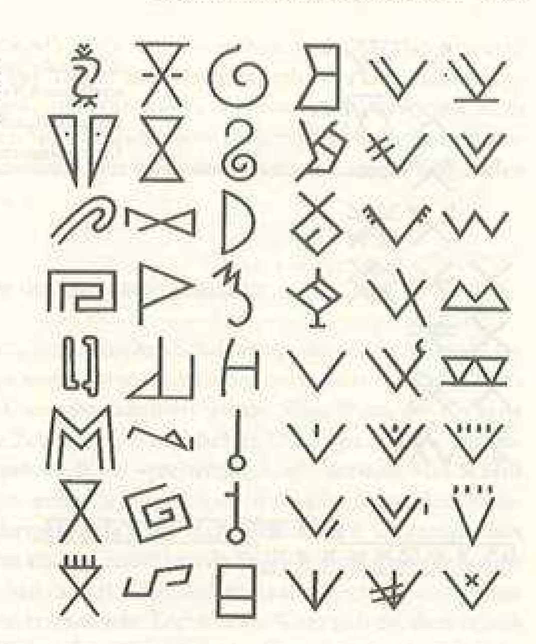


76 Das Motiv des Augenpaars als Schriftzeichen (OE 10) und als Element des ornamentalen Dekors von Keramik (Vinča-Keramik nach Gimbutas 1989: 46, 53)

Die Bildmotive fügen sich zwanglos ein in die kulturökologischen Gegebenheiten der neolithischen Siedlungen im Donauraum und geben offensichtlich elementare Konzepte der damaligen Welt wieder (Abb. 75).

Beispielsweise findet das komplexe Motiv des Augenpaars mit umrahmenden Winkelzeichen seine Parallele in der bildenden Kunst. Assoziativ am nächsten steht eine bestimmte, mit Deckel versehene Gefäßform aus dem Areal der Vinča-Kultur. «Diese reich dekorierten Krüge mit Deckeln und Eulenaugenverzierung sind eine Form von Keramik, die nur für die Vinča-Leute charakteristisch ist» (Gimbutas 1989: 52; Abb. 76).

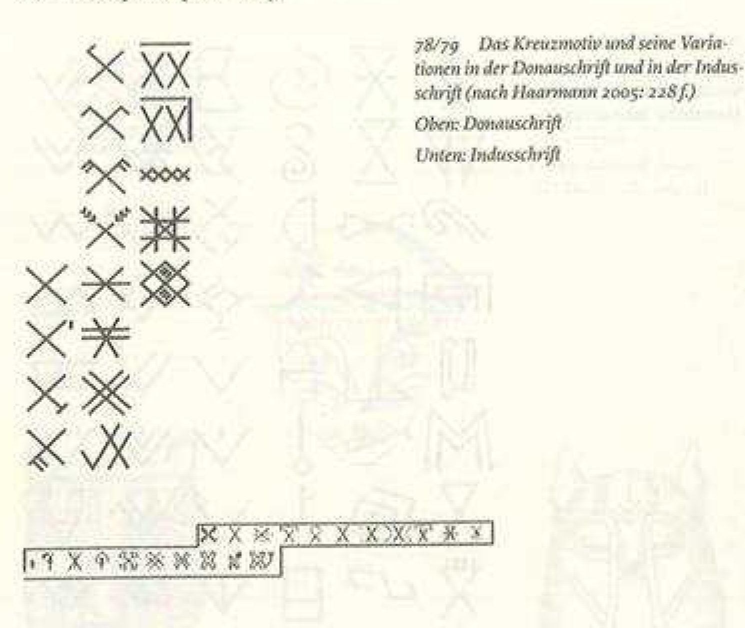
Die Deckel in Eulenkopfform stehen wohl im Zusammenhang mit der spirituellen Symbolik einer Naturgottheit, die in einer Vielfalt von Varianten auftritt, mit sowohl anthropomorphen als auch zoomorphen Merkmalen, beispielsweise als weibliche Figur mit Vogelkopf oder Vogelmaske, auch mit Flügeln statt Armen u. ä. (s. Kap. 6 zum Konzept der «hybrid imagery»).



77 Nicht-bildhafte (abstrakte) Zeichen der Donauschrift (Auswahl, nach Haarmann 2010 a: 146 f.)

Nicht-bildhafte Zeichen

Zum überwiegenden Teil setzt sich das Zeichensystem der Donauschrift aus abstrakten Zeichen zusammen (Abb. 77). Das wesentliche Strukturprinzip des abstrakten Zeichenschatzes ist die Relation von Basismotiven zu deren Varianten. Von allen elementaren Motiven sind Zeichenvariationen abgeleitet worden. Dies gilt für die Kreisform ebenso wie für das Dreieck, das Viereck, den Halbbogen, das V-Zeichen, das Kreuz- und Winkelzeichen. Besonders produktiv sind einige Basismotive mit einer größeren Zahl von Ableitungen wie das V-Zeichen, das vertikal-horizontale Kreuz und das diagonale Kreuz (s. Abb. 73 u. 78). Variationen enstehen mit Hilfe von Zusatzzeichen. Als distinktiver Marker tritt der Strich am häufigsten auf. Andere Marker wie ein Punkt, ein Kreuzzeichen oder ein Halbbogen werden nicht so häufig verwendet. Diese Zeichenvariation mit Hilfe von nicht selbständigen Zusatzelementen ist in ihrer Funktion mit dem Gebrauch diakritischer Zeichen in Alphabetschriften zu vergleichen.



78/79 Das Kreuzmotiv und seine Variationen in der Donauschrift und in der Indusschrift (nach Haarmann 2005: 228 f.)

Oben: Donauschrift

Unten: Indusschrift

Somit ist die Donauschrift das älteste Notationssystem, für welches sich die Verwendung diakritischer Zeichen nachweisen lässt (Haarmann 1995: 38 f.).

Die Variationen von Basismotiven beruhen auf Regelmäßigkeiten in der Anwendung der diakritischen Technik. Es handelt sich also nicht um Ableitungen nach Zufallskriterien und mit chaotischem Charakter. Das Regelschema lässt zwei Grundprinzipien der Variation erkennen, das der einfachen Variation und das der komplexen Variation. Einfache Variationen werden auf die Weise gebildet, dass ein einfaches Zusatzzeichen die Verschiedenheit von einem Basismotiv markiert. Komplexe Variationen sind solche, bei denen mehrere Zusatzzeichen für die Ableitung eines selbständigen Zeichens verantwortlich ist. Komplexe Variationen entstehen auch mit Hilfe einer Doppelung der Konturen eines Basismotivs.

Das Verhältnis von Basiszeichen und potentiellen Variationen entspricht Anteilen von 61 % zu 39 % im alteuropäischen Zeichenrepertoire. Dies deutet auf eine relativ ökonomische Verwendung von Basismotiven hin. Im Vergleich dazu nimmt sich die alte Indusschrift des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. mit Anteilen von 52 % (Basiszeichen) und 48 % (Variationen) noch ökonomischer aus. Dieses Schriftsystem steht der Donauschrift typologisch am nächsten, und hier wie da erkennt man das Wirken eines hochgradig abstrakten Sinns. Verschiedene Basismotive sind in beiden Systemen ähnlich bzw. identisch, wie beispielsweise das Motiv des diagonalen Kreuzes (Abb. 78/79).

Schriftzeugnisse der Donauzivilisation

Lange Zeit waren die alteuropäischen Schriftzeugnisse nur in Auswahl zugänglich. Dies hing in erster Linie damit zusammen, dass die These eines Schriftgebrauchs in Alteuropa tabuisiert wurde. Shan Winn, der die erste Dissertation über die Zeichen im neolithischen Alteuropa schrieb, kategorisierte den Zeichengebrauch als «pre-writing», als Vorstufe von Schrift (Winn 1981). Im Text seiner Studie stolpert man allerdings über Äußerungen, die dem widersprechen. Winn war offensichtlich überzeugt, dass dies Schrift ist. Warum also der irreführende Titel? Die erste internationale Konferenz von Novi Sad (2004) über die Donauschrift, an der auch Winn teilnahm, brachte eine erstaunliche Enthüllung. Winn gab zu, dass er von Anfang an vom Schriftcharakter überzeugt war, dass aber das akademische Klima in den 1970er Jahren in den USA einen Bruch mit der traditionellen Lehrmeinung vom Primat Mesopotamiens als Wiege der Zivilisation nicht zugelassen hätte. Um sicherzugehen, dass seine Dissertation angenommen würde, musste er sich auf den Kompromiss einlassen und seine Hauptthese entsprechend abschwächen (Winn 2009).

Die Zeiten sind vorbei, als man noch solche Rücksichten nehmen musste. Die inzwischen abgesicherte Kulturchronologie der beschrifteten Artefakte sowie neuere Arbeiten der vergleichenden Schriftforschung erfordern keinen Eiertanz mehr von den Forschern, die sich dieser Thematik widmen. Inzwischen existieren auch materialreiche Sammlungen der alteuropäischen Schriftzeugnisse. Abgesehen von älteren Kompilationen, in denen beschriftete Artefakte der Donauzivilisation auswahlweise vorgestellt werden (Winn 1981, Gimbutas 1991, Haarmann 1995), findet man die derzeit umfangreichsten Sammlungen alteuropäischer Schriftdokumente in den drei Ausstellungskatalogen von Novi Sad (Starović 2004), Sibiu (Marler 2008) und Cluj (Maxim et al. 2009), im Sammelband mit den Konferenzbeiträgen von Novi Sad (Marler/Dexter 2009) sowie in einer weiteren Dissertation über die Donauschrift (Merlini 2009 a). Daten-

banken, in denen Schriftdokumente registriert und dokumentiert werden, ergänzen die Materialbasis.

Die Schrifttradition der Donauzivilisation ist ganz individuelle, kulturspezifische Wege gegangen, die mit denen Mesopotamiens oder Ägyptens nicht ohne weiteres vergleichbar sind. Ebenso spezifisch ist das Spektrum der Beschreibstoffe und Artefakte, die beschrieben wurden. Auch in Alteuropa wurden verschiedentlich Tontafeln beschrieben, dies aber ist die Ausnahme (s.u. zu den Täfelchen von Tărtăria). Andere Textträger sind viel häufiger verwendet worden. Die Informationen der Datenbanken machen inzwischen statistisch gestützte Aussagen zur Häufigkeit einzelner Artefakttypen möglich. Dies sind in erster Linie Figurinen und Miniaturaltäre, dann auch Weihgefäße und Webutensilien. Andere Typen von Artefakten mit Inschriften sind in allen Regionen weniger häufig als die genannten.

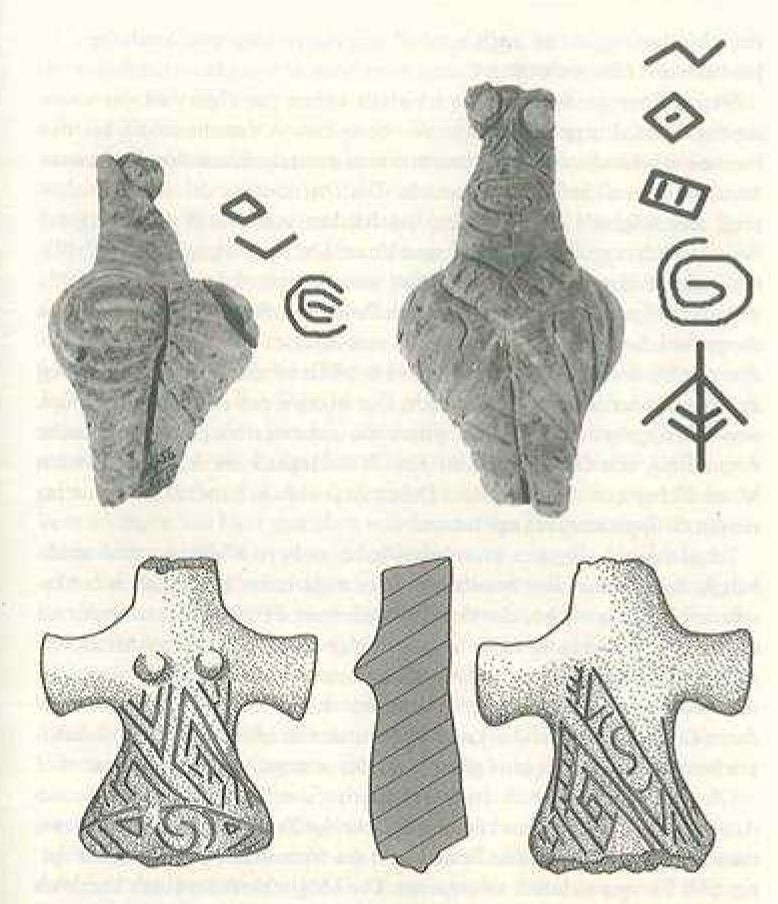
Beschriftete Figurinen

Angesichts der rituellen Rolle der Figurinen ist es nicht verwunderlich, dass die Kunsthandwerker, die sie herstellten, besondere Sorgfalt auf deren Ausgestaltung verwendeten, auf die Formgebung, den Dekor (z.B. Andeutung von Kleidung) und die Ausführung von Ornamenten. Die Figurinen kann man in vier Kategorien einteilen:

a) solche ohne Dekor oder Ornamente
b) solche mit Dekor, der Kleidung, Haartracht oder Schmuck imitiert
c) solche mit Ornamenten und Kultursymbolen
d) solche mit Inschriften.

Mit Hinblick auf die Eigenschaften dieser Grundkategorien treten die unter (b), (c) und (d) auch kombinatorisch auf. Das heißt, es gibt dekorierte Figurinen, die auch Kultursymbole (z.B. das Spiralmotiv) tragen, oder solche Skulpturen, die außer mit Ornamenten auch mit Inschriften versehen sind.

Im Reihenvergleich fällt auf, dass Ornamente und Schriftzüge besonders sorgfältig ausgeführt sind. Eine bevorzugte Technik der Bearbeitung ist die, Motive und Zeichen einzuritzen und dann mit Muschelkalk weiß zu kontrastieren. Eine andere Technik ist das Auftragen von Symbolen mit brauner Farbe in heller oder dunkler Schattierung. Nach der Häufigkeit ihres Auftretens sind die Figurinen der Kategorien (a) und (b) am zahlreichsten, die der Kategorien (c) und (d) sind seltener. Nur etwa eine von hundert Figurinen ist beschriftet. Allerdings fällt die Gesamtzahl der



80/81 Inschriften verschiedener Länge auf Figurinen der Donauzivilisation (nach Haarmann 2009 a: 171)
Oben: Die meisten Inschriften der Donauzivilisation bestehen nur aus wenigen Zeichen
Unten: Figurine mit längerer Zeichensequenz

beschrifteten Figurinen statistisch deutlich ins Gewicht. In Vinča sind beschriftete Figurinen mit 29 % die häufigste Kategorie der dortigen Schriftfunde (Merlini 2009 a: 481).

Abstrakte Ornamente sind nicht wahllos auf dem Körper von Figurinen verstreut, sondern sorgfältig ausgewählt an bestimmten Stellen platziert.

Die gleiche Sorgfalt ist auch im Fall der Platzierung von Inschriften zu beobachten (Abb. 80/81).

Wegen ihrer großen Zahl und Vielfalt haben die Figurinen der alteuropäischen Kulturprovinz Karanovo besondere Aufmerksamkeit bei den Forschern gefunden. Von den beschrifteten Artefakten aus dem Karanovo-Areal sind rund die Hälfte Figurinen. Die Distribution der Schriftzeichen zeigt hier folgende Proportionen: (1) Rücken und Gesäß (46, 2%), (2) Brustbereich (23,1%), (3) Bauch und Unterleib (15,4%), (4) Beine (7,7%), (5) andere Körperteile (7,7%; Merlini 2009 a: 657).

Bei den Figurinen mit kombiniertem Dekor und Schriftzeichen stellt sich die praktische Frage, wie Ornamente von Zeichen der Schrift unterschieden werden können. Trotz einiger Zweifelsfälle ist eine Grundorientierung am Prinzip der Symmetrie hilfreich. Die Motive des dekorativen Design sind den Regeln einer strengen Symmetrie unterworfen. Die symmetrische Anordnung von Ornamenten ist ein Charakteristikum der darstellenden Kunst Alteuropas. Ornamentaler Dekor ist jeweils in Bändern oder in zentrierten Gruppierungen angeordnet.

Schriftzeichen dagegen unterliegen ganz anderen Kriterien, sind unabhängig vom Primat der Symmetrie. Dies wird besonders deutlich bei Inschriften auf Figurinen, die sich aus mehreren Zeichen zusammensetzen und die mit Vorliebe in einer linearen Folge stehen. Da die Schriftzeichen aufgrund ihrer Bedeutung zu sinnvollen Phrasen aneinandergereiht sind, ist der ästhetische Eindruck der äußeren Gestalt der Zeichen unerheblich für deren Kombinatorik. Dabei kann die formale Gestalt benachbarter Schriftzeichen, die in eine Sequenz gestellt werden, extrem verschieden sein.

Obwohl über den Inhalt der Inschriften auf den Figurinen keine präzisen Angaben gemacht werden können, ist aber der Kreis möglicher Interpretationen wegen der speziellen Funktionen der Statuetten als Attraktoren spiritueller Energie sichtlich eingegrenzt. Die Möglichkeit für einen Vergleich mit den Verhältnissen in anderen frühen Schriftkulturen bieten die Min-Statuen in den prädynastischen Gräbern von Abydos in Oberägypten, die ins ausgehende 4. Jahrtausend v. Chr. datieren. Die Beschriftungen dieser Grabstatuen, Vorläufer der später so populären Shawabti-Figuren, bestehen aus nur einem oder wenigen Zeichen. Wenn man die Doppelung von Zeichen wie beispielsweise der Fingerschnecke außer Betracht lässt, beläuft sich die Zahl individueller Zeichen auf maximal drei Symbole. Dabei handelt es sich wohl um (königliche) Namen von Stiftern. «Ihre Nennung auf den Statuen dürfte sich auf verschiedene Stiftungen, Baumaßnahmen oder Kulthandlungen beziehen» (Dreyer 1998: 175).

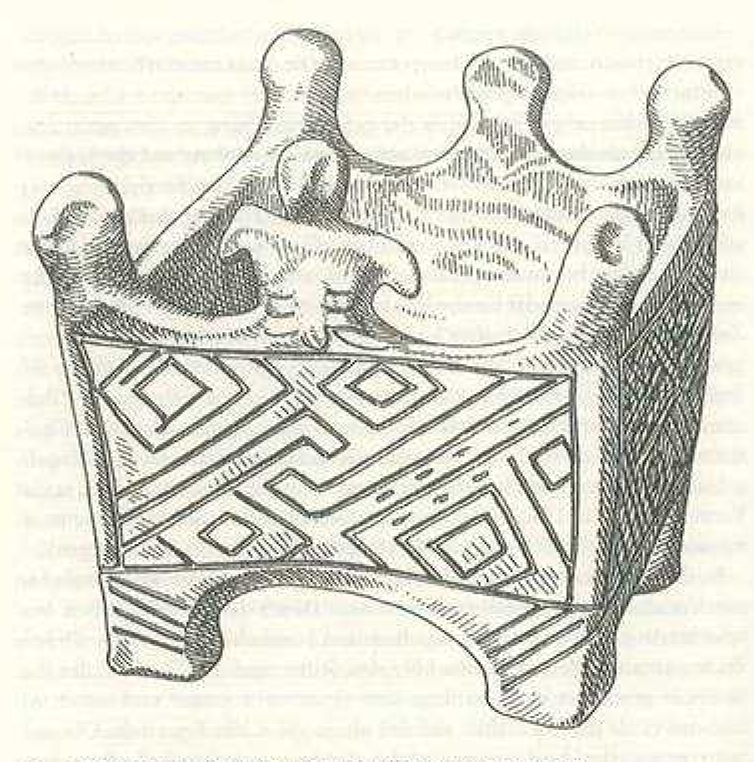
Eine andere Vergleichsmöglichkeit bieten die beschrifteten Votivstatuetten der frühdynastischen Ära in Mesopotamien. Die ökonomische Funktion der altsumerischen Piktographie zwischen ca. 3200 und ca. 2700 v. Chr. dominiert weiterhin unser Verständnis der Schriftentstehung in Mesopotamien, obwohl gerade die Übergangsperiode mit der Umstellung auf die Technologie der Keilschrift illustrativ für die Ausweitung in den Bereich religiöser Funktionen ist (Haarmann 2011: 226f.). Die ältesten Inschriften in Keilschrift sind Votivtexte, die auf Statuen und Figurinen eingraviert sind. Der älteste Typ einer beschrifteten Statue ist die Darstellung eines Herrschers mit einer Widmungsinschrift für die lokale Gottheit des jeweiligen Stadtstaates. Zunächst waren die Inschriften kurz und gaben nur den Namen des Stifters. Später waren die Inschriften länger und elaborierter und bedeckten große Teile der Statue. Bei den Figurinen kann es sich um Darstellungen von Adoranten als Votivgaben handeln oder um stilisierte, spitz auslaufende Figuren aus Bronze, deren Körper mit einer Gründungsinschrift für ein Tempelgebäude bedeckt ist. Solche Gründerfigurinen fungierten als Nägel, die in die Verstrebungen aus Holz getrieben wurden und das Ereignis des Tempelbaus memorierten (s. Walker 1990: 39f., Merlini 2009 a: 63 für Abbildungen).

In den Nachfolgekulturen der Donauzivilisation findet man ähnliche, mit Votivinschriften versehene Figurinen. Dies sind die zahlreichen beschrifteten griechischen, etruskischen und römischen Statuetten. Deren Texte enthalten Informationen über den Stifter und die Gottheit, der die Skulptur gewidmet ist. Allerdings sind sie zumeist länger und somit informativer als die Inschriften auf den alteuropäischen Figurinen. Ob nun Stiftername oder das Logogramm der Gottheit, in jedem Fall gibt es nur eine sinnvolle Deutung der Zeichensequenzen auf den alteuropäischen Figurinen, nämlich sie den religiösen Textsorten zuzurechnen.

Die Figurinen spielten nicht nur eine zentrale Rolle im Geschenketausch zwischen den Bewohnern der Siedlungen in der Donauregion (s. Kap. 3), diese Artefakte waren auch das kommunikative Medium, über das sich die Kenntnis von Kultursymbolen und Schriftzeichen verbreitete und überregionale Geltung erhielt. Ohne die unzähligen Figurinen wäre die relativ weite Ausstrahlung des Schriftgebrauchs in den Kulturprovinzen Südosteuropas kaum verständlich.

Miniaturaltäre

Die bereits in Kap. 3 erwähnten kleinformatigen Opfertischaltäre sind teilweise reich ornamentiert, und zwar nicht nur auf der Außenwandung, son-



82 Miniaturaltar aus Gradešnica, Bulgarien (nach Gimbutas 1991: 259)

dern auch auf der Oberfläche der Libationshöhlung. Die Motive des ornamentalen Designs entsprechen denen auf den Tonstempeln (*pintaderas*; Abb. 82). Andere Altäre sind nicht ornamentiert, sondern beschriftet, mit Einzelzeichen oder Zeichensequenzen in linearer Ordnung. Angesichts der spezifischen Funktion dieser kleinen Artefakte für religiöse Zeremonien ist es folgerichtig, die Inschriften inhaltlich dem gleichen religiös orientierten Textgenre zuzuordnen wie diejenigen auf Figurinen.

Weihgefäße

Zum Kreis der Artefakte mit sakralen Funktionen gehören Gefäße für Trankopfer (Libationen), d. h. für Flüssigkeiten (z. B. Wasser, Pflanzenöl,

Wein), die anlässlich ritueller Handlungen ausgegossen wurden. Weihgefäße sind zumeist im Kontext von sakralen Plattformen, Hausaltären und Figurinen gefunden worden. Es gibt einige Eigenschaften, durch die sich Weihgefäße von Gebrauchskeramik unterscheiden. Weihgefäße sind nicht dafür gedacht, größere Mengen an Flüssigkeit aufzunehmen. Das ist unter anderem daran zu erkennen, dass es sich hier häufig um Behälter in Miniaturformat handelt, ähnlich wie die Miniaturmodelle von Altären und Tempeln.

Wie auf anderen beschrifteten Artefakten auch können die Inschriften auf Weihgefäßen verschiedene Länge haben. Die meisten bestehen nur aus wenigen Zeichen. Einige sind jedoch länger und gehören zu den längsten Texten, die überhaupt in der Donauschrift geschrieben worden sind (Gimbutas 1991: 312, Haarmann 2010a: 94ff.).

Ein beschrifteter Fund aus Grabungen des Jahres 1969 in Gradešnica (NW-Bulgarien) hat die besondere Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Die Form des Artefakts ist außergewöhnlich. Es handelt sich um eine Schale mit einem 12,5 mal 11,5 cm großen viereckigem Boden, dessen Ecken stark gerundet sind. Der bis zu 3 cm hohe Rand ist nach außen gebogen und abgerundet. Die Benennung dieses Artefakts ist nicht einheitlich, und in der Forschungsliteratur findet man Benennungen wie «plaque», «platter», «shallow receptacle», «little tray», u. a. Einigkeit besteht allerdings dahingehend, dass es sich um ein Artefakt handelt, das nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmt war (Abb. 83).

Der Kontext, in dem die Schale gefunden wurde, lässt auf kultisch-rituelle Funktionen schließen. Das Fundstück lag zusammen mit einer Figurine und zwei beschrifteten Vasen im südlichen Abschnitt eines größeren (9 × 5 m) Gebäudes, der vom übrigen Bereich getrennt war. Im nördlichen Teil des Hauses gab es einen Backofen, einen Mahlstein und Scherben von etwa zehn Gebrauchsgefäßen. Ähnlich wie im Fall der Täfelchen von Tărtăria stiftete die unsichere Datierung der Schale von Gradešnica zunächst einige Verwirrung. Inzwischen gilt die Zuordnung des Fundstücks zur Periode der frühen Kupferzeit (frühes 5. Jahrtausend v. Chr.) als gesichert.

Forscher haben von Anfang an die Zeichengruppierung als eine Inschrift und somit die Schale als frühes Schriftzeugnis hervorgehoben, Gimbutas (1982: 86) wertete sie als «eines der besten Beispiele für alteuropäische Schrift». Zeichen sind auf der Außen- wie Innenseite der Schale eingraviert. Die Identifizierung der Motive auf der Innenseite als Zeichen mit Bedeutungsgehalt gilt inzwischen als gesichert, da ähnliche Zeichen auch in anderen Inschriften gefunden wurden. Allerdings ist bislang nicht ein-





83 Die Kultschale von Gradešnica, oben die Außenseite, unten die Innenseite; frühes 5. Jahrtausend v. Chr., Bulgarien (nach Gimbutas 1991: 313)

deutig geklärt, wie die Motive auf der Außenseite zu identifizieren sind. Handelt es sich dabei um eine stilisierte anthropomorphe Figur?

Einer neueren Interpretation zufolge sind im Zentrum der Bodenfläche rhombische Zeichen mit Punkteinsatz gruppiert (Merlini 2009 a: 333 ff.).

Diese Variation des Rhombuszeichens erscheint auf zahlreichen anderen Artefakten, so auf Figurinen und Kultgefäßen, und gehört zum Inventar der Zeichen der Donauschrift (s. Haarmann 2010 a: 147). Die primäre Funktion wäre demnach die eines Schriftzeichens, und der visuelle Eindruck der Komposition aus mehreren Rhombuszeichen als der einer stilisierten menschlichen Figur wäre sekundär.

Das Motiv des Rhombus mit eingesetztem Punkt wird von einigen Forschern zum Kreis der Logogramme für eine Gottheit gezählt, so von Winn (2009: 53) in seiner Übersicht der «goddess-signifiers». Wenn dies zutrifft, ist anzunehmen, dass die Anordnung der Rhomben eine optische Anspielung auf die personifizierte göttliche Gestalt ist. Die Kultschale von Gradešnica wäre aus dieser Sicht nicht nur ein gutes Beispiel für Schriftverwendung, sondern auch für die in der alteuropäischen Kunst hochentwickelte Technik der Anspielung mit visuellen Mitteln.

Webutensilien

Unter den Tausenden von erhaltenen Webgewichten und Spinnwirteln sind viele, auf denen Zeichen – zumeist in Gruppen – eingraviert sind. Die Platzierung der Zeichensequenzen auf Spinnwirteln deutet auf planvolle Reihung. Bei längeren Inschriften ist deutlich die Sorgfalt zu erkennen, mit der die Zeichen bei maximaler visuell-ästhetischer Nutzung des verfügbaren Platzes gruppiert sind. Die Zeichengravierungen auf den Spinnwirteln sind zweifellos intentional und bedeutungsvoll und kein Nebenprodukt praktischer Webarbeit, also keine Kratzspuren (Abb. 84).

Utensilien des Spinnens und Webens sind ein fester Bestandteil der archäologischen Hinterlassenschaft der Antike. Dazu gehören auch solche mit altgriechischen Inschriften, und die haben entsprechend der mythischen Verklärung dieses Handwerkszweigs einen religiös-mythologischen Inhalt (Haarmann 1995, fig. 98). Es handelt sich dabei um Anrufungen der Schutzpatronin Athene, die um gutes Gelingen und Segnung der fraulichen Handarbeit gebeten wird. Es ist naheliegend, ähnliche Inhalte für die Inschriften auf den alteuropäischen Spinnwirteln zu postulieren.

Shan Winn, der als erster das Zeichenrepertoire auf Spinnwirteln genauer untersucht hat, meint, es handele sich um «(1) magische Markierungen, um eine erfolgreiche Produktion von Garn oder aus Wolle hergestellten Endprodukten sicherzustellen, oder vielleicht um Glück und Wohlergehen für die Person zu erwirken, die spann oder webte» oder aber um «(2) mehr



84 Beschrifteter Spinnwirtel aus Dikili Tash, Nordgriechenland; um 4000 v. Chr. (nach Winn 1981: 222)

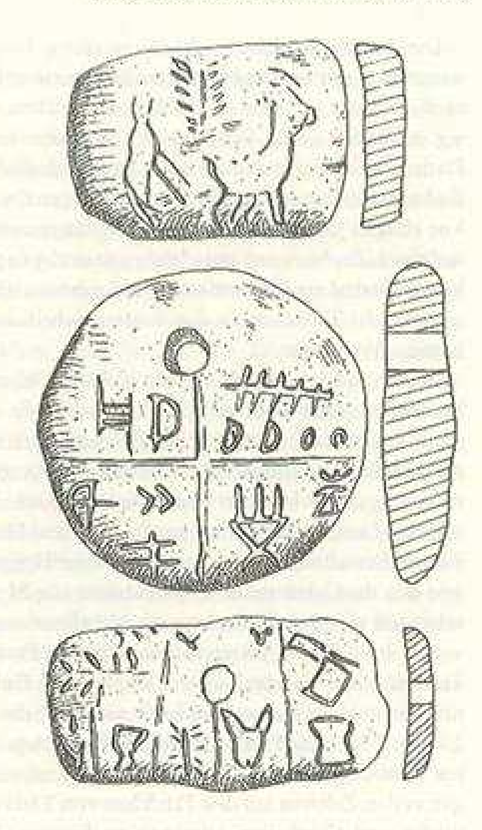
formelhafte rituelle Markierungen zum Ausdruck von Hingabe, Wünschen usw.» (Winn 1981: 245).

Beim Vergleich der Inschriften auf einzelnen Spinnwirteln stellt sich heraus, dass es Parallelismen in der Gruppierung von Zeichen gibt. Bespielsweise gibt es auf Spinnwirteln vom Fundort Jela (nördlich von Belgrad) drei Konfigurationen von jeweils zwei Zeichen in einer Gruppe. Dies lässt darauf schließen, dass es sich beim Text um eine formelhafte Wendung handelt, in der bestimmte Kernbegriffe wiederholt auftreten (Winn 2009: 59 f.).

Die Periode, während derer Spinnwirtel beschriftet und verwendet wurden, erstreckt sich vom 6. Jahrtausend v. Chr. bis ins ausgehende 4. Jahrtausend v. Chr. Im nordöstlichen Außenlieger der Donauzivilisation, in der Trypillya-Kultur der südlichen Ukraine, sind beschriftete Spinnwirtel bis in die Zeit um 2600 v. Chr. bezeugt, und zwar in Siedlungen der Dnjepr-Region (Videjko 2008: 67).

Die berühmten Täfelchen von Tărtăria

Einige Schriftdokumente der Donauzivilisation sind fast so bekannt geworden wie sumerische Tontafeln oder ägyptische Hieroglyphentexte. Dazu gehören die Tontäfelchen aus Tărtăria (Transsilvanien), an denen



85 Die Täfelchen von Tărtăria, Transsilvanien, spätes 6. Jahrtausend v. Chr. (nach Marler 2008: 80 f.)

sich die Forschungsgeschichte mit älteren und neueren Interpretationen exemplarisch «ablesen» lässt. Diese Täfelchen wurden 1961 bei Ausgrabungen unter der Leitung von Nicolae Vlassa an einem Steilhang im Tal des Mureş (dt. Mieresch) gefunden (Abb. 85).

Die Siedlung am Mureş liegt in einer Region, in der sich die ältesten Spuren von Metallverarbeitung – und zwar von Kupfer um die Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. – nachweisen lassen (Pernicka/Anthony 2009: 168 f.). Auch im Hinblick auf die verkehrstechnischen Bedingungen im frühen Neolithikum nahm Tărtăria mit seiner Anbindung an eine Wasserstraße eine Schlüsselposition ein. Die Entwicklung dieser Siedlung ist zeitgleich mit der Frühphase von Vinča im Donautal.

Die drei Tontäfelchen gehören zu einem Ensemble von Artefakten, die zusammen mit angekohlten Knochen in einer Opfergrube lagen (Maxim et al. 2009: 134). Die Maße dieser Täfelchen sind: Länge: 5,2 × Breite: 3,5 × Dicke: 1,6 cm bzw. 6,2 × 3 × 0,9 cm bzw. 6,1 × 6 × 2,1 cm. Die Datierung bereitete damals noch große Schwierigkeiten, und auch die Radiokarbonmessung der Knochen war wegen der Ankohlung unzuverlässig. Vor einigen Jahren ist das Alter nach den neuesten technischen Methoden auf einen Zeithorizont zwischen 5370 und 5140 v. Chr. (kalibrierte Radiokarbondaten) eingegrenzt worden (Lazarovici/Merlini 2005: 208). Damit gehören die Täfelchen zu den ältesten Schriftdokumenten der Donauzivilisation überhaupt.

In den 1960er Jahren, als eine lebhafte Debatte über die Täfelchen entbrannte, wurden die Artefakte fälschlich in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. datiert, was sie zeitgleich mit der altsumerischen Kulturstufe machte. Damit öffneten sich Tür und Tor für grenzenlose, teilweise abenteuerliche Spekulationen über mögliche sumerisch-transsilvanische Kontakte (s. Lazarovici/Merlini 2008: 40 ff. und Haarmann 2010 a: 103 f. zur älteren Forschungsgeschichte). Tollkühne Hypothesen wurden aufgestellt, wie die, dass sumerische Prospektoren aus Mesopotamien aufgebrochen seien, um sich auf die Suche nach Metallvorkommen zu machen.

Auf ihren Reisen wären die sumerischen Fachleute demnach auch nach Transsilvanien gelangt, wo sie Kupfer und Gold fanden. In ihrer Begleitung seien auch Kulturschaffende gewesen, die den Alteuropäern den Segen der Schrift und die Grundlagen der mesopotamischen Religion brachten (Hood 1967: 101). Einige spekulationsfreudige «Experten» glaubten gar, in den Zeichen auf den Täfelchen von Tărtăria die Namen sumerischer Städte und Gottheiten erkennen zu können. Die seriöseren Mesopotamien-Spezialisten gaben allerdings zu, dass man die Zeichensequenz auf den Täfelchen nach sumerischer Lesart nicht entziffern konnte. So blieb als Fazit nur die Folgerung, die Europäer wären damals noch ein bisschen unterentwickelt gewesen, hätten den Segen der sumerischen Kultur nicht begriffen, und die Schriftzeichen auf den Täfelchen wären eine fehlerhafte Imitation sumerischer Schriftkundigkeit.

Was dem modernen Betrachter zu denken gibt, ist der Überlegenheitsanspruch der sumerischen Zivilisation, der die damalige Diskussion dominierte. Es schien schlicht undenkbar, dass es vor der sumerischen andere, ältere Schriftkulturen gegeben haben könnte. Die Versuche der 60er und 70er Jahre zur Deutung der Täfelchen von Tărtăria sind ein Lehrstück über stereotype Denkschablonen und verkrustete Lehrmeinungen, in jedem Fall aber über das Ausmaß an fehlgeleiteter Zivilisationsforschung. Die neue Datierung hat den Spekulationen endgültig den Boden entzogen. Es kann zwischen den Täfelchen von Tărtăria und Mesopotamien keine Verbindung geben, weil die Sumerer erst zwei Jahrtausende später die Bühne der Kulturgeschichte betreten haben.

Der Kontext, in dem die Inschriften auf den Täfelchen stehen, ist mit einiger Vorsicht als schamanistisch gedeutet worden, wobei es sich womöglich um Beschwörungsformeln handelt, also um formelhafte Wendungen, die charakteristisch sind für den rituellen Gebrauch der Donauschrift (s. u.).

Inzwischen ist auch geklärt, dass die mit den Täfelchen gefundenen Knochen die einer etwa 50-jährigen Frau sind, die an Arthritis und Rückgratverkrümmung litt. Es wird vermutet, dass sie eine Autoritätsperson in der Gemeinschaft der frühen Ackerbauern am Mureş war. Dieser Frau, die in der neueren Forschung als «Milady of Tărtăria» tituliert wird, kam wohl die wichtige Rolle einer Schamanin zu. Die Opfergrube gehörte zu einem für die frühen Siedlungen typischen Grubenhaus, dessen unterer Teil ins Erdreich gegraben war. Die Schamanin «bewahrte ihre sakralen Utensilien in der ‹Opfergrube› auf, eine Art Behältnis mit magischen Gerätschaften, das seinen Platz unter demselben Dach fand und möglicherweise magischen Schutz für die Heimstätte gewährte. Über den liturgischen Kontext werden die beschrifteten Täfelchen funktionell in eine Beziehung zu den rituellen Utensilien gesetzt, und beide stehen in Verbindung mit einer Behausung und deren spezieller Funktion» (Merlini 2009 b: 75).

Eine Schrift im Dienst der Religion

Die Verwendung von Schrift ist immer eingebunden in die Konventionen der jeweils geltenden Weltanschauung. Für Alteuropa weisen die beschrifteten Objekte eindeutig auf eine Assoziation der Schrift mit der Domäne der Religion hin. Hilfreich für die genauere Identifizierung von Textsorten und Inschriften sind weiterhin vergleichende Beobachtungen zu den Nachfolgekulturen in Südosteuropa, auf dem Festland und auf den Inseln der Ägäis. Der Schriftgebrauch war in allen diesen Kulturen – und durch alle Epochen der griechischen Literalität – geprägt von religiösen Funktionen, unabhängig davon, wie viele weltliche Funktionen die Schrift außerdem noch besaß (Haarmann 1995). Schrift in religiösen Funktionen ist eine

Konstante der Gesellschaftssysteme Südosteuropas, vom Neolithikum bis zur klassischen Antike und darüber hinaus.

In Kulturen, in denen sich Konzepte einer göttlichen Weltordnung mit dem Glauben an das Wirken magischer Kräfte verbinden, können auch der Schrift außergewöhnliche Kräfte und Funktionen beigemessen werden. Dafür dass auch die Alteuropäer mit religiös-magischen Konzepten umgingen, finden sich durchaus Hinweise.

Das was in Verbindung mit einer magisch-religiösen Vorstellungswelt sowohl die gesprochene Sprache als auch die Schrift charakterisiert, ist ein markanter Trend zum Rituell-Formelhaften, und damit setzt sich die Ritualsprache funktional wie strukturell von der Normalsprache ab. Das Bedürfnis zur Ausbildung spezieller Sprachstile für die Verwendung in rituellen Kontexten ist seit jeher latent in allen Gemeinschaften wirksam, egal, ob es sich um liturgische Formeln in einer christlichen Gemeinde, das Gebetsritual in einer Moschee, die buddhistische Segnungszeremonie oder um schamanistische Heilseancen handelt (Haarmann 2009 b zur Sprachstildifferenzierung).

Auffällig ist die Stabilität der Kriterien, wodurch sich eine Ritualsprache von der Normalsprache unterscheidet, unabhängig vom evolutiven Niveau der religiösen Ideenwelt. Fast als Universalie gelten die im Folgenden aufgeführten typischen Eigenschaften ritueller Sprachstile (nach Du Bois 1987):

- ein Spezialwortschatz mit esoterischen, fremdartigen, archaischen und zum Teil – für Außenstehende – unverständlichen Elementen;
- die Verwendung zahlreicher Sprachmetaphern und formelhaft-konstanter Wendungen;
- eine ausgeprägte Tendenz zur Anwendung einer speziellen Intonation, Prosodie und Stimmlage, exklusiv für den rituellen Sprechakt;
- Verschleierung der Individualität desjenigen, der das Ritual ausführt und Hervorhebung seiner Rolle als Medium, als Vermittler der Rede einer anderen, spirituellen Quelle;
- Objektivierung des rituellen Sprachstils als autorisierte Konstante in den Glaubensvorstellungen der Gemeinschaft;
- Glaube an die zeitlose Wirksamkeit ritueller Texte, was den konservativen, unveränderlichen Charakter der Ritualsprache bedingt.

Wenn wir davon ausgehen, dass Schamanismus zu den ältesten magisch-religiösen Kulturmustern gehört und sich die Ritualsprache des Schamanen elementar von der Normalsprache unterscheidet, dann ist – vom Standpunkt der kulturellen Evolution von Sprache – diese Differenzierung älter

als die dialektale Variation von Sprachgemeinschaften. Für den Übergang vom mesolithischen Schamanentum zur Religion der frühen Ackerbauern Alteuropas und ihrer Priesterspezialisten ist somit mit einer Tradierung der älteren Ritualsprache zu rechnen. Es war letztlich nur ein kleiner Schritt, die Kommunikation mit dem Übersinnlichen mit Hilfe eines zusätzlichen Mediums zu intensivieren, mit dem wohl effektivsten visuellen Kommunikationssystem, das sich Menschen je geschaffen haben, mit Schrift.

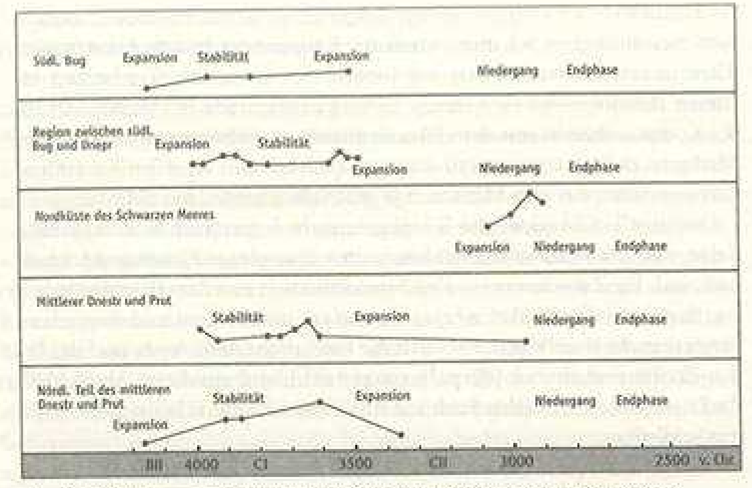
Der rituelle Charakter des Schriftgebrauchs liefert auch eine Erklärung dafür, dass die alteuropäischen Inschriften überwiegend kurz und formelhaft sind. Ihr Zweck war es, die Kommunikation mit dem Übersinnlichen sozusagen auf den Punkt zu bringen, also zu intensivieren und magisch zu verstärken. In ihrer Kürze sind sich die Inschriften Alteuropas und der Indus-Zivilisation ähnlich (Parpola 1994: 82 ff.), und aus dieser Ähnlichkeit darf man in beiden Fällen auch auf Ähnlichkeiten der religiösen Funktionen schließen.

Ausklang des Schriftgebrauchs

Während die Schrift in der zentralen Balkanregion bereits in der späten Kupferzeit (d.h. zwischen 4400 und 4000 v. Chr.) außer Gebrauch kam, hielt sich die Tradition, Artefakte zu beschriften, an den Peripherien noch länger (Owens 1999). Im nördlichen Griechenland bleibt die Donauschrift noch bis um 3200 v. Chr. vital, und im Milieu der Trypillya-Kultur setzt sich der Schriftgebrauch sogar bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. fort (Abb. 86).

Ab der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. gibt es nurmehr fragmentarische Hinweise darauf, dass die Erinnerung an die alte Schriftlichkeit weiterlebte. Das kulturelle Gedächtnis produzierte allerdings auch in der Bronzezeit visuelle Motive der älteren Kommunikationssysteme. Variantenreich ist das Repertoire der Zeichen auf Keramik des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr., vom griechischen Festland und den Kykladeninseln. «Zahlreiche Zeichen auf Töpferware der frühen, mittleren und späten Bronzezeit (3000–1500 v. Chr.) sind für Ayia Irini auf Keos untersucht worden ..., und viele davon ähneln der alteuropäischen Schrift Serbiens und Rumäniens» (Sampson 2009: 190).

Angesichts der intensiven Verflechtung der Kommunikationssysteme in den alteuropäischen Kulturprovinzen muss es seltsam erscheinen, wenn aus dem Spektrum eines vitalen Symbol- und Zeichengebrauchs für die verschiedensten kommunikativen Zwecke lediglich die Tradition der



86 Die Periodisierung der alteuropäischen Schriftlichkeit in der Trypillya-Kultur (nach Tkachuk 2009: 168)

Töpferzeichen weitergelebt haben soll, nicht aber der religiös motivierte Schriftgebrauch, die Zahlennotation oder die Notation kalendarischer Daten. Will man Aufschlüsse über ein mögliche Kontinuität der Schriftlichkeit und anderer alteuropäischer Traditionen gewinnen, so erfordert dies eine sorgsame Untersuchung des Übergangs von der Kupferzeit zur Bronzezeit in Südosteuropa, und insbesondere eine Betrachtung des Aufstiegs der altägäischen Kulturen.

9. Niedergang und Erbe der Donauzivilisation
(ab ca. 4500 v. Chr.)

Jenseits der Ländereien, die von den Ackerbauern Alteuropas bearbeitet wurden und über die der Handel abgewickelt wurde, dehnt sich die Steppe in einem sich ständig verbreiternden Gürtel vom Süden der Ukraine, an der Nordküste des Schwarzen Meeres entlang bis weit nach Zentralasien aus. In der Steppe lebten Viehnomaden, und die waren an den Waren sehr interessiert, die die Alteuropäer zu bieten hatten. Dazu gehörten Gebrauchsartikel wie Tonware für den Alltagsgebrauch, aber auch Prestigegüter wie feine Keramik und Geräte aus Metall. Im ausgehenden 5. Jahrtausend v. Chr. traten bestimmte Formen von Tonware auf. Die Gefäße waren aus Ton hergestellt, der mit Zusätzen aus Muschelkalk und Sand besonders flexibel gemacht wurde. Diese Gefäßformen werden der Kulturstufe von Cucuteni C zugeordnet und ähneln denen der Steppennomaden sehr. Die Töpferei war nämlich auch in der Steppenzone seit dem 7. Jahrtausend v. Chr. bekannt (Davison et al. 2007: 139 f.), entwickelte sich allerdings bei den Nomaden nicht so rasant wie bei den Ackerbauern.

Die Cucuteni-Leute hatten viel mehr Werkstätten und konnten die Gebrauchsartikel für die Nomaden als Massenware herstellen, wozu in der Steppe die Produktionskapazitäten fehlten. Von besonderem Interesse für die Nomaden war aber die Metallurgie, die sich von Transsilvanien aus in die Siedlungen der Trypillya-Kultur verbreitete. Von dort erhielten die Nomaden auch Geräte und Schmuck aus Metall. Mit der Zeit intensivierten sich die Kontakte zwischen den Alteuropäern an der östlichen Peripherie mit den Leuten aus der Steppe, und dies «scheint ein Zeichen für das große Interesse und die Anziehungskraft des Reichtums Alteuropas während der Ära von Karanovo VI und Cucuteni zu sein; insbesondere spricht dies für die enorme Anziehungskraft der innovativen Zentren der Kupferbearbeitung auf dem Balkan und im Donautal» (Lazarovici 2009b: 158).

Politische und kulturelle Umbrüche

Für die Leute aus der Steppe boten sich zwei Optionen an, sich die Vorteile, die der Warenverkehr aus Alteuropa bot, auf Dauer zu sichern. Das eine war eine Intensivierung der sozialen Beziehungen mit den Ackerbauern. Man nimmt an, dass in der Grenzzone zwischen den Wirtschaftsräumen Gemeinschaften mit gemischt-ethnischen Familien entstanden. Leute aus der Steppe heirateten in die Familien der sesshaften Ackerbauern ein und übernahmen selbst einen Teil der Produktion und des Vertriebs der Waren in die Steppe. Die Alternative war die politische Kontrolle des Warenverkehrs und der Handelsrouten, über die Güter und technologisches Know-how transferiert wurden. Dies nahmen kleinere Gruppen von Steppennomaden wahr, die sich bei den Alteuropäern im Grenzland als Eliten etablierten. Wie dies im Einzelnen ablief, kann man an der materiellen Hinterlassenschaft der Siedlungen ablesen, in denen der Umschwung stattfand.

Der älteste Goldschatz der Welt

Sensationelle Entdeckungen werden nicht selten rein zufällig gemacht. So war es auch im Fall der großen kupferzeitlichen Nekropole in der Nähe von Varna, auf die Archäologen unter der Leitung von Ivan Ivanov im Herbst 1972 stießen. Die Nekropole liegt ungefähr 400 m vom Nordufer des Varna-Sees entfernt, der in der Kupferzeit eine Bucht war und mit dem Schwarzen Meer in Verbindung stand. Insgesamt 900 Gräber sind bisher geöffnet worden. Die allermeisten sind sich darin ähnlich, dass sie Grabbeigaben enthalten, die keine Unterschiede zwischen reichen und armen Verstorbenen erkennen lassen. Nicht nur die Entdeckung der Nekropole selbst war eine Sensation, es gab einen besonderen Einzelfund in diesem Gräberfeld, der alle Erwartungen übertraf. Die Archäologen stießen auf den ältesten Goldschatz der Welt.

Am 23. September 1974 wurde das Grab mit der Nummer 36 geöffnet. Bereits früher hatte man aus Gold gefertigte Gegenstände in einigen der Gräber gefunden (Grab 4 und 26), und später in den Gräbern 41 und 43, aber die Vielfalt der goldenen Artefakte in Grab 36 steht als Rekord für sich. Die dort deponierten Gegenstände aus Gold wiegen weniger als die aus Grab 4, aber die Typen und Formen der wertvollen Grabbeigaben bleiben ohne Vergleich mit anderen Gräbern. Zu den goldenen Artefakten

gehören ein Szepter (Abb. 87), ein Diadem, eine Sichel, zwei Figurinen, die Rinder darstellen, Armbänder, Ringe, Schmuck aus Goldperlen und verschiedene Applikationen.

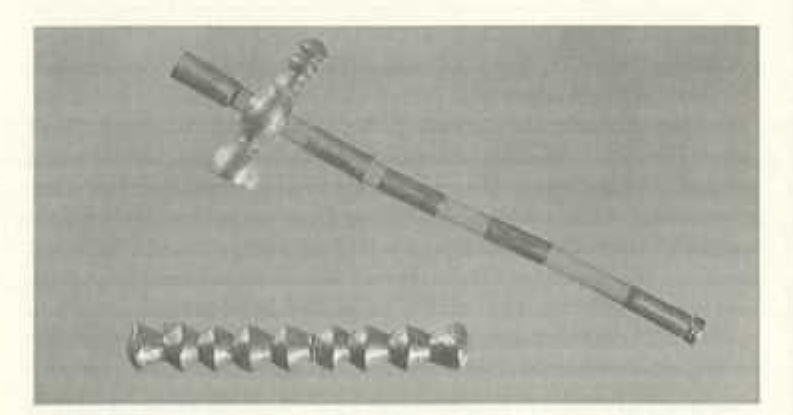
Es war von Vornherein klar, dass solche Grabbeigaben auf einen privilegierten Sozialstatus des Verstorbenen weisen. Aber wer sollte das wohl sein, wo doch die Gesellschaft Alteuropas ansonsten kaum soziale Rang- oder Klassenunterschiede erkennen ließ? Zwei Einzelstücke des Goldschatzes aus Grab 36 vermitteln Anhaltspunkte zur Herkunft der neuen Elite. Eines ist ein 2,5 mal 1,5 cm großes Artefakt in Gestalt eines Knöchelknochens vom Schaf. Die Archäologen nennen solche Knochen Astragale.

Die Knöchelknochen von Schafen wurden als Würfel zum Zweck der Divination verwendet, und die Wahrsagerei mittels solcher Knochenstücke war insbesondere bei den Viehnomaden beliebt. Noch heute legen sich die Nomaden in den Steppen der Mongolei Sammlungen von Knöchelknochen an, die sie benutzen, um in ihre Zukunft zu schauen. Dass ein «Instrument» zum Wahrsagen aus Gold gefertigt wurde, spricht sicherlich für die Bedeutung, die dieser Form der Divination beigemessen wurde. Die Divination mit Hilfe von knöchernen Würfeln lernten die Alteuropäer von ihren östlichen Nachbarn, den Leuten aus der Steppe, kennen. Ein wertvolles Astragal im Grab eines privilegierten Verstorbenen kann nur eines bedeuten: Diese durch ausnehmend wertvolle Beigaben geehrte Person stammte aus der Steppe, und ihr Status in der Gesellschaft von Varna war der eines Chiefs oder Königs.

Darauf deutet auch das zweite auffallende Fundstück, das Szepter. Auch dieses Statussymbol war den Alteuropäern fremd, sie lernten es erst von den Viehnomaden kennen. Die nämlich hatten Szepter bereits lange vor ihren Kontakten mit den Ackerbauern verwendet. Die älteren Szepterformen waren aus Stein und zumeist in Gestalt modellierter Pferdeköpfe (Dergachev 2007: 69 ff.).

Grab 36 gibt noch allerlei Rätsel auf. Es gehört zu einer bestimmten Kategorie von Gräbern, in denen Grabbeigaben, aber keine Skelette gefunden wurden. Die Anzahl solcher Gräber (Zenotaphe) in der Nekropole von Varna ist mit 47 überraschend groß. Zenotaphe sind Grabstätten, wo Objekte mit hoher symbolischer Bedeutung deponiert werden. Den Reichtum von Grab 36 erklärt man sich damit, dass die Insignien des verstorbenen Chiefs dort begraben sind, denn die waren die wichtigsten Symbole seines hohen Sozialstatus, nicht der Leichnam selbst (Slavchev 2009: 200 f.).

Auch Grab 43 enthält eine beeindruckende Menge an Gegenständen aus Gold, mit einem Gesamtgewicht von mehr als 1,5 kg. Der Tote liegt



ausgestreckt da, mit angewinkelten Armen. In der rechten Hand hält er ein goldenes Szepter. Hier allerdings ist der Schaft aus Gold, das Szepter selbst aus Stein (Abb. 88). Gespart hat man nicht, was die Gegenstände aus Gold betrifft, die dem Verstorbenen mitgegeben wurden. Die Zahl der einzelnen Objekte beläuft sich auf nicht weniger als 990 (Anthony 2009 a: 39).

Was den Sozialstatus des Mannes in Grab 43 betrifft, der ungefähr 45 Jahre alt wurde, so wird angenommen, dass er «sowohl religiöse Autorität als auch militärische Macht besaß» (Slavchev 2009: 198). Priesterkönige kannten die Alteuropäer nicht, bevor die Steppennomaden in Varna die Macht übernahmen. Offensichtlich handelte es sich bei dieser Machtübernahme nicht um eine kriegerische Eroberung, sondern um eine gezielte Positionierung einer an hierarchische Sozialstrukturen gewöhnten Elite in einer neuen Umgebung. Und die Attraktion der Region von Varna mit ihrer Bedeutung für den Warenaustausch steht außer Frage.

Die Kultur von Varna «liefert Beweise für die Ausbreitung von Steppenvölkern aus dem Osten nach Westen, und sie lässt offensichtlich – entsprechend dem «Kurgan-Modell» der indoeuropäischen Ursprünge – die erste Welle der Indoeuropäer erkennen, die ihre Heimatregion in den Steppen der Ukraine und Südrusslands verließen» (Mallory/Adams 1997: 557).



87/88 Goldene Artefakte aus der Nekropole von Varna (nach Slavchev 2009: 195, 200)
Linke Seite: Das goldene Szepter aus Grab 36
Rechte Seite: Grab 43 und seine Beigaben

Elitenbildung: Die Steppennomaden

Die Steppennomaden – oder genauer: zahlenmäßig kleine, einflussreiche Elitegruppen – übernahmen die politische (und militärische) Kontrolle über einen lukrativen Markt. Varna war nicht die erste Gegend, wo sich die Steppennomaden als Elite etablierten. Nicht nur in Varna kann man den Umschwung in der Gesellschaft an den reichen Grabbeigaben ablesen, sondern auch in Durankulak, etwas weiter im Nordosten, auf der Nordseite des Varna-Sees (Todorova 2002 a). Dort sind auch Reste der Häuser der neuen Elite erhalten geblieben. Etwa hundert Jahre früher als in Varna richtete sich der Clan-Chief aus der Steppe mit dem engsten Kreis seiner Gefolgsleute in der Gegend von Durankulak ein. Die Häuser für die Elite in Durankulak, die um 4600 v. Chr. gebaut wurden, waren aus Stein und zum Teil zweistöckig, und von dem erhöhten Platz, wo sie standen, hatte man wohl – wie sich das für die Elite gehört – die schönste Aussicht über den Varna-See (Chapman 2009: 79).

Sich als Elite einrichten und die Kontrolle über den Handel übernehmen, das haben Steppennomaden nicht nur im Küstengebiet des Schwarzen Meeres gegen Ende der Kupferzeit gemacht, sondern auch viele Male in den Jahrtausenden danach. Die Geschichte der Seidenstraße seit der Antike ist die Geschichte von gezielten Machtübernahmen wichtiger Handelszentren durch bestimmte Nomaden-Clane und ihre Oberhäupter. Der Clan-Chief dehnte seinen Machtbereich aus, maximierte Reichtum für sich und seine Gefolgsleute und stieg in deren Ansehen. Diejenigen Steppennomaden, die nach Varna zogen, waren nicht daran interessiert, das dortige Gemeinwesen zu zerstören. Denn Spuren von Zerstörung oder von einem abrupten Ende der Varna-Kultur sind für die Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. nicht auszumachen.

Man kann annehmen, dass die Leute aus der Steppe auf eine friedliche Weise die Kontrolle übernahmen. Sie heirateten in die Sippen der Alteuropäer ein, mit denen sie schon längere Zeit zuvor Handel getrieben hatten. An der Ausstattung einiger Gräber in der Nekropole von Varna ist das zu erkennen. Eines der Gräber enthält die sterblichen Reste sowohl eines Mannes als auch einer Frau. Zu den Beigaben für den Mann gehörten unter anderem die diagnostischen Marker der Steppenkultur wie Szepter und Waffen. Der Frau dagegen sind Artefakte mit ins Grab gegeben worden, die aus der Hinterlassenschaft vieler anderer Gräber der Donauzivilisation wohlbekannt sind, kunstvoll gefertigte Webutensilien und Figurinen.

Die materielle Ausstattung der Nekropole von Varna legt Zeugnis ab von den durchgreifenden Veränderungen, die die damalige Gesellschaft mit dem Auftreten einer «upper class» (Curry 2011) erlebte. Die unübersehbare Vielfalt an Statussymbolen gibt denjenigen Archäologen ein Rätsel auf, die nicht an eine Einflussnahme von außen glauben wollen. Der enorme Umschwung von Bestattungssitten einer egalitären Gesellschaft zu denen einer hierarchisch strukturierten bliebe rätselhaft, wenn man nur eine interne Entwicklung im Blick hat, und er bräuchte viel längere Zeitspannen, als sie in Varna anzusetzen sind.

Die Intervention der Steppennomaden hat den Rhythmus der Sozialentwicklung bei den Ackerbauern unterbrochen. Die Gesellschaft der Donauzivilisation war komplex, mit ihrer differenzierten Arbeitsteilung und Spezialisierung der verschiedensten Handwerksbereiche sowie mit ihrer Sippenordnung, die viel Spielraum für Kooperation und Wettbewerb einzelner Gruppen bot. Die von den Steppennomaden eingeführte Sozialordnung war nicht komplexer, sie operierte mit anderen Kategorien und Konventionen sozialen Verhaltens. Da uns modernen Betrachtern die soziale Eliteordnung vertrauter ist als die egalitäre Gesellschaftsordnung, tendieren wir dazu, Komplexität nur in der hierarchischen Ordnung zu erkennen.

Die Rolle der Steppennomaden war viele Jahre umstritten, vor allem deshalb, weil die Hypothese von Marija Gimbutas zu den Migrationen der Indoeuropäer harter Kritik ausgesetzt war. Die Archäologie der Steppenkulturen wuchs spät, erst in den 1990er Jahren, aus ihren Kinderschuhen heraus und hat ihren eigentlichen Aufschwung erst seit Anfang dieses Jahrhunderts erlebt. In den vergangenen Jahren sind immer mehr Publikationen – darunter einige monumentale Dokumentationen (u. a. Anthony 2007, Dergačëv 2007) – erschienen, die die Annahmen von Gimbutas bestätigen. Insofern stehen Überlegungen zur sozialen und politischen «Landnahme» der Nomadeneliten, die zu den ersten Migranten aus der Steppe gehören (erste Kurgan-Migration), und die sich an der Peripherie Alteuropas etablierten, heutzutage auf festem Grund.

Der gesellschaftliche Umschwung und die politische Neuordnung, die an der materiellen Hinterlassenschaft der Nekropole von Varna abzulesen ist, ist auch an anderen Orten zu beobachten, allerdings nicht so umfänglich dokumentiert wie in Varna. Die Siedlungen von Usatovo, Durankulak, Cernavoda und andere zeigen ebenfalls Veränderungen in der Zusammensetzung des Fundmaterials. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. (d. h. nach ca. 4400 v. Chr.) treten auch hier neben die diagnostischen Marker Alteuropas die von den Steppennomaden eingeführten

Statussymbole auf, zum Beispiel Szepter mit Pferdekopfverzierung und kleinformatige Brustplatten (Dimitrov 2007).

Veränderungen zeichnen sich auch im Siedlungshorizont des Donautals ab. Offensichtlich erkundeten die Nomaden die Ländereien der Ackerbauern und suchten sich Weideplätze für das Vieh, das sie mitbrachten. Die halbnomadische Weidewirtschaft in bestimmten Gegenden der Balkanregion, die sich über die Antike bis in historische Zeiten erhalten hat, geht in ihren Ursprüngen wohl auf die Zeit der indoeuropäischen Landnahme zurück (Arnold/Greenfield 2006). Bis ins 20. Jahrhundert gab es im Karpatenraum einen saisonalen Viehtrieb. Im Frühjahr wurden die Schafe auf die höher an den Berghängen gelegenen Sommerweiden getrieben, und im Herbst wieder herunter in die Täler geholt.

Die alteuropäischen Siedlungen im Grenzland hatten noch Jahrhunderte Bestand. Die Einwohner gewöhnten sich daran, dass sie in der Kontaktzone zweier Kulturen lebten und dass sich die Traditionen dieser beiden Kulturen in ihrem Alltagsleben konsolidierten. Sie gewöhnten sich auch an die neuen Eliten mit ihren anderen Sitten und Bräuchen, so wie sich Jahrtausende später die Germanen und Kelten an die Bräuche gewöhnen, die die Römer aus Italien in die Provinzstädte ihres Reiches mitbrachten (MacMullen 2000). Die Alteuropäer lernten die fremdartige indoeuropäische Sprache der Steppenleute, aber behielten viele ihrer alten Bräuche bei, so wie später die Iberer in Hispanien die Sprache der einwandernden keltischen Elite annahmen, aber an iberischen Traditionen festhielten (Cunliffe 1997: 133 ff.).

Auch die Steppennomaden, die nach und nach in die Siedlungen der Alteuropäer zuwanderten, blieben nicht unberührt von den Traditionen, die die Alteingesessenen pflegten. Am deutlichsten schlug sich dies im Wandel der Lebensgewohnheiten nieder. Die Viehhaltung war den Leuten aus der Steppe vertraut, an den fremden Feldbau gewöhnten sie sich schnell.

Klimaveränderung und deren Folgen

Das 4. Jahrtausend v. Chr. brachte weitere Umwälzungen. Eine drastische Verschlechterung der Witterungsbedingungen, der Klimawechsel der atlantischen Periode (zwischen 4100 und 3800 v. Chr.), ist verantwortlich für die zweite Migrationswelle der Steppennomaden in die Gebiete der alteuropäischen Ackerbauern, die um 3500 v. Chr. einsetzte. Während in jener Zeit die Großsiedlungen der Trypillya-Kultur aufblühten, wurden weiter südlich eine ganze Reihe alter Siedlungen aufgegeben, so auch die in

der Region von Varna. Der Kulturaustausch hinterließ seit ca. 3500 v. Chr. deutliche Spuren: «... eine Amalgamation der kulturellen Systeme Alteuropas und der Kurgan-Leute ist klar erkennbar» (Gimbutas 1991: 371).

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob damit die Kulturtraditionen Alteuropas erloschen, denn es entstand ein Hiatus zwischen den Kulturschichten der späten Kupferzeit und der frühen Bronzezeit. Diese Perspektive prägt Vorstellungen von der «untergegangenen Welt Alteuropas» (Anthony 2009 b). In der Zeitspanne zwischen 4300 und 4100 v. Chr. wurden Hunderte kleinerer und größerer Siedlungen im Tal der unteren Donau und in Ostbulgarien aufgegeben. Dies waren Tell-Siedlungen, hauptsächlich solche der Karanovo-Regionalkultur. Die Menschen zogen von den Hügeln ins flache Land. Aber der Ortswechsel hatte auch eine Veränderung der Lebensgewohnheiten zur Folge. Die Haupterwerbsquelle war nicht mehr der Ackerbau, sondern die Viehhaltung. Die Zahl der Schafe und Rinder nahm zu, und die Pollenanalyse des Ackerlands zeigt einen deutlichen Rückgang der Anbauaktivität (Marinova 2003: 279 ff.).

Diese durchgreifenden Veränderungen wurden wohl durch eine Art Kettenreaktion ausgelöst, deren Triebkräfte sowohl ökologischer wie auch gesellschaftlicher Art waren. Die Faktoren, die dabei entscheidend waren, standen aber in keiner direkten Beziehung zueinander. Chronologisch steht die Einführung der elitären Clan-Ordnung der Leute aus der Steppe am Anfang der Umwälzungen. Damit begann der interne Umschwung der gesellschaftlichen Verhältnisse Alteuropas. Ganz unabhängig davon, aber im gleichen Zeitraum, zeitigte der erwähnte drastische Klimawechsel seine Wirkung, der eine deutliche Abkühlung mit sich brachte. Vor der Umstellung auf die Viehhaltung als bevorzugter Wirtschaftsform waren die Bewohner in den alten Siedlungen wahrscheinlich von einer Verknappung der Nahrungsreserven betroffen. Als Folge des Klimaumschwungs veränderte sich auch das Landschaftsbild. Wie damals zur Zeit der Großen Flut um 6700 v. Chr. und des Kältesturzes von 6200 v. Chr. waren es auch diesmal Flutkatastrophen bzw. Überschwemmungen, die die fruchtbaren Felder im Flusstal der Donau und in unmittelbarer Küstennähe verwüsteten und durch starke Erosionswirkung für den Pflanzenanbau unbrauchbar machten (Bailey et al. 1998).

Soziale Unruhen und die ersten kriegerischen Auseinandersetzungen in der Geschichte Alteuropas waren vermutlich die Folge. Nur so wohl lassen sich die Brandspuren in vielen verlassenen Siedlungen erklären. In den neuen Siedlungen im Flachland, die deutlich kleiner waren als die Tell-Siedlungen und die auch weniger Bewohner hatten, wurden die Werkstät-

ten für Keramikherstellung und die Schmieden für Kupfer und Gold nicht mehr aufgebaut. Diese Handwerkszweige lagen eine Zeitlang brach und man kann nur darüber spekulieren, wie viel von dem einstigen Know-how während der Periode der Umwälzungen überlebte (Chernykh 1992: 52).

Dass gegen Ende der Kupferzeit viele Siedlungen aufgegeben wurden, charakterisiert einen Trend in der Siedlungsgeographie, der unzweifelhaft das demographische Gleichgewicht in den Ländereien Alteuropas beeinflusste. Andererseits gibt es etliche andere Siedlungsplätze, die Bestand hatten, und die über die griechisch-römische Antike hinaus bewohnt blieben. Solche Orte mit Siedlungskontinuität liegen sowohl an der Peripherie Alteuropas als auch im Kerngebiet der Donauzivilisation.

Ein Beispiel an der Peripherie ist das etwa 18 km nordwestlich von Veliko Tărnovo gelegene Chotnica in Zentralbulgarien. Die älteste Kulturschicht datiert ins 6. Jahrtausend v. Chr., und dieser Ort wurde kontinuierlich bis ins 14. Jahrhundert bewohnt (Ilčeva 2006–08). Ein Beispiel für Siedlungskontinuität im zentralen Balkan ist Gomolava (westlich von Belgrad im Flusstal der Sava), eine Siedlung der Vinča-Region, in der insgesamt acht Fundschichten unterschieden werden, beginnend mit Gomolava I (5. Jahrtausend v. Chr.) und auslaufend mit Gomolava VIII (15. Jahrhundert). Gomolava war rund sechstausend Jahre bewohnt, vom Neolithikum bis zum Beginn der Neuzeit (Petrović 1984).

Die Unterbrechung der Siedlungskontinuität muss nicht unbedingt einen Bruch mit althergebrachten Traditionen signalisieren. Denn die Menschen, die ihre Heimstätten aufgaben, ließen sich ja anderswo nieder und lebten weiter mit ihren Weltbildern und Bräuchen. Und «sie verstanden es, im neuen Siedlungsgebiet ihre Glaubensvorstellungen und Traditionen zu bewahren, die die Grundlage bildeten für die später entwickelte Mythologie der alten Griechen. Wenn wir vom Hiatus zwischen der späten Kupferzeit und der frühen Bronzezeit sprechen, bedeutet das also, dass es einen Bruch im Siedlungssystem gibt. Aber die Bevölkerung hat dennoch überlebt und Einfluss genommen auf die Schaffung späterer zivilisierter Gesellschaften» (Radunčeva 2003: 312).

Es gibt Regionen, wo sich die kulturellen Institutionen der Donauzivilisation länger als anderswo auf dem Balkan erhielten. Eine solche Region – eine Oase, umgeben von einem Milieu, in dem alteuropäische Lebensweisen bereits von indoeuropäischen Kulturmustern überformt waren – ist das geographische Areal der Kultur von Gârla Mare in Rumänien, das sich in den historischen Landschaften Oltenien, Banat und im Südwesten Transsilvaniens erstreckt (Gimbutas 1992: 23). Es konnte nachgewiesen

werden, dass in der mündlichen Überlieferung dieser Region uralte Erzählmotive und folkloristische Elemente weiterlebten. Hierzu gehört etwa das Motiv des Nadelbaums (Zypresse, Fichte u. ä.) nahe einer Quelle in Verbindung mit Begräbnisriten (Poruciuc 2001). Es ist nicht auszuschließen, dass diese und andere alte Motive der oralen Überlieferung Fragmente eines ansonsten verschütteten Kulturerbes sind, die über Jahrtausende tradiert worden sind.

Ein Hiatus ist für bestimmte Handwerkssparten zu beobachten, etwa die Töpferei. An manchen Orten mit jahrhundertelanger Töpfereitradition wurde keine Keramik mehr hergestellt. Und doch lebte dieses Handwerk später in ähnlicher Vitalität und Formenvielfalt wieder auf. Wichtig scheint, dass die geistige Kultur im Wesentlichen intakt blieb, denn das kulturelle Gedächtnis der Menschen, die den Umschwung durchlebten, hat später die Renaissance alteuropäischer Traditionen über den Transfer einer Kulturdrift vom Festland in die Ägäis ermöglicht.

Als Zeichen für den Umschwung, den die Gesellschaft Alteuropas durchmachte, wird auf das Fehlen eines der charakteristischen Marker der alteuropäischen Kunst und Religion hingewiesen: der Figurinen. Mit dem Beginn der Bronzezeit ist das Vorkommen von Figurinen in den Fundschichten drastisch reduziert und setzt schon bald ganz aus. Diese Tradition muss aber irgendwie im kulturellen Gedächtnis der Alteuropäer bewahrt worden sein, denn wenig später wurden wieder Figurinen hergestellt, erst auf den Kykladeninseln und bald auch im minoischen Kreta. Auch auf dem Festland lebte die Tradition wieder auf und entfaltete in der mykenisch-griechischen Kunst eine neue Blüte. Weder das Kunsthandwerk noch das Kultleben, das mit den Figurinen assoziiert war, wurden von außen, etwa aus Anatolien oder dem Nahen Osten, eingeführt. Nein, die Erneuerung der Figurinen-Kultur bei den Mykenern ist «hausgemacht» und greift auf ältere Entwicklungen des europäischen Kunstschaffens zurück.

Für das Mysterium der Kontinuität von Kunstformen und Motiven der alteuropäischen Kultursymbolik in späteren Perioden sind auch tiefenpsychologische Erklärungen angeboten worden; demnach waren «die alteuropäischen sakralen Bilder und Symbole ... nie gänzlich entwurzelt worden» und «zu tief in der Psyche verankert» (Gimbutas 1989: 318). Selbst wenn man hier einwenden könnte, dass solche Erklärungen zu weit greifen und kaum zu verifizieren sind, kann sich der moderne Betrachter nicht dem Eindruck geradezu augenfälliger Kontinuität verschließen, wenn das Kulturschaffen Alteuropas in einen Vergleich mit dem späterer Perioden gestellt wird.

Die balkanisch-altägäische Kulturdrift

Die Erkenntnis, dass die zivilisatorische Entwicklung in Südosteuropa von ihren Anfängen im 6. Jahrtausend v. Chr. bis in die Periode der mykenisch-griechischen Antike, d.h. bis ins späte 2. Jahrtausend v. Chr., im Wesentlichen von denselben Organisationsprinzipien, von weitgehend identischen Vorstellungen künstlerischer Ästhetik, von sehr ähnlichen religiösen Vorstellungen und von fortschrittlichen Technologien geprägt war, ist Marija Gimbutas zu verdanken.

Die Kulturdrift zeitigte ihre Auswirkungen nicht als Folge einer Massenbewegung von Teilen der alteuropäischen Bevölkerung, vom Festland in die ägäische Inselwelt. Vielmehr war dies eine Migration von kleineren, aber einflussreichen Gruppen, die in ihren neuen Wohngebieten gleich zu Beginn das kulturelle und soziale Rahmenwerk der alten Gesellschaft wieder etablierten. In ihre neue Heimat nahmen sie die vertrauten Kulturgüter und das Ideengut der alteuropäischen Agrargesellschaft mit.

Diese Mittler der Kulturdrift verkehrten in den Häfen, über die der Handel zwischen dem Festland und den Inseln der Ägäis während der Bronzezeit abgewickelt wurde. Und über den Seehandel wanderten entsprechend auch Ideen und Technologien. Siedlungen an der Küste wurden mit Vorliebe auf Halbinseln angelegt. Hafenstädte an den Küsten des griechischen Festlands waren Ayios Kosmas und Askitario in Attika, Kolonna in Aegina. Häfen auf den Kykladeninseln lagen auf Kea (Ayia Irini) und auf Melos (Phylakopi). Ayios Nikolaos auf Kreta war durch eine Halbinsel geschützt. Kretische Häfen lagen auch in unmittelbarer Nähe von der Küste vorgelagerten Inseln wie Mochlos, Amnisos oder Kommos, oder sie waren vom Meer aus über eine Flussmündung zu erreichen, wie Ayia Triada im Süden Kretas. Häfen auf anderen Inseln der Ägäis waren Manika auf Euboia und Akrotiri auf Thera. Es kamen die Häfen an der Ostküste der Ägäis hinzu, Klazomenai in der Nähe von Smyrna (Izmir), Milet, Iasos, u.a. (Shaw 1990).

Der Transfer von Gütern vom Festland in die Ägäis ist eingebettet in ein Netz von kulturellen Traditionen und Technologien, die mit der Kulturdrift vom Festland aus in die ägäische Inselwelt gelangten. Dieses weite Beziehungsnetz alteuropäisch-altägäischer Konvergenzen umfasst viele Kulturmuster und Einzelmerkmale, angefangen von religiös-weltanschaulichen Vorstellungen bis hin zu speziellen Technologien (Haarmann 1995: 57 ff.):

Technologien und Handwerkssparten
- Weiterentwicklung der alteuropäischen Tradition des Webens und der Textilproduktion
- Transfer von Techniken der Keramikherstellung
- Transfer und Weiterentwicklung metallurgischer Technologien (Kupfer, Gold, Bronze)

Architektur und Anlage der Siedlungen
- die Tradition offener heiliger Bezirke mit Kultplattformen
- Organisationsformen einer städtischen Siedlungsweise

Sprache und Kommunikation
- die Tradierung alteuropäischen Sprachguts im Lehnwortschatz des Griechischen
- die Verwendung von Tonstempeln mit dekorativen Mustern (pintaderas)

Schrifttechnologie
- alte Zeichenformen
- die Verwendung von Hilfszeichen für die Variation von Basiszeichen
- die Vereinigung von Einzelzeichen in Ligaturen
- das lineare Prinzip der Aneinanderreihung von Einzelzeichen in der Zeichensequenz einer Inschrift
- die Traditionen der Beschriftung von Kultobjekten (z.B. die Beschriftung weiblicher Statuetten sowie von Tierskulpturen als Votivgaben)
- Traditionen der Beschriftung von Gewichten (z.B. beschriftete Webgewichte)
- die Verwendung von Schriftstempeln
- die Verwendung der Schrift im religiösen Kontext

Religion, Kulte, Kultursymbolik
- der Kult der Großen Göttin und ihrer Erscheinungsformen
- Schreine und ihre Funktion für die Verehrung der Großen Göttin
- die Verwendung von Masken als Kultrequisite
- der Vogel als Attribut der Großen Göttin
- der religiöse Symbolismus des Schlangenmotivs
- das Spiralmotiv als Symbol des kosmischen Wassers
- das Bienen- und Schmetterlingsmotiv als göttliche Attribute
- das Doppelaxtmotiv als göttliches Attribut
- Merkmale für eine Transformation der Großen Göttin in den weiblichen Gottheiten der griechischen Mythologie
- die Rolle des Schweins als Attribut der Vegetationsgöttin
- das Motiv der Mutter mit dem Kind in der religiösen Ikonographie
- das Motiv der Tiere nahe der Lebenssäule
- der religiöse Symbolismus des Stiers und des Stierkults
- der abstrakte Symbolismus männlicher Kraft und Macht: die sakralen Stierhörner (Bukranien)
- die Tradition, Votivfiguren mit Ornamenten zu verzieren
- die Tradition, Tierfiguren als Votivgaben zu produzieren

- die Sitte, Statuetten nach der Kultzeremonie zu zerbrechen
- die Kontinuität von Bildmotiven im ornamentalen Design (z. B. der Mäander, die Spirale, das Hakenkreuz)

Die Fortsetzung alteuropäischer Traditionen über die Kupferzeit hinaus in die Regionalkulturen der Bronzezeit betrifft ein ganzes Spektrum sowohl der materiellen als auch der geistigen Kultur. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, Prozesse kultureller Kontinuität für das Kultleben und seine Manifestationen, für die darstellende Kunst und ihre Formenvielfalt sowie für die visuellen Kommunikationssysteme auszuleuchten. Das alteuropäische Erbe lebt weiter in der Kulturlandschaft der ägäischen Inseln, auf den Kykladen und in Altkreta.

Die Große Göttin und ihre Töchter

Nach den von der indoeuropäischen Einwanderung und der Klimaveränderung in Südosteuropa ausgelösten Umwälzungen lebte die alteuropäische Kulturtradition auf den Inseln der Kykladen erneut auf. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. nahm die bis dahin eher unscheinbare Kykladenkultur einen deutlichen Aufschwung. Aus einem Hinterhof Alteuropas entwickelte sich im 3. Jahrtausend v. Chr. eine blühende Kulturlandschaft, die älteste der ägäischen Bronzezeit. Die Kulturen Alteuropas und der Kykladen stehen in einer chronologischen Aufeinanderfolge. Die Entfaltung des kulturellen Lebens auf den Kykladen ist ein Wiederaufgreifen, eine Fortsetzung und Weiterentwicklung eines älteren, aus den Festlandregionen des Balkan in die Ägäis transferierten Erbes. Vier Phasen der Kykladenkultur werden unterschieden: Neolithikum und Kupferzeit (5. und 4. Jahrtausend v. Chr.), Grotta-Pelos-Kultur (3200–2700 v. Chr.), Keros-Syros-Kultur (2700–2200 v. Chr.), Kultur von Phylakopi I (2400–2200 v. Chr.).

Der Parallelismus zwischen der älteren Kultur des Festlandes und der jüngeren Kultur der Kykladen ist an den archäologischen Leitformen zu erkennen, an ihrer Stilistik und Ornamentik. Eine der wichtigsten dieser Leitformen sind die Idolfiguren. In der Idolkunst der Kykladen sind von Anbeginn (d. h. seit dem 5. Jahrtausend v. Chr.) zwei Richtungen vertreten, eine naturalistische und eine abstrakt-stilisierende.

Besonders reichhaltig ist das Repertoire der extrem stilisierten Frauengestalten, die wegen ihrer charakteristischen Form als «Violinidole» bezeichnet werden. «Hals und Kopf dieser ‹Violinfiguren› sind bloß durch einen Zapfen angedeutet, Rumpf und Schultern haben etwa die gleiche Breite wie die Basis des Violinkörpers, die Taille ist stark betont» (Myss 1981: 87). In diesen Idolen scheint eine gleichsam zeitlose Ästhetik auf (Renfrew 1991: 74 ff.).

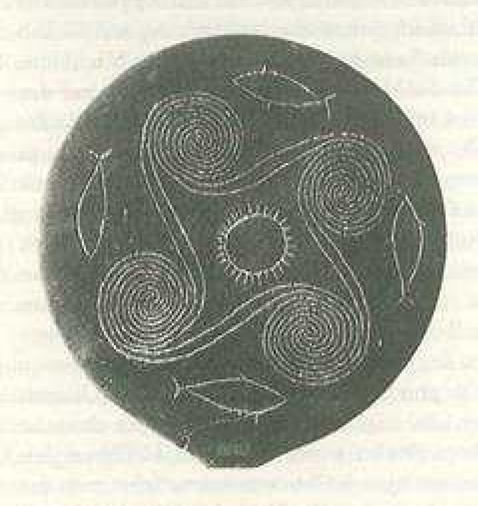
Es gibt keine Statuen der kykladischen Göttin, so wie dies aus der griechischen Antike bekannt ist. Die Existenz der Gottheit lässt sich allerdings aus der Fülle der weiblichen Idolfiguren und von Grabbeigaben erschließen, deren Symbolik die Traditionen Alteuropas fortsetzen, Idole, Schmuck, Gefäße und anderes. Erlauben solche Beigaben Rückschlüsse auf die Natur der kykladischen Göttin? War sie eine Vegetationsgöttin wie ihre Mutter in Alteuropa oder eine wehrhafte Schützerin wie Kybele? Die weiblichen Aspekte in der sakralen Kunst der Kykladen sind erst vor einiger Zeit gedeutet worden.

Eines der typisch kykladischen Kultobjekte ist eine Griffschale, die wie eine Bratpfanne aussieht. In der Forschungsliteratur werden diese Objekte auch als «kykladische Bratpfannen» (*Cycladic frying pans*) bezeichnet. Die Griffschalen sind zumeist ornamentiert, und das häufigste Motiv ist eine Spirale. Dieses Motiv ist auch im Zentrum der Pfannenform platziert und alterniert in dieser Position mit einem Sonnensymbol (Abb. 89).

Um 2000 v. Chr. erlahmte das Kulturschaffen auf den Kykladen. Die Violinidole verlieren ihre klassisch-ästhetische Formgebung und wirken nurmehr schematisch. Die kykladische Kultur erlebte aber eine Nachblüte, als im 14. Jahrhundert v. Chr. die Mykener die politische Macht auf den Inseln übernahmen. Phylakopi auf Melos fand das besondere Interesse der neuen Herren, die die Stadt und das alte Heiligtum dort ausbauten. In der religiösen Ikonographie spiegelt sich der Wandel in der Kunstästhetik vom 3. zum 2. Jahrtausend v. Chr. wider. Bei der Gestaltung der weiblichen Idolfiguren verstärkt sich die Tendenz zum Naturalismus. Ihren sublimen Ausdruck findet diese Neuausrichtung in der mykenischen Ästhetik der Weiblichkeit. Die Madonna von Phylakopi, eine Tonfigur, die zusammen mit Stierfiguren im heiligen Bezirk gefunden wurde, ist ein augenfälliges Beispiel für die Innovationen des Kunstsinns in der späten Bronzezeit.

Als Entstehungszeit der Skulptur aus hellem Ton, der dunkelrot bemalt worden ist, wird ca. 1370 v. Chr. angenommen. Das bedeutet, dass die Madonna bereits in Phylakopi verehrt wurde, bevor ihr Heiligtum fertiggestellt war. Der westliche, um 1360 v. Chr. entstandene Schrein ist der ältere, der östliche Schrein wurde um 1270 v. Chr. gebaut. Beide Schreine dienten bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts v. Chr. als Kulträume. Danach wurde das Heiligtum aufgegeben. Zu jener Zeit hatte auf dem Fest-





89 Kykladische Griffschalen für den kultischen Gebrauch (nach Myss 1981: 80)

land bereits das «dunkle Zeitalter» begonnen. Die mykenische Herrschaft war zusammengebrochen. Auch auf den Kykladen versiegten die Quellen der mykenischen Kultur.

Die kykladische Sonnengöttin hatte eine ägäische Schwester, die Schlangengöttin Altkretas. Von ihr ist sogar der Name überliefert, der nach seiner Schreibung in Linear A als A-sa-sa-ra zu lesen ist. In ihren wesentlichen Zügen sind die minoische Religion und ihr Symbolismus bereits in der Zeit vor dem Bau der Paläste (ca. 2100 v. Chr.) ausgeprägt. Die Minoer haben in ihrer religiösen Kunst die alteuropäischen Vorbilder nicht einfach nachgeahmt, sondern den archaischen Trend zur Stilisierung allmählich gelockert und naturalistischere Darstellungen betont.

Die ältesten weiblichen Skulpturen, die auf Kreta gefunden wurden und ins 7. Jahrtausend v. Chr. datiert werden, zeigen die typisch alteuropäischen Züge und lassen noch keine lokale Eigenentwicklung der Kunst erkennen. Während der Periode Frühminoisch IIB, deren Beginn auf ca. 2400 v. Chr. angesetzt wird, häufen sich Skulpturen mit lokalen Eigenheiten. Eine der ältesten plastischen Ausführungen, die weniger schematisch anmutet als die frühneolithischen, ist ein Weihgefäß (Rhyton) in Form einer Frauengestalt. Das bauchige Gefäß formt den Körper der «Göttin von Myrtos». Die Brüste sind plastisch hervorgehoben, der Hals ist überproportional lang gestreckt, die Form des Kopfes und die Gesichtszüge muten vogelhaft an. Vielleicht ist diese Skulptur die älteste Kretas, in der die Fusion anthropomorpher Züge (Frauengestalt) und zoomorpher Eigenschaften (Attribute eines Vogels) nach alteuropäischem Vorbild wiederholt wird.

Variantenreich entfaltete sich die Kleinplastik während der Palastperiode. Aus jener Zeit sind viele Darstellungen der Göttin mit mehr oder weniger naturalistischen Zügen, in verschiedenen Posen und mit den unterschiedlichsten Attributen bekannt. Eine der bevorzugten Posen der Göttin ist die mit erhobenen Armen, eine Haltung, die Segnung oder auch respektheischende Aufmerksamkeit ausdrücken kann.

Der Variantenreichtum weiblicher Darstellungen in der minoischen Kunst erweitert sich, wenn auch die Reliefs, Freskenbilder und Siegelabdrücke in die Betrachtung einbezogen werden. Abgesehen von den zahlreichen Posen der weiblichen Gottheit verschwimmen hier die Grenzen zwischen rein anthropomorphen und zoomorphen Merkmalen. Da gibt es Frauengestalten mit menschlichen Körpern, aber mit Händen und Köpfen wie von Insekten (vielleicht Bienen?), mit Armen wie Schmetterlingsflü-

geln, mit Vogelköpfen oder mit einem oval geformten Unterkörper wie der einer Biene und ansonsten menschlichen Gliedern.

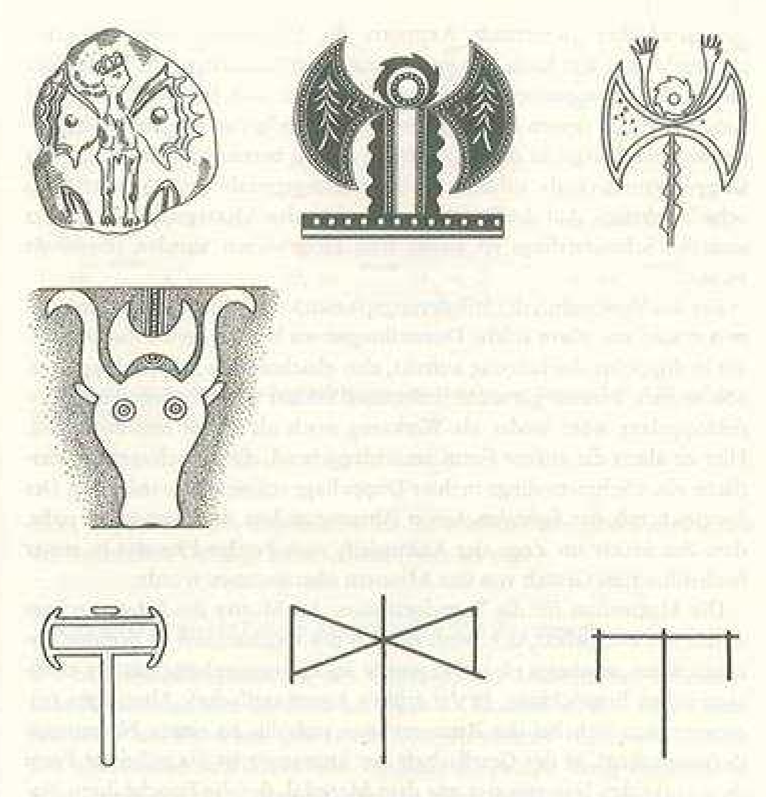
Diese aus Alteuropa bekannten Metamorphosen – oder genauer Teilmetamorphosen – dienten in Kreta wie früher in der religiösen Symbolik der Donauzivilisation dazu, bestimmte funktionale Aspekte des Göttlichen zu betonen, weshalb zoomorphe Merkmale auch direkt mit der anthropomorphen Gestalt der Göttin verschmolzen. So wurde die Gottheit als «Meeresgöttin», als «Muttergöttin», als «Herrin der Tiere» identifiziert, oder als «Schlangengöttin» nach der berühmten Statuette aus dem Heiligtum von Knossos. Alle diese Einzelfunktionen leiten sich von einer Grundvorstellung ab, nämlich von der minoischen Gottheit als «allgemeine Göttin der Natur, die verantwortlich ist für den rekurrierenden Zyklus von Leben und Sterben der Natur und der Menschen» (Dietrich 1973: 2).

Das Geheimnis der minoischen Doppelaxt

Abgesehen vom Schlangenmotiv ist die Doppelaxt «das wichtigste von allen minoischen religiösen Symbolen» (Hägg 1985: 207). Beweise dafür, dass es auch zum Kreis der ältesten Motive der altkretischen Kunst gehört, gibt es in Form einer einfachen Steinaxt und als Ritzzeichnung auf einer Keramikscherbe aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. Seit der frühminoischen Periode II (beginnend ca. 2600 v. Chr.) finden sich auch Exemplare der Doppelaxt in Bronze. Das karisch-griechische Wort für Doppelaxt ist *labrus* bzw. *labrys*. Dieser Ausdruck ist ebenso wie das davon abgeleitete *laburinthos* (‹Labyrinth›) ägäisch-vorgriechischer Herkunft.

Das frühe Auftreten der Doppelaxt in modellierter Form und als Motiv der ornamentalen Kunst Altkretas hat die meisten Forscher dazu verleitet, bei der Ausdeutung der religiösen Symbolik des Motivs von der Funktion der Axt als Werkzeug auszugehen. Von diesem Standpunkt aus gelangt man zu keiner anderen Erklärung, als dass die Doppelaxt ein Requisit einer männlichen Gottheit sei, eine Waffe, die vielleicht die Autorität einer männlichen Herrschergestalt symbolisierte, als Zeichen des Kultes einer männlichen Gottheit, so wie die Doppelaxt des Zeus Labrandeus aus Kleinasien oder der Dreizack des Poseidon.

Wenn man die Doppelaxt als Schlachtwerkzeug von Opfertieren oder als Hiebwaffe interpretiert, wäre es naheliegend, die Axt mit einem Gott zu assoziieren, vielleicht mit der Gestalt eines Wettergottes. Hier könnte man einen Vergleich zum germanischen Donnergott Thor und seinem Hammer ziehen. Erweitert sich der altkretische Pantheon vielleicht zu einer Gruppe



90/91 Stilisierte Motive in der religiösen Ikonographie des minoischen Kreta
Oben: Das Motiv des Schmetterlings (nach Gimbutas 1982: 186–87)
Mitte und unten: Das Motiv der Doppelaxt, bildlich dargestellt und als Schriftzeichen (nach Buchholz 1962: 68–69)

von Gottheiten mit sowohl weiblichen als auch männlichen Figuren? Die Doppelaxt könnte auch in Verbindung mit den Doppelhörnern, den Bukranien, als Symbol des männlichen Partners der Göttin gedeutet werden. Dann wäre die Doppelaxt in den Händen der Göttin der symbolische Ausdruck der Heiligen Hochzeit.

Solche Deutungen sind allerdings ziemlich spekulativ und basieren ganz einfach auf einer Fehleinschätzung. Die Perspektive ändert sich nämlich völlig, wenn man sich fragt, ob nicht das seit Beginn der minoischen Reli-

gionsgeschichte auftretende Axtmotiv die Stilisierung eines naturalistischen Motivs sein kann, das im Prozess seiner Stilisierung die Form einer Doppelaxt angenommen hat. Konzentriert man sich bei der Ausdeutung des Motivs auf dessen Form und bezieht die religiöse Symbolik Alteuropas vergleichsweise in die Betrachtung ein, so bereitet die Erklärung des Doppelaxtmotivs als stilisierte Schmetterlingsgestalt keine sonderlichen Schwierigkeiten. Auf die Beziehung zwischen den Motiven der Doppelaxt und des Schmetterlings ist schon früh hingewiesen worden (Buchholz 1962).

Für das Verständnis der Stilisierungsphasen vom Schmetterling zur Doppelaxt sind vor allem solche Darstellungen wichtig, in denen die Doppelaxt in doppelter Ausführung auftritt, also gleichsam als Doppeldoppelaxt. Solche Äxte können gar nicht funktionell erklärt werden, denn eine Doppeldoppelaxt wäre weder als Werkzeug noch als Waffe funktionsfähig. Hier ist allein die äußere Form ausschlaggebend, die die schuppige Oberfläche eines Schmetterlings in ihrer Doppellage stilisierend wiedergibt. Der Vergleich mit der figuralen Kunst Alteuropas legt die Vermutung nahe, dass das Motiv im Zuge der Kulturdrift vom Festland bereits in seiner hochstilisierten Gestalt von den Minoern übernommen wurde.

Die Motivation für die Transformation des Motivs des Schmetterlings in das der Doppelaxt, d. h. vom Bereich des Organischen in den des Anorganischen, erscheint plausibel gerade im Zusammenhang mit der zivilisatorischen Entwicklung. In der frühen Agrargesellschaft Alteuropas orientierte man sich bei der Regenerationssymbolik an einem Naturmotiv (Schmetterling), in der Gesellschaft der Bronzezeit ist die stilisierte Form dieses sakralen Naturmotivs aus dem Material, der die Epoche ihren Namen verdankt, aus Metall (Axtgestalt).

Die formorientierte Interpretation des Doppelaxtmotivs und seiner Assoziation mit dem Schmetterling als Sinnbild der Wiedergeburt und des Lebenszyklus bestätigt die Auffassung, dass die minoische Religion vom Wirken der großen Naturgöttin bestimmt wurde. Die Regeneration der Vegetation wird konkret durch die Metamorphose des Schmetterlings symbolisiert, und in abstrakter Form durch seine künstlerische Metamorphose, nämlich die Stilisierung zum Doppelaxtmotiv.

Die Assoziation mit dem Wirken der Göttin erfolgt durch die funktionale Metamorphose. Der Schmetterling wird zur Erscheinungsform der Göttin. Die Doppelaxt ist insofern ein durchaus «weibliches» Element im minoischen Repertoire religiöser Symbole. Entsprechend sind auch alle Kombinationen des Doppelaxtmotivs mit anderen Symbolen, wie Bäu-

92 Alteuropäisch-altägäische Zeichenkonvergenzen zwischen der Donauschrift (OE) und der Linear-A-Schrift (AB)

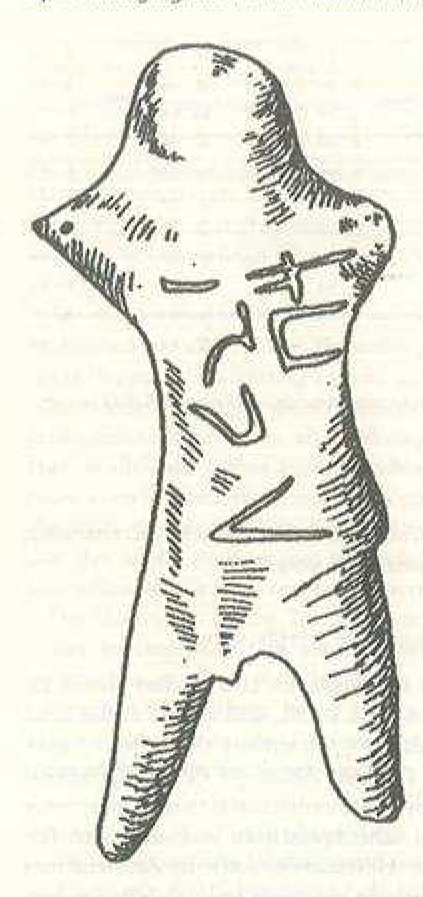
men, Doppelhörnern, Vögeln usw. als Assoziation mit einem Kennzeichen der weiblichen Gottheit auszudeuten (Abb. 90/91).

Das alteuropäische Erbe in den ägäischen Schriftsystemen

Die frühesten Zeugnisse für den Gebrauch der altkretischen Schrift Linear A stammen aus der Zeit um 2500 v. Chr., und zu den ersten identifizierten Schriftzeichen gehört das Doppelaxtmotiv (Rutkowski 1986). Die altkretische Schrifttradition verdankt Alteuropa ihren Inspirationsschub nicht nur nach dem Prinzip des Ideentransfers, sondern sie weist auch klare Konvergenzen in den Schreibprinzipien und -techniken (Linearität, Verwendung diakritischer Hilfszeichen) sowie im Zeichenschatz selbst auf. Das System Linear A besteht aus etwas mehr als 120 Zeichen, und von diesen sind rund die Hälfte solche, die graphische Parallelen zum alteuropäischen Zeichenrepertoire aufweisen (Haarmann 1989: 255 ff.; Abb. 92).

Das alteuropäische Erbe tritt uns nicht nur in den graphischen Parallelen des Zeichenschatzes der ägäischen Schriftsysteme entgegen, sondern es manifestiert sich auch in der Sitte, Figurinen zu beschriften (Abb. 93). Es ist bezeichnend, dass auch die Inschriften auf den kretischen Figurinen zum Teil sehr kurz und nur schwer als Schriften zu erkennen sind.

Aus dem Repertoire der alteuropäisch-altägäischen Schriftkonvergenzen schöpfen später auch die anderen Linearschriften: Linear B zur



93 Figurine mit Inschrift in Linear A aus Tylissos, Kreta, Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. (nach Haarmann 1995, Abb. 90)

Schreibung des Mykenisch-Griechischen (Hooker 1979) und die beiden Schriften Altzyperns, Kypro-Minoisch und Kyprisch-Syllabisch (s. u.). Die mykenischen Griechen standen bereits unter dem Einfluss der minoischen Kultur, noch bevor sie den Norden Kretas militärisch ihrem Machtbereich anschlossen. Die Eroberung Kretas erfolgte bald nach 1625 v. Chr., die älteste Inschrift in Linear B stammt aber vom Festland. Lange glaubte man, die Mykener hätten ihr Schriftsystem Linear B im 15. Jahrhundert v. Chr. auf Kreta entwickelt. Der Fund einer Weihinschrift in Linear B in der Kultstätte von Olympia (im Westen der Peloponnes) stammt aber aus der Mitte

Alteuropäisches Zeichen	Referenz-Nummer	Linear B Zeichen	Lautwert
	OE 105		e
	OE 118		je
	OE 229		te

94 Konvergenzen im Zeichenrepertoire von Linear B und der Donauschrift, ohne Parallelen in Linear A (nach Haarmann 1995: 154)

des 17. Jahrhunderts v. Chr., was bedeutet, dass Linear B viel älter ist, als bisher angenommen. Es gibt auch eine indirekte Bestätigung für die frühen Experimente mit Linear B auf dem Festland, und diese findet man im Zeichenschatz der mykenisch-griechischen Linearschrift selbst. Einige Zeichen von Linear B weisen eindeutig auf Parallelen mit alteuropäischen Zeichen. Dies sind solche Zeichen, die keine Äquivalenzen im minoischen System Linear A haben (Abb. 94).

Der Zeichenbestand von Linear B ist etwa zur Hälfte aus dem Inventar von Linear A übernommen worden, die übrigen Zeichen sind mykenisch-griechische Innovationen oder direkte alteuropäische Konvergenzen.

Ägäisches Erbe? Hexameter und griechische Sonderzeichen

Die Alteuropäer hatten ihre Mythen sicher nicht einfach aufgegeben, als ihre Gesellschaft den Umbruch zur Bronzezeit erlebte. Der Stoff der alten Mythen wurde weitergegeben an die nachfolgenden Generationen, ebenso wie die alten Kultpraktiken, die später im griechischen Kulturkreis wieder auflebten, etwa die Thesmophoria anlässlich des Mysterienfestes zu Ehren der Demeter (s. Kap. 6). Mit der Kulturdrift sind Mythen, Kultursymbole und technisches Know-how auf die Inseln der Ägäis gelangt, wo sie eine glänzende Nachblüte erlebten. Die mykenischen Griechen profitierten seit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. von dieser Nachblüte und ließen sich

von der minoischen Kultur beeindrucken, nachdem sie Kreta bald nach 1625 v. Chr. erobert hatten.

Damals schon hat sicher auch die minoische Erzähltradition auf die mythopoetische Vorstellungswelt der Mykener eingewirkt. Auf verschlungenen Wegen, die immer noch weitgehend im Dunkeln liegen, hat die orale Erzählkunst der Minoer die Mykener offensichtlich so tiefgreifend beeindruckt, dass diese bestimmte narrative Strukturen und Sprachbilder von ihren Nachbarn übernahmen.

Hexameter. Die Sprache der frühen Epen, der «Ilias» und der «Odyssee», ist übersäht mit formelhaften Wendungen. In den 28 000 Versen der Werke Homers sind rund 25 000 Sprachformeln enthalten, wie die zahlreichen Attribute der Helden und Götter, z. B. «Hera, die goldenthronende», «Athene, die schönhaarige und eulenäugige», «Demeter, die schöngelockte Herrin», «Aphrodite, die holdlächelnde» (Dihle 1994: 8). Die formelhafte Phraseologie gehört sicher zu den ältesten Versatzstücken mündlich tradierter epischer Literatur. Sie geht auf ältere Vorbilder zurück, und Kernelemente des vorgriechischen Kulturwortschatzes weisen auf dieselbe Quelle, nämlich auf die Zivilisation Altkretas, die langfristig und nachhaltig auf das Griechentum und sein Kulturschaffen eingewirkt hat.

Der Hexameter (nach griech. *hexametros* ‹aus 6 metrischen Einheiten bestehend›), der die altgriechische Literatur noch lange über die archaische Periode hinaus dominierte, steht ohne Äquivalent in irgendeiner anderen, bekannten Schrifttradition für sich. Nach alter Überlieferung soll schon Pythia, die Priesterin des Orakels von Delphi, ihre Sprüche in reimenden Hexametern verkündet haben (Davies 1996: 112).

Wenn der Hexameter einheimisch griechisch, d. h. indoeuropäisch wäre, dann könnte man Anklänge in der vedischen Poetik Indiens erwarten. Aber dort finden sich keinerlei Ähnlichkeiten. Dagegen sind ältere Annahmen aus den 1920er Jahren über eine Entlehnung des Hexameters als narratives Muster aus der oralen Erzähltradition der Minoer neuerlich bestätigt worden (Ruijgh 1985: 150 f.), vermutlich «ausgehend von einer hypothetischen minoischen Vorgeschichte, was die metrische Form betrifft, über eine prä-mykenische, dann mykenische, eine äolische und ionische Phase, bis hinunter ins 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. in Euboia» (Blok 1995: 188). Dieses komplexe Versmaß, dem sich die griechische Sprache nur schwer anpasst, ist nicht griechisch, sondern von den Minoern übernommen worden. Die Übernahme des Hexameters aus einer fremden Kultur verwundert kaum, wenn man sich vergegenwärtigt, dass zentrale Figuren der homerischen Epen wie Odysseus, Agamemnon, Penelope u. a. nichtgriechische Namen haben.

Zusatzzeichen. Zu den überraschenden Erkenntnissen der neueren Forschung gehört außerdem die Entdeckung, dass von der altägäischen Schrifttradition Impulse für den Entstehungsprozess des griechischen Alphabets ausgingen. Die griechische Schrift ist nämlich kein reiner phönizischer Kulturimport.

Die Handelskontakte der Phönizier im östlichen Mittelmeer waren nicht nur wegen der geographischen Nähe Zyperns, Kretas und der ägäischen Inselwelt besonders intensiv, sondern auch deshalb, weil die phönizischen Kaufleute die von den Minoern erschlossenen und von den Mykenern frequentierten Schiffsrouten befuhren und sich nach dem Untergang von deren Seemacht das Handelsmonopol in der Region sicherten. Bereits im ausgehenden 2. Jahrtausend v. Chr. bestanden rege Kontakte mit Zypern und Kreta. Die Kenntnis der phönizischen Schrift auf Kreta geht mindestens auf das ausgehende 10. Jahrhundert v. Chr. zurück. In diese Zeit wird die älteste phönizische Inschrift der Insel datiert.

Traditionellerweise wird die Übernahme der phönizischen Schrift im ägäischen Raum als typisch griechische Kulturinnovation verstanden. Neuere archäologische Funde deuten darauf hin, dass sich auf Kreta eine griechisch-minoische kulturelle Symbiose entfaltete, deren Träger die Eteokreter (späte Nachkommen der Minoer), mykenische Griechen und dorische Einwanderer waren. Die Erinnerung an die Periode der voralphabetischen Schriftlichkeit (in Linear A und B) war auf Kreta noch lebendig, und von den Griechen auf Zypern war bekannt, dass sie ihre Sprache in einem der zyprischen Syllabare aufzeichneten. An der Ausarbeitung der ältesten Alphabetversion auf Kreta, die für das 10., spätestens 9. Jahrhundert v. Chr. angesetzt werden kann, waren mit Sicherheit Eteokreter und Griechen gemeinsam beteiligt, denn zu den ältesten Inschriften in der neuen Schrift gehören solche in Eteokretisch, also in einer nichtgriechischen Sprache.

In diesen ältesten Zeugnissen einer vollständigen Alphabetschrift wurden auch Vokale bezeichnet. Außerdem ist hier eine archaische Schreibweise des phönizischen *Jodh* überliefert, die sich nirgendwo sonst in der griechischen Welt findet. Diese Spezialisierung der Schrifttechnologie war gleichsam eine Alternativlösung für einige der Probleme bei der Anpassung einer Schrift an die lautlichen Strukturen von Sprachen, die ganz anders als die des Phönizischen waren.

«Zusatzzeichen» des griech. Alphabets	Ägäische Schriftzeichen	Schriftsystem
		Linear A (A 326)
		Linear A (AB 02)
		Linear A (A 703 D)
		Linear B [we]
		Linear A (AB 27)
		Linear A (A 304)
		Zyprisch-Syllabisch [a]
		Zyprisch-Syllabisch [ku]
		Linear B [re]

95 Die altägäischen Vorbilder für die «Zusatzzeichen» des griechischen Alphabets phi, chi und psi (nach Haarmann 2009 c: 127)

Die Positionen im Alphabet, die für bestimmte, dem Phönizischen eigene, dem Eteokretischen und Griechischen dagegen fremde Laute reserviert waren, wurden mit Vokalen besetzt. Auf diese Weise wurden bestimmte Konsonanten und Halbkonsonanten mit den griechischen Vokalen assoziiert, und zwar *Aleph* mit *Alpha*, *He* mit *Epsilon*, *Heta* mit *Eta*, *Jodh* mit *Iota*, *Ajin* mit *Omikron*. Zu den Innovationen des eteokretisch-griechischen Alphabets gehörten auch die zusätzlichen Zeichen *Phi*, *Chi* und *Psi*, für die es keine Vorbilder gibt, weder in der phönizischen Schrift noch in irgendeiner anderen Schriftvariante des Nahen Ostens. Diese Sonderzeichen wurden nach dem Steinbruchprinzip aus dem Inventar der alten

kretischen Linearsysteme selektiert und in das Repertoire der Buchstaben übernommen (Abb. 95).

Offensichtlich waren diese mit den ägäischen Zeichen geschriebenen Laute ursprünglich dem Griechischen fremd und sind erst mit den Substratwörtern in das griechische Lautsystem integriert worden. Auffällig ist die Häufung von *Chi*, *Phi* und *Psi* sowie deren Kombinatorik in den alteuropäischen Lehnwörtern des Griechischen; z.B. *choinix* ‹Getreidemaß›, *ochthoibos* ‹Saum des Chiton›, *morochthos* ‹Ton zum Bleichen der Kleider›, *sphragis* ‹Siegel›, *skops* ‹Eule›, *phaps* ‹wilde Taubenart›, *daphne* ‹Lorbeer›, *zaps* ‹Sturm›.

Das auf Kreta perfektionierte vollständige Alphabet entpuppte sich in seiner Assoziation mit der griechischen Sprache als kultureller Exportschlager im Mittelmeerraum und darüber hinaus. Die ersten Nichtgriechen, die sich der neuen Schreibtechnologie bedienten, waren die Etrusker. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. gelangte die Schriftlichkeit über etruskische Vermittlung zu den Latinern.

Minoisch-kyprische Kontakte: Der ägäische Schriftexport

Die politische Macht der Minoer stützte sich auf ihre mächtige Handelsflotte. Die Herrschaftsform dieser frühen Kolonisatoren des Mittelmeeres wird als Thalassokratie (griech. *thalassa* ‹Meer› + *kratia* ‹Herrschaft›) bezeichnet. Die damals unumstrittenen Herrscher des östlichen Mittelmeerraumes unterhielten Handelskontakte mit vielen Völkern, u. a. mit den Ägyptern, den Syrern und den Zyprern. Zur Festigung ihrer Seemacht bauten die Minoer auch Stützpunkte außerhalb Kretas. Akrotiri an der Südküste der antiken Insel Thera war eine minoische Kolonie. Die Stadt ist gut erhalten, denn seit dem Vulkanausbruch von 1625 v. Chr. war sie bis zu ihrer Entdeckung durch Archäologen von einer dicken Schicht vulkanischer Asche bedeckt. Auf Thera hat man nicht nur viele Waren kretisch-minoischer Herkunft gefunden, sondern auch Textfragmente in der Schriftart Linear A. Die minoische Schriftlichkeit war also auch außerhalb der Hauptinsel Kreta verbreitet.

Die minoische Kultur strahlte weit ins östliche Mittelmeer aus, und ihre Einflüsse sind auch in Zypern nachzuweisen. Handelsgüter gelangten nicht direkt von Kreta aus nach Zypern, vielmehr wurden die Waren in der Hafenstadt Ugarit (heute Ras Schamra) an der syrischen Küste umgeschlagen. Zypern liegt zwar geographisch außerhalb des ägäischen Archipels, die

Insel ist aber mit der altkretischen Kultur durch enge Kontakte verbunden, und die kulturellen wie wirtschaftlichen Bindungen zum Westen setzen sich bis in die klassisch-griechische Periode fort.

Unter den minoischen Gütern war auch ein besonderes Kulturgut, das den Zyprern vermittelt wurde: die altkretische Linearschrift. Die auffälligen Ähnlichkeiten zwischen Linear A und der ältesten kyprischen Linearschrift rechtfertigen deren Namen «Kypro-Minoisch» vollauf.

Die lokale Schrifttradition auf Zypern setzte um 1500 v. Chr. mit Texten in der kypro-minoischen Schrift ein. Mit dieser Schrift wurde das Eteokyprische geschrieben, eine nicht-indoeuropäische Sprache. Von dieser ältesten zyprischen Schrift leitete sich eine lokale Schriftart ab, deren Texte nicht auf Zypern selbst, sondern in Ugarit gefunden worden sind. Die kypro-minoischen Inschriften aus Ugarit sind in einem Syllabar geschrieben, das weniger Zeichen als das heimisch-kyprische verwendet. Diese Schriftvariante wird «Levanto-Minoisch» (Buchholz 1982: 313) genannt.

Es gab noch eine jüngere Schrift Zyperns, die sich länger gehalten hat als die älteren Schriftarten: das Kyprisch-Syllabische. Die ältesten Zeugnisse in dieser Schrift stammen aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. Damit wurden sowohl das Eteokyprische als auch das Griechische geschrieben. Das Griechische wurde auf Zypern heimisch, nachdem die mykenische Macht um 1200 v. Chr. unter dem Ansturm der «Seevölker» zusammenbrach und viele Bewohner des südlichen Griechenland nach Zypern flüchteten. Die Neuankömmlinge waren so zahlreich, dass sie ihre eigenen Gemeinwesen aufbauten und bald die Urbevölkerung der Insel eine Minderheit im eigenen Land war. Die heutigen griechischen Zyprioten sind entfernte Nachfahren der Mykener, die damals nach Zypern übersiedelten.

Die Mykener in Zypern und ihre Nachfahren schrieben Griechisch in Kyprisch-Syllabisch. Es wird immer wieder behauptet, es habe einen Bruch in der Schrifttradition des Griechischen zwischen dem Niedergang von Linear B um 1200 v. Chr. und dem Beginn der Schriftlichkeit im Alphabet (8. Jahrhundert v. Chr.) gegeben. Das trifft nicht zu. Obwohl die schriftliche Überlieferung in Linear B auf dem Festland und auf Kreta abbrach, wurde Griechisch weiterhin auf Zypern geschrieben. Die mykenische Kultur ging zwar auf dem griechischen Festland und in der Ägäis unter, lebte aber noch Jahrhunderte auf Zypern weiter. Bis ins 1. Jahrtausend v. Chr. wurden mykenische Kulturtraditionen auf der Insel bewahrt (Karageorghis 1962).

Die historischen Abhängigkeiten zwischen den altägäischen Linearschriften (Linear A und B) und den altkyprischen Schriftarten (Kypro-Minoisch, Kyprisch-Syllabisch) verdeutlichen die engen kulturellen Kontakte im östlichen Mittelmeerraum. Schrifthistorisch ist der Entwicklungssprung beeindruckend, der bei der Ausbildung der jüngsten zyprischen Schriftart festzustellen ist. Die ägäischen Schriftsysteme und das Kypro-Minoische waren Silbenschriften, zusätzlich wurden Ideogrammzeichen verwendet, die dazu dienten, bestimmte Grundbegriffe ohne Berücksichtigung ihrer Lautung zu bezeichnen (z. B. Warenbenennungen). Solchermaßen charakterisiert waren ebenfalls alle anderen bekannten Silbenschriften Kleinasiens und Mesopotamiens (Varianten der Keilschrift, anatolische Hieroglyphen).

Ideogramme fehlten völlig in der kyprisch-syllabischen Schrift, die ihren Namen eben nach ihrem charakteristischen und exklusiven Schreibprinzip (phonetische Schreibung mit Silbenzeichen) erhalten hat. Als eine rein phonetische Schriftart war das Kyprisch-Syllabische die am weitesten entwickelte Silbenschrift der Alten Welt.

Im 6. Jahrhundert v. Chr. gelangte auch das griechische Alphabet nach Zypern und machte dem Kyprisch-Syllabischen Konkurrenz. Das Alphabet war moderner und setzte sich schließlich durch. Zu Beginn der hellenistischen Epoche wurde keines der altägäischen Schriftsysteme mehr verwendet. Damit erlosch die lange Tradition voralphabetischer Schriftlichkeit in Europa.

Über die Handelsstadt Ugarit blühten auch die kulturellen Beziehungen der Minoer im Küstengebiet des Nahen Ostens auf. Die levanto-minoische Schrift war aber nicht das einzige Zeugnis ägäischen Kultureinflusses im westlichen Asien, auch nicht das älteste. Es gibt viele ältere Spuren der alteuropäischen Kulturdrift, und die hat man in Kleinasien entdeckt. Bereits in der ältesten Fundschicht Trojas (nach 3100 v. Chr.) findet man Reminiszenzen an Alteuropa. Die alten Töpferzeichen weisen eindeutig auf ihre Herkunft aus dem Kulturmilieu der späten Donauzivilisation.

In jener Periode gingen entscheidende Impulse von der Ezero-Kultur in Südbulgarien aus. Nicht nur Elemente des linearen Zeichenschatzes, auch Techniken und Stilformen der Keramikherstellung wurden aus Europa übernommen. Vergleicht man die Funde frühbronzezeitlicher Keramik der Ezero-Kultur mit der im nordwestlichen Kleinasien, wird deutlich, dass die Ezero-Keramik «eindeutig der Ursprung für die in der Troja-Kultur war, mit der sie sich später zeitgenössisch entwickelte» (Mallory 1989: 239).

Um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. lassen sich auch die ersten Kontakte zwischen Troja (Troja I) und Altkreta (Frühminoisch I) nachweisen. Ob dieser frühe Handelsverkehr auch Impulse für die Ver-

breitung des linearen Zeichenschatzes über kleinasiatische Vermittlung nach Kreta hatte, ist bislang ungeklärt.

Von zentraler Bedeutung für den Schrifttransfer aus der Ägäis nach Kleinasien und in den Nahen Osten im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. ist die Vermittlerrolle Zyperns. Zunächst spielte Altzypern mit der Annahme kretischer Handels- und Kulturgüter eine passive Rolle, die sich aber im Lauf der Handelsbeziehungen nach Osten mehr und mehr in ihr Gegenteil verkehrte, so dass sich gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. immer größere Mengen kyprischer Waren und auch Schriftfunde im Nahen Osten häufen. Kyprische Keramik ist in Al Mina (Nordsyrien) und in Tell Dan (Palästina) gefunden worden. Von Al Mina aus sind kyprische Waren sogar bis nach Nimrud in Mesopotamien gelangt. Von den Schriftzeugnissen sind die Texte in der levanto-minoischen Schriftart die bedeutendsten (Haarmann 1997: 50 f.).

Der kyprische Kultureinfluss strahlte aber noch weiter als ins syrische Küstengebiet aus. Weiter im Süden, in den Kulturzentren der Philister, machte sich kyprischer Einfluss augenfällig bemerkbar. Die Philister kamen erst im 12. Jahrhundert v. Chr. in die Landschaft, die nach ihnen den historischen Namen Palästina erhalten hat. Sie waren als Verbündete der sogenannten «Seevölker» nach Süden gezogen und hatten sich am Krieg gegen die Großmacht Ägypten beteiligt. In dem für die Seevölker verlustreichen Krieg konnte Ägypten seine Macht behaupten, und die feindlichen Streitkräfte wurden vernichtet oder zerstreut. Die Philister durften sich als Vasallen in Palästina, das damals eine ägyptische Kolonie war, niederlassen.

Eindeutig kyprisch inspiriert sind die Stilformen und der ornamentale Dekor der philistischen Keramik. Diese lassen sich auf mykenische Vorbilder zurückführen, insbesondere auf solche der Periode Mykenisch IIIC1 b. Die Keramik jener Zeit wurde von mykenischen Flüchtlingen aus Arkadien auf Zypern produziert (Mazar 1992: 266 f.). In Ashdod und anderen Küstenstädten sind philistische Schriftsiegel gefunden worden, deren Zeichenbestand sich in «augenfälliger» Weise von den kyprischen Syllabaren ableitet. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit den kyprischen Syllabaren und damit den ägäischen Schriftsystemen wird diese nahöstliche Schriftvariante als «philisto-minoisch» bezeichnet (Haarmann 1997: 51).

Die beiden altägäischen Schriftsysteme Linear A (zur Schreibung des Minoischen) und Linear B (zur Schreibung des Mykenisch-Griechischen) sind die wesentlichen Inspirationsquellen für Schriftadaptionen auf Zypern, im Nahen Osten, im westlichen Mittelmeer und in Nordafrika. Die Handelskontakte der Minoer wie der Mykener waren über ein Netz von

Seerouten mit jenen Regionen verbunden, über die nicht nur Waren transportiert wurden, sondern auch Ideen und Kulturgüter. In einigen Regionen sind durch Zuwanderung sogar Veränderungen der Bevölkerungsstruktur zu beobachten.

Von Zypern als wirtschaftlicher und kultureller Drehscheibe aus wurde die Schrifttechnologie nicht nur in den Nahen Osten, sondern auch in andere Regionen des Mittelmeers transferiert, bis zu den Iberern ganz im Westen und den Numidern im Süden. Die Mittelmeerkulturen waren bereits Schriftkulturen, lange bevor sich die griechische Alphabetschrift und das lateinische Alphabet verbreiteten. Die Verflechtung der voralphabetischen Schrifttraditionen in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit steht in Relation zur Kulturchronologie des Mittelmeerraums. Dazu gehören unter anderem Schriftsysteme, die bis ins Zeitalter der Alphabetschriften tradiert wurden und erst der Konkurrenz des griechischen bzw. lateinischen Alphabets wichen (Haarmann 1995: 109 ff., 2003: 123 ff.):

Schriftsysteme Altzyperns:
- Kypro-Minoisch zur Schreibung des Eteokyprischen, einer nicht-indoeuropäischen Sprache (c. 1500–12. Jh. v. Chr.)
- Kyprisch-Syllabisch zur Schreibung sowohl des Eteokyprischen als auch des Griechischen (11.–3. Jh. v. Chr.)

Schriftsysteme im Nahen Osten, die von altägäischen Schriften inspiriert worden sind:
- Levanto-Minoisch (Variante des Kypro-Minoischen), die aus Texten der Hafenstadt Ugarit an der syrischen Küste bekannt geworden ist (Buchholz 1982)
- Philisto-Minoisch (Schriftableger, mit Einflussnahme von Linear B und Kypro-Syllabisch); (Haarmann 1997: 50 f.)

Schriftsysteme auf der Iberischen Halbinsel:
- die bastulo-turdetanische oder iberische Schrift von Baetica (der römische Name für Andalusien); ein alphabetisch-syllabisches Mischsystem (dokumentiert seit dem 5. Jh. v. Chr.)
- Die levantinisch-iberische Schrift im Nordosten; ein alphabetisch-syllabisches Mischsystem (dokumentiert seit 425 v. Chr.)

Altes Schriftsystem Nordafrikas:
- Die numidische Schrift (dokumentiert zwischen dem 2. Jh. v. Chr. und dem 3. Jh. n. Chr.) und ihr später Ableger, die berberische Schrift (Ti-Finagh)

Epilog

In der «Odyssee» (4, 563), in den Werken des Apollonios von Rhodos (um 300 – nach 246 v. Chr.) und von Pindar (522 – nach 446 v. Chr.) wird auf die «elysischen Gefilde» (griech. *elusion pedion*) angespielt. Dieses Konzept war reichlich vage; es entsprach in etwa der Vorstellung, die man sich vom Paradies macht. Dort findet man «ewiges Sonnenlicht, Wiesen mit roten Rosen, Weihrauch und goldenen Früchten, während die Bewohner sich mit Pferden oder der Lyra beschäftigen» (Gantz 1993: 134). Das Attribut *elusios* ist kein griechisches Erbwort, sondern ein altes Lehnwort unbekannter Herkunft. Ist dies ein spätes Echo einer vergangenen Epoche, die von den Griechen mystifiziert und idealisiert wurde? Verbirgt sich hier das Geheimnis uralter kultureller Kontinuität, die bis in die griechische Antike nachwirkt?

Der Begriff der Kontinuität lässt sich auf unterschiedliche Sachverhalte der Kulturgeschichte Europas beziehen. Kontinuität gilt für den Prozess der Indoeuropäisierung, der mit der Etablierung indoeuropäischer Steppennomaden als Eliten bei den alteuropäischen Ackerbauern in der Region von Varna um 4500 v. Chr. begann. Dieser Prozess hat die Entwicklung der Sprachenlandschaft Europas seit Jahrtausenden bestimmt, und er wird sich auch in die Zukunft fortsetzen, denn der Assimilationsdruck des Spanischen und Französischen auf das nicht-indoeuropäische Baskische wird weiter wirken, ebenso wie der funktionale Druck des Russischen auf die finnisch-ugrischen und türkischen Minoritäten im europäischen Teil Russlands (Haarmann 2010c).

Kontinuität gilt aber nicht nur einseitig für die Dominanz der indoeuropäischen Sprachkulturen in Europa und ihr assimilatorisches Potenzial. Es zeichnen sich auch Tendenzen ab, die auf das Weiterleben von sprachlichen Residuen und von Elementen eines vielfach transformierten Kulturerbes deuten. Nicht nur dem, was in einer Kultur dominiert, ist Kontinuität beschieden, auch das Indominante kann sich kontinuierlich fortsetzen.

Kulturelles Gedächtnis. In der Erforschung des Brauchtums sind schon früher Anstrengungen gemacht worden, dessen prähistorische Quellen zu

entdecken. Die heutzutage verstärkt betriebene Spurensuche nach neolithischen Ursprüngen neuzeitlicher Traditionen ist in diesem Ausmaß allerdings ein Novum in der intellektuellen Landschaft, und dies aus verschiedenen Gründen. Zwei Faktoren behinderten diese Spurensuche in früheren Jahren. Zum einen waren noch bis vor zwei oder drei Jahrzehnten zu wenig verlässliche Informationen über prähistorische Entwicklungsstadien verfügbar, weshalb sich so manche Interpretation im Spekulativen verlor. Zum anderen war in den meisten sozialistischen Staaten Ost- und Südosteuropas bis 1989 die Fragestellung nach Kontinuitätssträngen mit weit zurückliegenden Ursprüngen von geringem Interesse, denn die politische Ideologie propagierte die Loslösung der Menschen vom Ballast vergangener «gesellschaftlich unterentwickelter» Perioden und ihr Aufstreben in der angeblich «entwickelten sozialistischen Gesellschaft» mit ihren internationalistischen Idealen.

Das Jahr der Revolutionen im östlichen Europa, 1989, leitete nicht nur eine politische Wende ein, sondern verursachte auch einen Zusammenbruch der ausgedienten Klischees einer sozialistischen Weltordnung. Eine Zeitlang war das intellektuelle Klima in einer Art Schockzustand erstarrt, denn es gab keinen unmittelbaren Ersatz für das abgeschaffte Patronat einer Identitätsfindung mit politischer Vorgabe. Dem Schock folgten in den frühen 90er Jahren Konvulsionen, als kulturhistorischer Dilettantismus, religiöser Fanatismus und nationalistische Mythenbildung ihre (Stil)Blüten trieben (Tismaneanu 1998). Auch die Neuinterpretation der Geschichte blieb nicht verschont von solchen Unbilden. Serbische Nationalisten leiteten die kyrillische Schrift von der Donauschrift her (und vergifteten damit eine sachliche Beschäftigung mit diesem Forschungsgegenstand), bulgarische Nationalisten ließen die Europäer und sogar die alte ägyptische Zivilisation am thrakischen Wesen genesen, und eifrige «Kultur»aktivisten in Makedonien ließen verlauten, die Makedonen seien keine Slawen, sondern Nachkommen Alexanders des Großen.

Die Beschäftigung mit dem kulturhistorischen Erbe Alteuropas in der Forschung hat aber auch bleibende Erkenntnisse erbracht, die einer kritischen Überprüfung Stand halten. Eine reiche Forschungsliteratur zum Wirken des kulturellen Gedächtnisses bei den Völkern Südosteuropas lässt heute immer mehr Konturen einer facettenreichen Identität erkennen, mit der die heutigen Menschen leben und die sie den nachfolgenden Generationen weitergeben:

- über ihren Sprachgebrauch: mit Substratelementen der alteuropäischen Sprache (Poruciuc 1995: 35 ff., Haarmann 2003: 37 ff.)

- über ihre mündlich überlieferten Geschichten und Lieder: mit Varianten der Flutgeschichte und anderen prähistorischen Erzählmotiven (Poruciuc 2010: 14 ff.)
- über ihre Folklore: mit dem Hora- oder Kolo-Tanz, dem Ringtanz aus der neolithischen Periode, oder mit rituellen Tänzen anlässlich religiöser Feste (Ilieva/Shturbanova 1997)
- über ihr handwerkliches Know-how: mit der uralten Bautradition der *plinthos*-Wand, lehmverputztem Flechtwerk auf einem Steinfundament; mit dem Gebrauch von Tonstempeln zum Aufbringen von Ornamenten und traditionsreichen Kultursymbolen (Naumov 2008: 73 ff.)
- über ihre Vertrautheit mit alten Bau- und Konstruktionsformen: mit der Formgebung von Backöfen oder mit Gerätschaften und Gefäßen, die seit Jahrtausenden ihre Form nicht verändert haben (Bucur et al. 1986, Vasileva 2003: 50)
- über den Schnitt von Volkstrachten und deren Accessoires sowie dazu gehörende Haartrachten: mit Formen und Motiven, die von den alteuropäischen ornamentierten Figurinen bekannt sind (Bădocan 2007, Komitska/Borisova 2000)
- über ihre Kultursymbole: mit Logos bestimmter Berufsgruppen, die auf die Motive neolithischer Tonstempel anspielen, und mit traditionsreichen Motiven, die in Textilien eingewebt werden (Waller 2010)
- über das Brauchtum und rituelle Handlungen bei Volksfesten und religiösen Festlichkeiten: mit dem rituellen Brotbacken und dem Ornamentieren symbolischer Brotlaibe als Votivgaben (Vasileva 2003: 9, 14 f., 41 f., 86, 115, 152)
- über die Religiosität, die auf die Jungfrau Maria ausgerichtet ist: mit ihren Anspielungen auf das Kultwesen antiker Göttinnen, den Töchtern und Enkelinnen der Gestalt der neolithischen Göttin (Pelikan 1996)
- über Bestattungsbräuche: mit der Zwei-Phasen-Ordnung bei den orthodoxen Christen Griechenlands: Erstbestattung des Leichnams; Zweitbestattung der Gebeine von Verstorbenen nach Abschluss des Verwesungsprozesses (Danforth 1982)
- über allerlei Vorstellungen zur magischen Wirkung von Dingen oder Symbolen: mit Anklängen an uralte Zahlenmagie, Hexen- und Geisterglauben (Bilțiu 2007).

Zum alteuropäischen Kulturerbe gehören sowohl materielle Elemente (das Sichtbare in der Kultur) als auch symbolische Formen (das Unsichtbare in der Kultur, d.h. die geistige Kultur). Die Domäne der geistigen Kultur ist die eigentliche Grundlage des kulturellen Gedächtnisses, und gerade für

diesen Bereich sind inzwischen detaillierte Dokumentationen erarbeitet worden: «Die Konturen dessen, was die klassische Tradition der Mythologie werden sollte, ist zu erkennen an den prähistorischen Artefakten, die von Archäologen ausgegraben werden. Aber solche Konturen sind auch sozusagen ‹vorauserzählt› worden – dies ein Paradox vom chronologischen Standpunkt – in den Werken der Folklore, die erst in der Neuzeit aufgezeichnet worden sind. Und wie bestimmte Merkmale prähistorischer Schreine sich zu Basiselementen christlicher Kirchen entwickelten ..., so findet vieles von dem, was wir als Mythologie kennen, seinen Ursprung – mehr oder weniger direkt – im rituell-kulturellen Leben der prähistorischen Bauern» (Poruciuc 2010: xiv).

Die Spurensuche der vergangenen Jahre hat entscheidend zum Aufbau neuen Wissens über das alteuropäische Kulturerbe beigetragen. Die neuen Erkenntnisse stützen auch die kulturelle Identitätsfindung der Menschen, die in den Kulturlandschaften der damaligen Donauzivilisation leben und das alteuropäische Erbe im Spiegel ihrer eigenen Geschichte erkennen.

Diese Kontinuität beschränkt sich aber nicht auf die Regionen der ehemaligen Donauzivilisation, sondern zieht auch weitere Kreise. Denn es gibt auch Strukturelemente und Ideengut alteuropäischer Herkunft mit weiter Verbreitung. Einiges von diesem Ideengut zeitigt sogar – in revitalisierter und modernisierter Ausdrucksform – globale Wirkung. Dazu gehören elementare Ausdrücke in unseren modernen Kultursprachen, die sich in der Sprachenlandschaft Europas produktiv erhalten haben, und die mit dem Export europäischer Kolonialsprachen in alle Welt verbreitet wurden. Dies sind die zahlreichen Kulturwörter, wie Aroma, Kastanie, Kirsche, Olive, Petersilie, Pflaume, Wein, Kamin, Keramik, Metall, Hymne und viele andere, mit denen wir alltäglich umgehen, ohne uns bewusst zu sein, wie alt diese eigentlich sind. Dabei sind sie Marker in unserem kulturellen Gedächtnis.

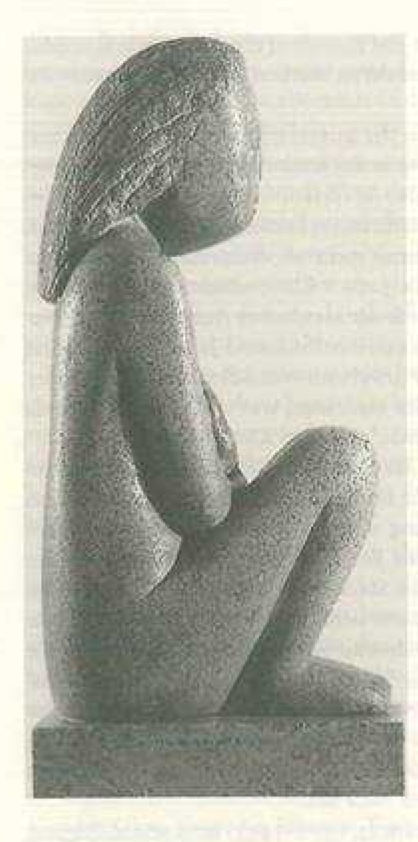
Alteuropäische Inspiration. Als sich vor rund hundert Jahren die Kunstästhetik in eine ganz neue Richtung bewegte und der Zeitgeist den sogenannten «primitiven» Künstlern huldigte, verbreitete sich allgemein die Meinung, dass die Inspirationen für die «Primitivisten» nur von der Kunst der indigenen Kulturen Afrikas und Polynesiens ausgingen. Diese Assoziation wurde als «Affinität zwischen dem Tribalen und Modernen» (Rubin 1994) gedeutet. Zur Überraschung selbst von Kunsthistorikern und Kunstkennern hat die moderne Forschung eine weitere Quelle ausgemacht, die vielleicht für eine Reihe von Künstlern ebenso wichtig war oder womöglich noch tiefere Spuren in deren Werken hinterlassen hat – die Kunst der Donauzivilisation.

Jahrtausende bevor die Ästhetik der griechischen und dann der römischen Klassik ihre Monopolstellung in der antiken Welt ausbauen konnte, herrschte im Kunstschaffen der Donauzivilisation eine ganz andere Ästhetik vor, nämlich eine Ästhetik der natürlichen Formen. Wenn man bedenkt, dass die alteuropäischen Kunstformen mehr als dreieinhalb Jahrtausende Bestand hatten (von ca. 6500 bis ca. 3000 v. Chr.), nimmt sich die Periode, seit der wir Europäer mit der Ästhetik der klassischen Antike umgehen, wesentlich kürzer aus, nicht einmal zweieinhalbtausend Jahre. Dennoch hat die konkurrenzlose Dominanz der griechisch-römischen Ästhetik (Hersey 1996: 41 ff.) jahrhundertelang alles verdrängt, was noch bis zur Periode der klassischen Antike tradiert wurde, auch den Kunstsinn Alteuropas.

Und doch ist von dieser uralten Tradition des Kunstschaffens eine ungeahnte Stimulation ausgegangen, die im 20. Jahrhundert im wahrsten Sinn des Wortes «augenfällige» Wirkung auf das europäische Kunstschaffen ausgeübt hat. So mancher moderne Betrachter, der mit den Werken der Primitivisten vertraut ist, kommt ins Staunen, wenn er die prähistorischen Figurinen in den Vitrinen der Museen sieht. Unwillkürlich denkt man an Brancusi, an Moore oder an Giacometti. Sie könnten ohne Weiteres die Schöpfer der uralten Plastiken sein. Strahlen die alteuropäischen Skulpturen vielleicht eine zeitlose Attraktivität aus, von der sich die Künstler der Moderne inspirieren ließen? In der Tat kann man für jeden der erwähnten Künstler ganz individuelle Inspirationsquellen eruieren, und sie alle weisen auch auf Werke der alteuropäischen Welt hin.

Constantin Brancusi (eigentl. Brâncuş, 1876–1957) fand seinen Zugang zur alteuropäischen Kunst über eine Annäherung an die uralte Kultur seiner Heimat Rumänien. Dies geht aus der Biographie seiner Jugendjahre hervor. Nach seiner Übersiedlung nach Paris beeindruckten ihn die Sammlungen vorgriechischer Exponate des Louvre-Museums. Wie tiefgreifend die Formensprache Alteuropas Brancusis kreatives Schaffen beeinflusst hat, kann man an verschiedenen seiner Hauptwerke erkennen. Im Jahre 1907 entstanden in Paris die Skulpturen «Ancient Figure» und «Wisdom of the Earth» (Abb. 96), die auch die Schöpfung eines vorgriechischen Künstlers sein könnten.

In Brancusis Gestalten dominieren – wie in den Skulpturen Alteuropas – die Formen und Silhouetten, die symbiotisch mit der Natur verknüpft sind, nicht der detailgetreue Perfektionismus, der reale Gestalten imitiert, wie in



96 Zeitlose Ästhetik spricht aus den Werken von Constantin Brancusi (1876–1957): «Wisdom of the Earth» (1907). (Varia 1986: 61)

der griechischen Klassik. Aber die wohl berühmtesten Skulpturen Alteuropas, den «Denker» und die «Sitzende Frau» aus der Zeit um 5000 v. Chr. (Abb. 56/57, S. 140/141), lernte Brancusi erst gegen Ende seines Lebens kennen, da diese Artefakte erst in den 1950er Jahren bei archäologischen Ausgrabungen an Siedlungsplätzen der Hamangia-Kultur ans Licht kamen.

Ein besonderes Anliegen war es für den Künstler, den Geist der weiblichen Figuren wiederzubeleben. Eine für den modernen Betrachter exzentrisch anmutende Form wählte Brancusi für seine Skulptur «Princesse X» (Abb. 97). Die Formähnlichkeit mit den alteuropäischen Figurinen der Cucuteni-Kultur, die vor allem in Rumänien verbreitet war, mag allerdings verblüffen (Abb. 98).

Brancusi wurde zum Vorreiter dieser alt-neuen Ästhetik und beeinflusste Generationen von bildenden Künstlern nach ihm (Chave 1993: 1).

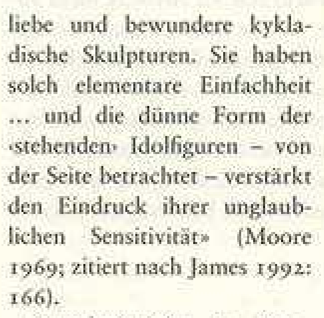
Den Briten Henry Moore (1898–1986) faszinierten v. a. die kykladischen Statuetten, insbesondere die stilisierten Idole in Violinform (s. Kap. 9). Seine häufigen Besuche in der vorgriechischen Abteilung des British Museum schärften seinen ästhetischen Sinn. In Gesprächen mit anderen Künstlern betonte Moore die Langlebigkeit des «Cycladic spirit», der für ihn nicht an eine bestimmte Epoche der vorgriechischen Kulturgeschichte gebunden bleibe, sondern sich zeitlos in seinen Werken erneuere. «Ich

97/98 Ähnliche Formen bei Constantin Brancusi und in der Donauzivilisation:

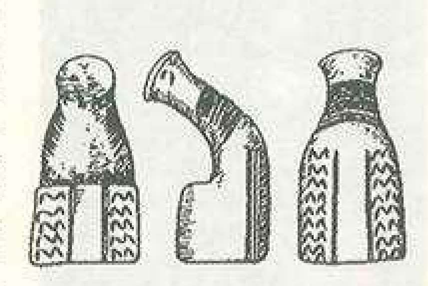
Oben: «Princesse X» 1916, eine Bronzeskulptur Brancusis (Varia 1986: 182)

Unten: Figurinen der Cucuteni-Trypillya-Kultur, 4. Jahrtausend v. Chr. (Lazarovici 2005: 151)





liebe und bewundere kykladische Skulpturen. Sie haben solch elementare Einfachheit ... und die dünne Form der ‹stehenden› Idolfiguren – von der Seite betrachtet – verstärkt den Eindruck ihrer unglaublichen Sensitivität» (Moore 1969; zitiert nach James 1992: 166).



Grundprinzipien in Moores Schaffen sind die von ihm selbst so formulierte «organische Ganzheit» (organic whole) und die «spirituelle Vitalität» (spiritual vitality); (Lichtenstern 2008: 254 ff., 263 ff.). Das Attribut «spirituell» weist auf das tiefe Verständnis Moores für die religiös-animistischen Bindungen hin, die für die kulturelle Einbettung der alteuropäischen Kunst rekonstruiert worden sind.

Ähnlich wie bei Brancusi sind in etlichen von Moores Werken frappierende Ähnlichkeiten mit alteuropäischen Plastiken zu erkennen, beispielsweise in seiner Skulptur «Seated Woman» (1958), die in Gestaltung und

Haltung der Figurine gleicht, die als «Lady of Pazardžik» in den Katalogen alteuropäischer Artefakte aufgeführt wird (Abb. 99/100).

Auch andere moderne Künstler blickten in die vorgriechische Kunstepoche und ließen sich vom alteuropäischen Kunstsinn als alternativer Ästhetik inspirieren. Dazu gehört auch der Schweizer Alberto Giacometti (1901–1966), in dessen Nachlass zahlreiche Skizzen mit alteuropäischen Motiven und Stilformen zu finden sind (Wiesinger 2007: 107, 242 f., u.a.). Am bekanntesten sind wohl seine Skulpturen von Menschen mit langen, dünnen Gliedern, die deutlich an etruskische Vorbilder erinnern.

Brancusi, Moore und andere Künstler haben uns mit ihren Werken vor Augen geführt, dass die von ihrer Kunst ausstrahlende Ästhetik nicht absolut neu ist, sondern dass wir Europäer «schon früher einmal da waren». Erst wenn wir auch die Ursprünge der griechischen Zivilisation sehen lernen, können wir verstehen, warum uns die Leistungen der Antike so beeindruckt haben. Wer den Glanz der klassisch-griechischen Kultur bewundert, ist angehalten, das Hintergrundleuchten Alteuropas nicht zu übersehen. Wenn wir über die zivilisatorische Entwicklung Europas sprechen, tun wir gut daran, der Donauzivilisation ihren berechtigten Platz im Gesamtbild der Antike einzuräumen.





99/100 Manifestationen des alteuropäischen Kunstsinns in der Donauzivilisation und bei Henry Moore (1898–1986):

Oben: «Seated Woman» von Henry Moore, 1958 (Mitchinson 2006: 257)

Unten: Eine Figurine der Donauzivilisation, Bulgarien, ca. 4500 v. Chr. (Kruta 1993: 74)

Literatur

Ahlbäck, T. (Hg.) (1993). The problem of ritual. Åbo/Stockholm

Ajkhenvald, A./Helimski, E./Perukhin, V. (1989). On earliest Finno-Ugrian mythologic beliefs: Comparative and historical considerations for reconstruction, in: Hoppál/Pentikäinen 1989: 155–159

Akurgal, E. (1990). Anadolu uygarliklari. Istanbul (3. Aufl.)

Alley, R.B. et al. (2003). Abrupt climate change, in: Science 299 (2003): 2005–2009

Anthony, D.W. (2007). The horse, the wheel and language. How Bronze-Age riders from the Eurasian steppes shaped the modern world. Princeton/Oxford

– (2009 a). The rise and fall of Old Europe, in: Anthony 2009 b: 28–57

– (Hg.) (2009 b). The lost world of Old Europe. The Danube valley, 5000–3500 BC. Princeton/Oxford

Antonova, E.V./Esajan, S.A. (1988). Antropomorfnaja skul'ptura Armjanskogo nagor'ja V–III tysjačeletij do n.e.: mestnaja specifika i mežregional'nye svjazi, in: Drevnij Vostok. Etnokul'turnye svjazi, 219–237

Arnold, E.R./Greenfield, H.J. (2006). The origins of transhumant pastoralism in temperate South Eastern Europe: A zooarchaeological perspective from the central Balkans. Oxford

Ascherson, N. (1996). Black Sea. The birthplace of civilisation and barbarism. London/Sydney

Assmann, J. (2000). Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München (3. Aufl.)

Bachvarov, K. (2003). Neolitni pogrebalni obredi – Intramuralni grobove ot balgarskite zemi v konteksta na Jugoiztočna Evropa i Anatolija/Neolithic mortuary practices – Intramural burials in Bulgaria in their southeast European and Anatolian context. Sofia

Bădocan, I. (2007). Gesturi sacre şi profane la întemeierea familiei, in: Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei 2007: 299–305

Bailey, D.W. (2000). Balkan prehistory. Exclusion, incorporation and identity. London/New York

– (2009). The figurines of Old Europe, in: Anthony 2009 b: 112–127

Bailey, D. et al. (1998). Expanding the dimensions of early agricultural tells: The Podgoritsa archaeological project, Bulgaria, in: Journal of Field Archaeology 25 (1998): 373–396

Bailey, G./Spikins, P. (Hg.) (2008). Mesolithic Europe. Cambridge/New York

Bakró-Nagy, M. Sz. (1979). Die Sprache des Bärenkultes im Obugrischen. Budapest

Bammesberger, A./Vennemann, T. (Hg.) (2003). Languages in prehistoric Europe. Heidelberg (2. Aufl.)

Barber, E. W. (1991). Prehistoric textiles. The development of cloth in the Neolithic and Bronze Ages (with special reference to the Aegean). Princeton

Bard, K. A. (Hg.) (1999). Encyclopedia of the archaeology of Ancient Egypt. London/New York

Beekes, R. (2010). Etymological dictionary of Greek, 2 Bde. Leiden/Boston

Beer, C. (1987). Comparative votive religion: The evidence of children in Cyprus, Greece and Etruria, in: Linders/Nordquist 1987: 21–29

Bellinger, G. J. (1989). Knaurs Lexikon der Mythologie. München

Bem, C. (2007). Traian-Dealul Fântânilor. Fenomenul Cucuteni A-B. Bukarest

Ben-Tor, A. (Hg.) (1992). The archaeology of ancient Israel. New Haven/London

Bernstejn, S. B./Klepikova, G. P. (Hg.) (1973). Balkanskoe Jazykoznanie. Moskau

Biegel, G. (Hg.) (1986). Das erste Gold der Menschheit. Die älteste Zivilisation in Europa. Freiburg (2. Aufl.)

Biehl, P. (1996). Symbolic communication systems: symbols of anthropomorphic figurines of the Neolithic and Chalcolithic from southeastern Europe, in: Journal of European Archaeology 4, 153–176

Bilţiu, P. (2007). Substratul mitico-magic al portii şi funcţiile ei în cultura populară maramureşeană si românească, in: Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei 2007: 243–259

Black, J./Green, A. (1992). Gods, demons and symbols of ancient Mesopotamia. An illustrated dictionary. Austin

Blackmore, S. (1999). The meme machine. Oxford/New York

Blok, J. H. (1995). The early Amazons. Modern and ancient perspectives on a persistent myth. Leiden/New York/Köln

Boltz, W. G. (1996). Early Chinese writing, in: Daniels/Bright 1996: 191–199

Bojadziev, J. D. (2007). Ploški kosteni figurki ot eneolitnata epocha, in: Stefanovich/Angelova 2007: 79–94

Bonnefoy, Y. (Hg.) (1992). Greek and Egyptian mythologies. Chicago/London

Bonsall, C. (2008). The Mesolihic of the Iron Gates, in: Bailey/Spikins 2008: 238–279

Bonsall, C./Macklin, M. G./Payton, R. W./Boroneant, A. (2002/3). Climate, floods and river gods: environmental change and the Meso-Neolithic transition in southeast Europe, in: Before Farming 4(2): 1–15

Borić, D. (1999). Places that created time in the Danube Gorges and beyond, c. 9000–5500 BC, in: Documenta Praehistorica XXVI: 41–70

Borić, D./Dimitrijević, V. (2007). When did the ›Neolithic package‹ reach Lepenski Vir? Radiometric and faunal evidence, in: Documenta Praehistorica XXXIV: 53–72

Breazu, M./Suteu, C. (Hg.) (2007). A history lesson – Pottery manufacturing 8000 years ago. Alba Iulia

Bremmer, J. (1988 a). What is a Greek myth? in: Bremmer 1988 b: 1–9

– (Hg.) (1988 b). Interpretations of Greek mythology. London

Brukner, B. (2002). Die Vinča-Kultur in Raum und Zeit, in: Akademija Nauka i Umjetnosti Bosne i Hercegovine, Godišnjak 32: 61–103

Buchholz, H.-G. (1962). Zur Frage Gegenstand – Schriftzeichen, in: Kadmos 1 (1962): 65–70

– (1969). Die ägäischen Schriftsysteme und ihre Ausstrahlung in die ostmediterranen Kulturen, in: Frühe Schriftzeugnisse der Menschheit. Göttingen: 88–150

– (1982). Syrien und Zypern/Kreta/Griechenland, in: Kohlmeyer/Strommenger 1982: 309–314

– (1987 a). Spätbronzezeitliche Beziehungen der Agdis zum Westen, in: Buchholz 1987 b: 237–256

– (Hg.) (1987 b). Ägäische Bronzezeit. Darmstadt

Bucur, C./Gangolea, C./Munteanu, D./Sedler, I. (Hg.) (1986). Museum of folk technology guide book. Sibiu

Budja, M. (2004). The transition to farming and the ›revolution‹ of symbols in the Balkans. From ornament to entoptic and external symbolic storage, in: Documenta Praehistorica XXXI: 59–81

– (2005). The process of Neolithisation in South-Eastern Europe: from ceramic female figurines and cereal grains to entoptics and human nuclear DNA polymorphic markers, in: Documenta Praehistorica XXXII: 53–72

– (2007). The 8200 calBP ›climate event‹ and the process of neolithisation in South-Eastern Europe, in: Documenta Praehistorica XXXIV: 191–201

Burdo, N. (2005). The sacral world of Trypillia civilization. Kiev

Burkert, W. (1981). Mythos und Mythologie, in: Propyläen Geschichte der Literatur I. Berlin 1981: 11–35

– (1985). Greek religion archaic and classical. Cambridge, MA/Oxford

Butrimas, A. (Hg.) (2001). Baltic amber. Vilnius

Cashdan, E. (1989). Hunters and gatherers: Economic behavior in bands, in: Plattner 1989: 21–48

Cauvin, J. (1997). Naissance des divinités – naissance de l'agriculture. La révolution des symboles au Néolithique. Paris (2. Aufl.)

Cavruc, V./Chiricescu, A. (Hg.) (2006). Sarea, timpul di omul (catalog de expozitie). Sfintu Gheorghe

Čermáková, E. (2007). Die Stellung der Frau, des Mannes und des Kindes in der Gesellschaft der Begründer der Lengyel-Kultur, in: Kazdová/Podborský 2007: 207–255

Chadwick, J./Baumbach, L. (1963). The Mycenaean Greek vocabulary, in: Glotta 41 (1963): 157–271

Chantraine, P. (1999). Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Histoire des mots. Paris (2. Aufl.)

Chapman, J. (2000). Fragmentation in archaeology: People, places and broken objects in the prehistory of South-Eastern Europe. London

– (2001). Intentional fragmentation in the Neolithic and Copper Age of South East Europe: Incised signs and pintaderas, in: Draşovean 2001: 217–243

– (2009). Houses, households, villages, and proto-cities in southeastern Europe, in: Anthony 2009 b: 74–89

Chave, A. C. (1993). Constantin Brancusi. Shifting the bases of art. New Haven/London

Chernykh, E. (1992). Ancient metallurgy in the USSR: The early metal age. Cambridge

Childe, G. (1950). The urban revolution, in: Town Planning Review 21: 3–17
Chokhadzhiev, S. (1984). Archeologičeski danni za kalendar v načaloto na kamen-no-mednata epocha, in: Archeologija 26/2 (1984): 1–7
– (2004). Three-fingered anthropomorphs: origins and territorial distribution, in: Nikolov et al. 2004: 412–420
Christov, N. (2008). Priroden kontekst na archeologičeskija pametnik Provadija-Solnicata. Eksploatacija na solnoto nachodište kraj Provadija v novo vreme, in: Nikolov 2008: 15–21
Çilingiroglu, Ç. (2005). The concept of «Neolithic package»: considering its meaning and applicability, in: Documenta Praehistorica 32, 1–13
Cinnioglu, C. et al. (2004). Excavating Y-chromosome haplotype strata in Anatolia, in: Human Genetics 114 (2004): 127–148
Clinton, K. (1993). The sanctuary of Demeter and Kore at Eleusis, in: Marinatos/Hägg 1993: 110–124
Coldstream, J. N. (2003). Geometric Greece 900–700 BC. London (2. Aufl.)
Collon, D. (1997 a). Ancient Near Eastern seals, in: Collon 1997 b: 11–30
– (Hg.) (1997b). 7000 years of seals. London
Comsa, E./Cantacuzino, G. (2001). Necropola neolitică de la Cernica. Bukarest
Conard, N. J./Floss, H./Barth, M./Serangeli, J. (Hg.) (2009). Eiszeit – Kunst und Kultur. Ostfildern
Connelly, J. B. (2007). Portrait of a priestess. Women and ritual in ancient Greece. Princeton/Oxford
Cook B. F. (1990). Greek Inscriptions, in: Hooker 1990: 259–319
Cooper, Jerrold S. (2004). Babylonian beginnings: the origin of the cuneiform writing system in comparative perspective, in: Houston 2004: 71–99
Crawford, H. (1991). Sumer and the Sumerians. Cambridge/New York
Cunliffe, B. (1997). The ancient Celts. Oxford/New York
– (2008). Europe between the oceans 9000 BC – AD 1000. New Haven/London
Curry, A. (Hg.) (2011). The new upper class. Archaeology 64/2 (special issue)
Dalley, S. (Hg.) (1998). Myths from Mesopotamia. Creation, the Flood, Gilgamesh, and others. Oxford
Danforth, L. M. (1982). The death rituals of rural Greece. Princeton, NJ
Daniels, P. T./Bright, W. (Hg.) (1996). The world's writing systems. New York/Oxford
Davies, N. (1996). Europe – A history. Oxford/New York
Davison, K. et al. (2007). A pan-European model of the Neolithic, in: Documenta Praehistorica XXXIV: 139–154
De Bary, T./Bloom, I. (Hg.) (1999). Sources of Chinese tradition, vol. 1: From earliest times to 1600. New York
Dell, C. (2010 a). Introduction: Making masterpieces, in: Dell 2010 b: 8–13
– (Hg.) (2010 b). What makes a masterpiece? Encounters with great works of art. London
Demakopoulou, K. (Hg.) (1988). The Mycenaean world: Five centuries of early Greek culture 1600–1100 BC. Athen
Demand, N. (1994). Birth, death, and motherhood in Classical Greece. Baltimore/London

Dergačëv, V. A. (2007). O skipetrach, o lošadjach, o vojne. Etjudy v zaščitu migracionnoj koncepcii M. Gimbutas. St. Petersburg
Dickinson, O. (1994). The Aegean Bronze Age. Cambridge/New York
Dietrich, B. C. (1973). A religious function of the megaron, in: Rivista Storica dell'Antichità 3 (1973): 1–12
Dihle, A. (1994). A history of Greek literature from Homer to the Hellenistic period. London/New York
Dimitrov, K. (2007). Stone scepters type zoomorphic scepters from Sozopol. Steppe influences on the West Black Seaa coast in the beginning of the IV mill. BC, in: Stefanovich/Angelova 2007: 145–158
Dolukhanov, P. (2008). The Mesolithic of European Russia, Belarus, and the Ukraine, in: Bailey/Spikins 2008: 280–301
Doumas, Chr. (1992). The wall-paintings of Thera. Athen
Douskou, I. et al. (Hg.) (1982). The Olympic Games in ancient Greece. Athen
Draşovean, F. (2008). Das jungsteinzeitliche Kulthaus von Parţa (Rumänien). Timişoara
Dreyer, G. (1998). Umm El-Qaab I. Das prädynastische Königsgrab U-j und seine frühen Schriftzeugnisse. Mainz
Du Bois, J. W. (1987): «Meaning without intention: Lessons from divination», in. International Pragmatics Association Papers in Pragmatics 1, 80–122
Duhoux, Y. (1998). Pre-Hellenic language(s) of Crete, in: Journal of Indo-European Studies 26 (1998): 1–39
Durman, A. (2001). Celestial symbolism in the Vucedol culture, in: Documenta Praehistorica XXVIII: 215–226
Dürscheid, Ch. (2006). Einführung in die Schriftlinguistik. Göttingen (3. Aufl.)
Dyke, R. van/Alcock, S. E. (2003 a). Archaeologies of memory: An introduction, in: Dyke/Alcock 2003 b: 1–13
– (Hg.) (2003 b). Archaeologies of memory. Malden, MA/Oxford
Dzhanfezova, T. (2009). Towards an interpretation of pintaderas: questions and possibilities for their use, in: Marler/Dexter 2009: 145–159
Eichner, H. (1986). Die Akzentuation im Lydischen, in: Die Sprache 32 (1986): 7–21
Eisler, R. (1987). The chalice and the blade: Our history our future. San Francisco
– (1989). Kelch und Schwert. Von der Herrschaft zur Partnerschaft. Weibliches und männliches Prinzip in der Geschichte. München
Ekschmitt, W. (1984). Die sieben Weltwunder. Ihre Erbauung, Zerstörung und Wiederentdeckung. Mainz
Erim, K. T. (1990). Aphrodisias. Ein Führer durch die antike Stadt und das Museum. Istanbul (2. Aufl.)
Evans, G. (Hg.) (1999). Laos – Culture and society. Bangkok
Farr, H. (2010). Measurement in navigation: Conceiving distance and time in the Neolithic, in: Morley/Renfrew 2010: 19–26
Fitton, J.L. (1989). Cycladic art. London
Fix, U./Gardt, A./Knape, J. (Hg.) (2009). Rhetorik und Stilistik – Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung/Rhetoric and

Stylistics – An international handbook of historical and systematic research, Bd. 2. Berlin/New York
Foley, H. P. (1999). The Homeric hymn to Demeter. Translation, commentary and interpretive essays. Princeton (3. Aufl.)
Frontisi, F. (1992). Gods and artisans: Hephaestus, Athena, Daedalus, in: Bonnefoy 1992: 84–90
Gantz, T. (1993). Early Greek myth. A guide to literary and artistic sources, 2 Bde. Baltimore/London
Garašanin, M. (1998). The Vinča culture and the Adriatic influences, in: Tasić 1998/1: 57–87
Gaydarska, B. (2003). Application of GIS in settlement archaeology: An integrated approach to prehistoric subsistence strategies, in: Korvin-Piotorvsky et al. 2003: 212–216
Gehler, M./Vietta, S. (Hg.) (2010). Europa – Europäisierung – Europäistik. Neue wissenschaftliche Ansätze, Methoden und Inhalte. Wien, Köln/Weimar
Gheorghiu, D. (Hg.) (2002). Fire in archaeology. Oxford
– (Hg.) (2010). Neolithic and Chalcolithic archaeology in Eurasia: Building techniques and spatial organisation. Oxford
Gheorghiu, D./Skeates, R. (Hg.) (2008). Prehistoric stamps – Theory and experiments. Bukarest
Giebel, M. (1990). Das Geheimnis der Mysterien. Antike Kulte in Griechenland, Rom und Ägypten. Zürich/München
Gimbutas, M. (1982). The goddesses and gods of Old Europe 7000 to 3500 B. C. Myths, legends and cult images. London (2. Aufl.)
– (1989). The language of the Goddess. San Francisco
– (1991). The civilization of the Goddess. The world of Old Europe. San Francisco
– (1992). Die Ethnogenese der europäischen Indogermanen. Innsbruck
Gjurova, M. (Hg.) (2008). Praistoričeski proučvanija v Balgarija: Novite predizvikatelstva/Prehistoric research in Bulgaria: New challenges. Sofia
Glassé, C. (1989). The concise encyclopedia of Islam. San Francisco
Gligor, M. et al. (2007). A history lesson – general data on Neolithic, manufacturing techniques and analysis methods for ancient pottery, in: Breazu/Suteu 2007: 110–133
Goodison, L. (1989). Death, women, and the sun, in: Bulletin of the Institute of Classical Studies, Supplement 53. London
Goodison, L./Morris, C. (Hg.) (1998). Ancient goddesses. The myths and the evidence. London
Grumach E. (1967). Neue Schriftsiegel der Sammlung Metaxas, Herakleion, in: Kadmos 6: 6–14
Guenther, M. G. (1983). Buschmänner (Nharo). in: Müller 1983: 75–107
Haarmann, H. (1989). Writing from Old Europe to ancient Crete – A case of cultural continuity, in: Journal of Indo-European Studies 17 (1989): 251–277
– (1995). Early civilization and literacy in Europe. An inquiry into cultural continuity in the Mediterranean world. Berlin/New York

– (1996). Die Madonna und ihre griechischen Töchter. Rekonstruktion einer kulturhistorischen Genealogie. Hildesheim/Zürich/New York
– (1997). Writing technology in the ancient Mediterranean and the Cyprian connection, in: Mediterranean Language Review 9: 43–73
– (1998). Religion und Autorität. Der Weg des Gottes ohne Konkurrenz. Hildesheim Zürich/New York
– (1999). Schriftentwicklung und Schriftgebrauch in Südosteuropa vor der Verbreitung des Alphabets, in: Hinrichs 1999: 185–209
– (2002 a). Lexikon der untergegangenen Sprachen. München (2. Aufl. 2004)
– (2002 b). Geschichte der Schrift. München (3. Aufl. 2007)
– (2003). Geschichte der Sintflut. Auf den Spuren der frühen Zivilisationen. München (2. Aufl. 2005)
– (2005). The Challenge of the abstract mind: Symbols, signs and notational systems in European prehistory, in: Documenta Praehistorica XXXII: 221–232
– (2006 a). Weltgeschichte der Sprachen. München (2. Aufl. 2010)
– (2006 b). On the fabric of Old World civilizations: Human response to the Black Sea flood and subsequent climatic change, in: Journal of Archaeomythology 2: 27–64
– (2007). Foundations of culture. Knowledge-construction, belief systems and worldview in their dynamic interplay. Frankfurt/Berlin/Brüssel/New York
– (2008 a). Weltgeschichte der Zahlen. München
– (2008 b). A comparative view of the Danube script and other ancient writing systems, in: Marler 2008: 11–22
– (2008 c). The Danube script and its legacy: Literacy as a cultural identifier in the Balkanic-Aegean convergence zone, in: Marler 2008: 61–76
– (2009 a). Interacting with figurines. Seven dimensions in the study of imagery. West Hartford, Vermont
– (2009 b). Die stilistische Charakterisierung von Einzelsprachen: Möglichkeiten und Probleme, in: Fix et al. 2009: 1979–1998
– (2009 c). Originality and continuity: Crucial issues in the study of the Danube script, in: Maxim et al. 2009: 111–128
– (2010 a). Einführung in die Donauschrift. Hamburg
– (2010 b). Die Indoeuropäer. Herkunft, Sprachen, Kulturen. München
– (2010 c). Alteuropa – Eine interdisziplinäre Expedition zu den Ursprüngen der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas, in: Gehler/Vietta 2010: 39–74
– (2010 d). Sprachkontakte und Fusion in den Sprachen Europas, in: Hinrichs 2010: 553–576
– (2011). Writing as technology and cultural ecology. Explorations of the human mind at the dawn of history. Frankfurt/Berlin/Brüssel/New York
Haarmann, H./Marler, J. (2008 a). Introducing the Mythological Crescent. Ancient beliefs and imagery connecting Eurasia with Anatolia. Wiesbaden
– (2008 b). Reflections on the origins of the Danube script and its role in the communities of early agriculturalists, in: Marler 2008: 3–9
Hägg, R. (1985). Mycenaean religion. The Helladic and the Minoan components, in: Morpurgo Davies/Duhoux 1985: 203–225

Hansen, S. (2004). Neolithische Statuetten aus Asagi Pinar in Türkisch-Thrakien, in: Nikolov et al. 2004: 193–202
– (2007). Bilder vom Menschen der Steinzeit. Untersuchungen zur anthropomorphen Plastik der Jungsteinzeit und Kupferzeit in Südosteuropa. Mainz
Hardy, D.A. et al. (Hg.) (1990). Thera and the Aegean world III, vol. 1: Archaeology. London
Harvilahti, L. (2000). Variation and memory, in: Honko 2000: 57–75
Haydaroglu, M. (Hg.) (2006). From earth to eternity – Çatalhöyük. Istanbul
Hegedus, K./Makkay, J. (1987). Vésztő-Mágor: A settlement of the Tisza culture, in: Raczky/Tálas 1987: 85–103
Helck, W. (1971). Betrachtungen zur Großen Göttin und den ihr verbundenen Gottheiten. München/Wien
– (1979). Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. Darmstadt
Hersey, G.L. (1996). The evolution of allure. Sexual selection from the Medici Venus to the incredible hulk. Cambridge, MA/London
Hester, D.A. (1965). ›Pelasgian‹: a new Indo-European language?, in: Lingua 13 (1965): 335–384
Hewitt, B.G. (1998). Caucasian languages, in: Price 1998: 57–81
Hiller, S. (1990). The miniature frieze in the West House – Evidence for Minoan poetry?, in: Hardy et al. 1990: 229–234
Hinrichs, U. (Hg.) (1999). Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden
– (Hg.) (2010). Handbuch der Eurolinguistik. Wiesbaden
Hodder, I. (1990). The domestication of Europe. Structure and contingency in Neolithic societies. Oxford
– (1992). Theory and practice in archaeology. London/New York
– (2004). Women and men at Çatalhöyük, in: Scientific American (January 2004): 76–83
– (2006). Çatalhöyük – The leopard's tale. Revealing the mysteries of Turkey's ancient ›town‹. London
Hofmann, J.B. (1966). Etymologisches Wörterbuch des Griechischen. Darmstadt
Holloway, R.R. (1994). The archaeology of early Rome and Latium. London/New York
Honko, L. (1993). Belief and ritual: The phenomenological context, in: Honko et al. 1993: 63–77
– (Hg.) (2000). Thick corpus, organic variation and textuality in oral tradition. Helsinki
Honko, L./Timonen, S./Branch, M./Bosley, K. (1993). The great bear. A thematic anthology of oral poetry in the Finno-Ugrian languages. Pieksämäki
Hood, M.S.F. (1967). The Tărtăria tablets, in: Antiquity 41: 99–102
Hooker, J.T. (1979). The origin of the Linear B script. Salamanca
– (Hrsg.) (1990). Reading the past. Ancient writing from cuneiform to the alphabet. London
Hoppál, M./Pentikäinen, J. (Hg.) (1989). Uralic mythology and folklore. Budapest/Helsinki

Houston, S.D. (Hg.) (2004). The first writing. Script invention as history and process. Cambridge/New York
Hultkrantz, Å. (2001). Shamanism: Some recent findings from a comparative perspective, in: Pentikäinen 2001: 1–9
Ilčeva, V. (2006–08). Chotnica – Stari selišta i nachodki, 2 Bde. Veliko Tarnovo
Ilieva, A./Shturbanova, A. (1997). Zoomorphic images in Bulgarian women's ritual dances in the context of Old European symbolism, in: Marler 1997: 309–321
Ivanova, M. (2008). Krajbrežni selišta i morski kontakti prez chalkolita na Zapadnoto Černomorie (V chil. pr. Chr.), in: Gjurova 2008: 229–237
James, Ph. (Hg.) (1972). Henry Moore über die Plastik. Ein Bildhauer sieht seine Kunst. München
– (Hg.) (1992). Henry Moore on sculpture. New York
Jeffery, L.H. (1990). The local scripts of archaic Greece: A study of the origins of the Greek alphabet and its development from the eighth to the fifth centuries B.C. Oxford (2. Aufl.).
Jelen, J./Hegyi, G. (1991). Angkor and the Khmers. Cambodia from 9 to 13 century – An unknown civilization introducing itself. Budapest
Jenkins, I. (1994). Face value: The mask in Greece and Rome, in: Mack 1994: 150–167
Kaimio, M. (1970). The chorus of Greek drama within the light of the person and number used. Helsinki
Kalchev, P. (2005). Neolithic dwellings Stara Zagora town – Exposition catalog. Stara Zagora
Karageorghis, V. (1962). Notes on some Mycenaean survivals in Cyprus during the first millennium B.C., in: Kadmos 1 (1962): 71–77
Katičić, R. (1976). Ancient languages of the Balkans, vol. I. The Hague/Paris
Kazdová, E./Podborsky, V. (Hg.) (2007). Studium sociálních a duchovních struktur pravěku – Studium der sozialen und geistlichen Strukturen der Urzeit. Brno
Keightley, D.N. (1985). Sources of Shang history. The oracle-bone inscriptions of Bronze Age China. Berkeley, Los Angeles/London (Reprint der Auflage von 1978)
– (1999). The oracle-bone inscriptions of the late Shang dynasty, in: De Bary and Bloom 1999: 3–23
Kerényi, C. (1991). Eleusis. Archetypal image of mother and daughter. Princeton, NJ
Keyes, C.F. (1984). Mother or mistress but never a monk: Buddhist notions of female gender in rural Thailand, in: American Ethnologist 11 (1984): 223–241
Kohlmeyer, K./Strommenger, E. (Hg.) (1982). Land des Baal. Syrien – Forum der Völker und Kulturen. Berlin/Mainz
Kolištrkoska Nasteva, I. (2005). Praistoriskite dami od Makedonija – Prehistoric Macedonian Ladies. Skopje
Komitska, A./Borisova, V. (2000). Bulgarian folk costumes. Sofia
Korvin-Piotorvsky, A./Kruts, V./Rizhov, S. (Hg.) (2003). Tripolye settlements-giants. Kiev
Kozlowski, J.K. (1992). L'art de la préhistoire en Europe orientale. Mailand

Kreamer, Chr.M./Roberts, M.N./Harney, E./Purpura, A. (Hg.) (2007). Inscribing meaning. Writing and graphic systems in African art. Washington, D.C.
Kristiansen, Kr. (1998). Europe before history. Cambridge/New York
Kruta, V. (1993). Die Anfänge Europas 6000–500 v.Chr. München
Lamb, S.M./Mitchell, E.D. (Hg.) (1991). Sprung from some common source. Investigations into the prehistory of languages. Stanford
Lambropoulos, V. (1993). The rise of eurocentrism. Anatomy of interpretation. Princeton, NJ
Larsen, C.S./Wilson, S. (2006). The human remains: Health and lifestyle at Çatalhöyük, in: Haydaroglu 2006: 136–155
Lazarovici, C.-M. (2005). Anthropomorphic statuettes from Cucuteni-Tripolye: some signs and symbols, in: Documenta Praehistorica 32, 145–154
– (2009a). Symbols and signs of the Cucuteni-Tripolye culture, in: Marler/Dexter 2009: 87–111
– (2009b). Cucuteni ceramics: technology, typology, evolution, and aesthetics, in: Anthony 2009b: 128–161
Lazarovici, C.-M./Lazarovici, Gh. (2007). Arhitectura neoliticului şi epocii cuprului din România II: Epoca cuprului. Iaşi
Lazarovici, Gh./Lazarovici, C.-M. (2007). Despre construcţiile de cult neo-eneolitice din sud-estul Europei: Tehnici de construire, organizare spaţiala, scurte interpretari, partea I-A, in: Ursulescu 2007: 63–102
Lazarovici, Gh. (2009). Database for signs and symbols of spiritual life, in: Marler/Dexter 2009: 63–86
Lazarovici, Gh./Lazarovici, C.-M. (2010). Neo-Eneolithic cult constructions in southeastern Europe: Building techniques and space management – A brief overview, in: Gheorghiu 2010: 117–125
Lazarovici, Gh./Merlini, M. (2005). New archaeological data refering to Tărtăria tablets, in: Documenta Praehistorica XXXII: 205–219
– (2008). New information and the role of the Tărtăria discoveries, in: Marler 2008: 39–51
Lazarovici, Gh./Draşovean, R./Maxim, Z. (2001). Parţa, 2 Bde. Timişoara
Lefkowitz, M.R. (1986). Women in Greek myth. London
Lewis-Williams, D. (2002). The mind in the cave: Consciousness and the origins of art. London
Lewis-Williams, D./Pearce, D. (2005). Inside the Neolithic mind. London
Lewis, M.E. (2007). The early Chinese empires – Qin and Han. Cambridge, MA/London
Lichtenstern, Ch. (2008). Henry Moore. Werk – Theorie – Wirkung. München/Berlin
Lindberg, D.C. (1992). The beginnings of western science. The European scientific tradition in philosophical, religious and institutional context, 600 B.C. to A.D. 1450. Chicago/London
Linders, T./Nordquist, G. (Hg.) (1987). Gifts to the Gods. Proceedings of the Uppsala Symposium 1985. Uppsala
Lücke, H.-K./Lücke, S. (1999). Antike Mythologie – Ein Handbuch. Der Mythos und seine Überlieferung in Literatur und bildender Kunst. Reinbek bei Hamburg

Mack, J. (Hg.) (1994). Masks – The art of expression. London
MacMullen, R. (2000). Romanization in the time of Augustus. New Haven/London
Maier, F.G./Karageorghis, V. (1984). Paphos. History and archaeology. Nicosia
Maisels, C.K. (1999). Early civilizations of the Old World. The formative histories of Egypt, the Levant, Mesopotamia, India and China. London/New York
Malkin, I. (1994). Myth and territory in the Spartan Mediterranean. Cambridge/New York
Mallory, J.P. (1989). In search of the Indo-Europeans. Language, archaeology and myth. London
Mallory, J.P./Adams, D.Q. (Hg.) (1997). Encyclopedia of Indo-European culture. London/Chicago
Marazov, I. (2001). Iconographies archaïsantes – nostalgies des origines, in: Méditerranées 26/27 (2001): 15–50
Marinatos, N. (1988). Kunst und Religion im alten Thera. Zur Rekonstruktion einer bronzezeitlichen Gesellschaft. Athen
– (1993). Minoan religion. Ritual, image, and symbol. Columbia, South Carolina
Marinatos, N./Hägg, R. (Hg.) (1993). Greek sanctuaries – New approaches. London/New York
Marinova, E. (2003). The new pollen core lake Durankulak-3: The vegetation history and human impact in northeastern Bulgaria, in: Tonkov 2003: 279–288
Marler, J. (2002). An archaeomythological investigation of the Gorgon, in: ReVision 25 (2002): 15–23
Marler, J. (Hg.) (1997). From the realm of the ancestors: An anthology in honor of Marija Gimbutas. Manchester, CT
– (Hg.) (2008). The Danube script. Neo-Eneolithic writing in southeastern Europe. Sebastopol, CA
Marler, J./Dexter, M.R. (Hg.) (2009). Signs of civilization. Neolithic symbol system of Southeast Europe. Sebastopol, CA
Marler, J./Haarmann, H. (Hg.) (2006). The Black Sea Flood: An interdisciplinary investigation. The Journal of Archaeomythology 2 (special issue)
Martin, H.-J. (1994). The history and power of writing. Chicago
Maxim, Z. (1999). Neo-Eneoliticul din Transilvania. Cluj-Napoca
– (2007). Câteva elemente din simbolistica metalelor, in: Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei 2007: 293–298
Maxim, Z./Marler, J./Crişan, V. (Hg.) (2009). The Danube script in light of the Turdaş and Tărtăria discoveries. Cluj-Napoca
Mazar, A. (1992). The Iron Age I, in: Ben-Tor 1992: 258–301
Meier-Seethaler, C. (1993). Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole. Zürich
Merlini, M. (2004). La scrittura è nata in Europa? Rom
– (2008). Evidence of the Danube script in neighboring areas: Serbia, Bulgaria, Greece, Hungary, and the Czech Republic, in: Marler 2008: 53–60
– (2009a). An inquiry into the Danube script. Sibiu/Alba Iulia
– (2009b). The Danube script and Turdaş. The script-like signs found by baroness Zsófia von Torma, in: Maxim et al. 2009: 21–43
Mitchinson, D. (Hg.) (2006). Celebrating Moore. London

Morford, M. P. O./Lenardon, R. J. (1991). Classical mythology. New York/London (4. Aufl.)
Morley, I./Renfrew, C. (Hg.) (2010). The archaeology of measurement. Comprehending heaven, earth and time in ancient societies. Cambridge/New York
Morpurgo Davies, A./Duhoux, Y. (Hg.) (1985). Linear B: A 1984 survey. Louvain
Morris, D. (1985). The art of ancient Cyprus. Oxford
Müller, K. E. (Hg.) (1983). Menschenbilder früher Gesellschaften. Ethnologische Studien zum Verhältnis von Mensch und Natur. Frankfurt/New York
– (1984). Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Frankfurt/New York
Munoz, P. M. (2006). Early kingdoms of the Indonesian archipelago and the Malay Peninsula. Singapur
Murtonen, A. (1989). Hebrew in its West Semitic setting, part one: A comparative lexicon. Leiden/New York
Myss, W. (1981). Kunst und Kultur Europas von Daidalos bis Picasso, Bd. I: Kreta, Mykene – Wiege unserer Kultur. Innsbruck
Mytum, H. (1992). The origins of early Christian Ireland. London/New York
Naumov, G. (2008). Neolithic stamps from the southern part of the Balkan Peninsula, in: Gheorghiu/Skeates 2008: 43–84
Newby, Z./Leader-Newby, R. (Hg.) (2007). Art and inscriptions in the ancient world. Cambridge/New York
Nikolov, V. (2005). Parvi svidetelstva za naj-rannoto solodobivanie v Evropa, in: Archeologija 2005: 1–4, 109–117
– (2007a). Kultur und Kunst des vorgeschichtlichen Thrakiens. Plovdiv
– (2007b). Neolitni kultovi masički (Neolithic altars). Sofia
– (Hg.) (2008). Provadia-Solnitsata. Prehistoric salt-producing center. Sofia
– (2009). On the semantics of Neolithic altars, in: Marler/Dexter 2009: 141–144
Nikolov, V./Bachvarov, K./Kalchev, P. (Hg.) (2004). Praistoričeska Trakija – Prehistoric Thrace. Sofia
Nile, R./Clerk, Chr. (1996). Cultural atlas of Australia, New Zealand and the South Pacific. Abingdon (England)/New York
Nissen, H. J. (Hg.) (1988). The early history of the ancient Near East 9000–2000 B. C. Chicago/London
Ober, J. (2008). Democracy and knowledge. Innovation and learning in classical Athens. Princeton/Oxford
Oppenheimer, St. (1998). Eden in the East: The drowned continent of Southeast Asia. London
Osborne, R./Pappas, A. (2007). Writing on archaic Greek pottery, in: Newby/Leader-Newby 2007: 131–155
Otkupščikov, J. V. (1973). Balkano-maloazijskie toponomičeskie izoglossy, in: Bernstejn/Klepikova 1973: 5–29
Owens, G. A. (1999). Balkan Neolithic scripts, in: Kadmos 38, 114–120
– (2009). Was there a script in final Neolithic Greece?, in: Marler/Dexter 2009: 193–199
Pandolfini, M./Prosdocimi, A. L. (1990). Alfabetari e insegnamento della scrittura in Etruria e nell'Italia antica. Florenz

Parpola, A. (1994). Deciphering the Indus script. Cambridge/New York
Partenie, C. (2009). Plato's myths. Cambridge/New York
Paul, I. (1995). Vorgeschichtliche Untersuchungen in Siebenbürgen. Alba Iulia
– (2009). About the origin and evolution of Neo-Eneolithic signs and symbols, in: Marler/Dexter 2009: 129–139
Pentikäinen, J. (1995). Saamelaiset – Pohjoisen kansan mytologia. Helsinki
– (Hg.) (2001). Shamanhood – Symbolism and epic. Budapest
Perlès, C. (2001). The early Neolithic in Greece. The first farming communities of Europe. Cambridge
Pernicka, E./Anthony, D. W. (2009). The invention of copper metallurgy and the Copper Age of Old Europe, in: Anthony 2009b: 162–177
Petrović, J. (1984). Gomolava – arheološko nalazište. Novi Sad
Pfiffig, A. J. (1989). Einführung in die Etruskologie. Probleme, Methoden, Ergebnisse. Darmstadt (3. Aufl.)
Plattner, S. (Hg.) (1989). Economic anthropology. Stanford
Portefaix, L. (1993). Ancient Ephesus: Processions as media of religious and secular propaganda, in: Ahlbäck 1993: 195–210
Poruciuc, A. (1995). Archaeolinguistica. Bukarest
– (2001). Orphic relics and Christianized perpetuations in Romanian folklore, in: Proceedings of the Eighth International Congress of Thracology – Thrace and the Aegean (Sofia – Yambol, 25–29 September 2000), Bd. II. Sofia, 747–756
– (2006). The sea and the sea-flood motif in Romanian folklore, in: Journal of Archaeomythology 2 (2006): 65–76.
– (2010). Prehistoric roots of Romanian and Southeast European traditions. Sebastopol, CA
Pötscher, W. (1990). Aspekte und Probleme der minoischen Religion. Hildesheim, Zürich/New York
Raczky, P./Tálas, L. (Hg.) (1987). The late Neolithic of the Tisza region. Budapest-Szolnok
Radunčeva, A. (2003). Kasnoneolitnoto obštestvo v balgarskite zemi. Sofia
Ray, J. D.: Papyrus, in: Bard 1999: 610–611
Rehm, R. (1994). Marriage to death. The conflation of wedding and funeral rituals in Greek tragedy. Princeton, NJ
Renfrew C. (1972). The emergence of civilisation. The Cyclades and the Aegean in the third millennium B. C. London
– (1973). Before civilization: The radiocarbon revolution and prehistoric Europe. London/New York
– (1985). The archaeology of cult. The sanctuary at Phylakopi. London
– (1987). Archaeology & language. The puzzle of Indo-European origins. London
– (1991). The Cycladic spirit. Masterpieces from the Nicholas P. Goulandris collection. New York
Renfrew, C./Morley, I. (2010). Introduction: Measure: Toward the construction of our world, in: Morley/Renfrew 2010: 1–4
Reyes, A. T. (1994). Archaic Cyprus. A study of the textual and archaeological evidence. Oxford

Robbins, M. (1980). The assimilation of pre-Indo-European goddesses into Indo-European society, in: Journal of Indo-European Studies 8 (1989): 19–29
Roberts, J. M. (1996). A history of Europe. Oxford
Roberts, M. N. (2007). Sacred scripts, in: Kreamer et al. 2007: 89–106
Roberts, M. N./Roberts, A. F. (Hg.) (1996). Memory – Luba art and the making of history. New York/München
Rudgley, R. (1999). Lost civilisations of the Stone Age. London/Sydney
Ruijgh, J. C. (1985). Le Mycénien et Homère, in: Morpurgo Davies/Duhoux 1985: 143–190
Rutkowski, B. (1986). Some script signs on Aegean Bronze-Age vessels, in: Kadmos 25: 22–25
Ryan, W./Pitman, W. (1998). Noah's flood. The new scientific discoveries about the event that changed history. New York
Ryan, W. B. F./Major, C. O./Lericolais, G./Goldstein, S. L. (2003). Catastrophic flooding of the Black Sea, in: Annual Review Earth and Planetary Sciences 31 (2003): 525–554
Sakellarakis, J. A. (1985). Illustrated guide to the Herakleion Museum. Herakleion
Sampson, A. (2009). Incised symbols in Neolithic and Bronze Age Greece and their relation to the Old European script, in: Marler/Dexter 2009: 187–192
Schmandt-Besserat, D. (1992). Before writing, vol. I: From counting to cuneiform. Austin
– (1996). How writing came about. Austin
Schmid, W. P. (Hg.) (1985 ff.). Hydronymia Europaea. Wiesbaden/Stuttgart
Schmidt, K. (2006). Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger – Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe. München
Schütze, O. (Hg.) (1997). Metzler Lexikon antiker Autoren. Stuttgart/Weimar
Sefériadès, M. L. (2007). Complexity of the processes of Neolithization: Tradition and modernity of the Aegean world at the dawn of the Holocene period (11–9 kyr), in: Quaternary International 167 (2007): 177–185
– (2009). Spondylus and long-distance trade in prehistoric Europe, in: Anthony 2009 b: 178–190
Shaw, J. W. (1990). Bronze Age Aegean harboursides, in: Hardy 1990: 420–436
Sherzer, J. (1983). Kuna ways of speaking: An ethnographic perspective. Austin
Slavchev, V. (2009). The Varna Eneolithic cemetery in the context of the late Copper Age in the East Balkans, in: Anthony 2009 b: 192–210
Smith, S. H. (1984). Masks in modern drama. Berkeley, Los Angeles/London
Stansbury-O'Donnell, M. D. (1999). Pictorial narratives in ancient Greek art. Cambridge
Starović, A. (Hg.) (2004). Znaci civilizacije – Katalog izložbe/Signs of civilization – exhibition catalogue. Novi Sad
Stevanovic, M. (2002). Burned houses in the Neolithic of southeastern Europe, in: Gheorghiu 2002: 55–62
– (2006). Mud-brick at Çatalhöyük, in: Haydaroglu 2006: 156–161
Stefanovich, M./Angelova, Ch. (Hg.) (2007). PRAE – In honorem Henrieta Todorova. Sofia

Stoytchev, T. (1997 a). Archaeoastronomy: Prehistoric time measuring data in Bulgaria. Sofia
– (1997 b). Regional sun-based calendar: New interpretation of a late Eneolithic find, in: Archaeology in Bulgaria 1: 30–38
Stratouli, G./Triantaphyllou, S./Bekiaris, T./Katsikaridis, N. (2010). The manipulation of death: A burial area at the Neolithic settlement of Avgi, NW Greece, in: Documenta Praehistorica XXXVII (2010): 95–104
Strunk, K. (2003). Vorgriechisch/«Pelasgisch»: Neue Erwägungen zu einer älteren Substrathypothese, in: Bammesberger/Vennemann 2003: 85–98
Tasić, N. (Hg.) (1998). The archaeological treasures of Kosovo and Metohija from the Neolithic to the early Middle Ages, 2 Bde. Belgrad
Thomsen, M.-L. (1984). The Sumerian language. An introduction to its history and grammatical structure. Kopenhagen
Tismaneanu, V. (1998). Fantasies of salvation. Democracy, nationalism and myth in post-communist Europe. Princeton, NJ
Tkachuk, T. (2005). Znakovy sistemi Trypil's'ko-Kukutens'koy kul'turno-ystorichnoy spyl'nosty (mal'ovanij posud), 2 Bde. Vynnitsja
– (2009). The Trypillia-Cucuteni sign system on painted pottery, in: Marler/Dexter 2009: 161–177
Todorova, H. (1982). Kupferzeitliche Siedlungen in Nordostbulgarien. München
– (2002 a). Die Sepulkralkeramik aus den Gräbern von Durankulak, in: Todorova 2002 b: 1–116
– (Hg.) (2002 b). Die prähistorischen Gräberfelder (Durankulak), 2 Bde. Sofia
Todorova, H./Vajsov, I. (1993). Novokamennata epocha v Balgarija (krajat na srednošesto chiljadoletie predi novata era). Sofia
Tolley, C. (2009). Shamanism in Norse myth and magic, 2 Bde. Helsinki
Tonkov, S. (Hg.) (2003). Aspects of palynology and paleontology. Sofia
Torma, Zs. von (1894). Ethnographische Analogien. Ein Beitrag zur Gestaltungs- und Entwicklungsgeschichte der Religionen. Jena
Trask, R. L. (1997). The history of Basque. London/New York
Tringham, R./Brukner, B./Voytek, B. (1985). The Opovo project: A study of socio-economic change in the Balkan Neolithic, in: Journal of Field Archaeology 12 (1985): 425–435
Tringham, R./Conkey, M. (1998). Rethinking figurines: A critical view from archaeology of Gimbutas, the ‹Goddess› and popular culture, in: Goodison/Morris 1998: 22–45
Türkcan, A. U. (2006). Çatalhöyük stamp seals, in: Haydaroglu 2006: 45–67
Tylecote, R. F. (1987). The early history of metallurgy in Europe. London/New York
Udolph, J. (2010). Euro-Onomastik: Die alteuropäische Hydronymie, in: Hinrichs 2010: 843–861
Ursulescu, N. (Hg.) (2007). Dimensiunea europeană a civilizației eneolitice est-carpatice. Iași
Ursulescu, N./Tencariu, F. A. (2006). Religie și magie la est de Carpați acum 7000 de ani. Tezaurul cu obiecte de cult de la Isaiia. Iași
Ustinova, Y. (1999). The supreme gods of the Bosphoran kingdom: Celestial Aphrodite and the most high god. Leiden/Boston/Köln

Varia, R. (1986). Brancusi. New York
Vasileva, M. (Hg.) (2003). Traditional Bulgarian calendar – Illustrated encyclopedia. Plovdiv
Videjko, M. J. (2003). Trypil's'ka civilizacija. Kiev (2. Aufl.)
– (Hg.) (2004). Enciklopedija Tripil'skoj civilizacii. Kiev
– (2005). Trypillia civilization in prehistory of Europe. Kiev
– (2007). Contours and content of the ghost: Trypillia culture proto-cities, in: Memoria Antiquitatis 24 (2007): 251–276
– (2008). Ukraina: Ot Tripol'ja do Antov. Kiev
– (2009). Signs and sign systems of the Trypillia culture (5400–2750 BC), in: Marler/Dexter 2009: 179–186
Viereck, W. (2010). Der europäische Sprachatlas (Atlas linguarum Europae), in: Hinrichs 2010: 863–880
Walker, A. (1999). Women, space, and history: Long-distance trading in northwestern Laos, in: Evans 1999: 79–99
Walker, C. B. F. (1990). Cuneiform, in: Hooker 1990: 17–73
Waller, D. (2010). Textiles from the Balkans. London
Wastiau, B. (2008). Medusa – The African sculpture of enchantment. Genf
Wiesinger, V. (Hg.) (2007). L'atelier d'Alberto Giacometti. Paris
Willis, R. (Hg.) (1975). The interpretation of symbolism. New York
Windekens, A. J. van (1986). Dictionnaire étymologique complémentaire de la langue grecque. Nouvelles contributions à l'interprétation historique et comparée du vocabulaire. Leuven
Winn, Sh. M. M. (1981). Pre-writing in southeastern Europe: The sign system of the Vinča culture ca. 4000 B. C. Calgary
– (2004). The inventory of the Danube script (DS). Rome: Prehistory Knowledge Project. http://www.prehistory.it/ftp/inventory/danube_script/danube_script_01.htm
– (2009). The Danube (Old European) script – Ritual use of signs in the Balkan-Danube region c. 5200–3500 BC, in: Marler/Dexter 2009: 49–62
Wosien, M.-G. (1989). Sacred dance. Encounter with the gods. London
Wußing, H. (2008). 6000 Jahre Mathematik. Eine kulturgeschichtliche Zeitreise. Berlin
Yakar, J. (1997). Did Anatolia contribute to the Neolithization of Southeast Europe?, in: Marler 1997: 59–69
Yalouris, N. (1982). Origin and history of the games, in: Douskou et al. 1982: 82–87
Yanko-Hombach, V. (Hg.) (2005). Black Sea-Mediterranean Corridor during the last 30 ky: Sea level change and human adaptation (2005–2009); (UNESCO – IGCP – IUGC – The International Geoscience Programme), Extended Abstracts (October 2005). Istanbul
Yanko-Hombach, V. et al. (Hg.) (2007). The Black Sea Flood question. Changes in coastline, climate and human settlement. Heidelberg
Yilmaz, Y. (2005). A morphotectonic approach to the development of the Bosphorus channel, in: Yanko-Hombach 2005: 189–190

Yilmaz, Y./Gökasan, E./Erbay, A. Y. (2010). Morphotectonic development of the Marmara region, in: Tectonophysics 488 (2010): 51–70
Zaidman, L. B./Schmitt Pantel, P. (1992). Religion in the ancient Greek city. Cambridge
Zvelebil, M. (2001). The agricultural transition and the origins of Neolithic society in Europe, in: Documenta Praehistorica XXVIII: 1–26
– (2008). Innovating hunter-gatherers: The Mesolithic in the Baltic, in: Bailey/Spikins 2008: 18–59

Legende zu der Karte auf dem Vorsatz

NEOLITHIKUM

Griechisches Neolithikum
1. Sesklo

Mazedonisches Neolithikum
2. Anza
3. Sitagroi
4. Dikili Tash

Starčevo-Criş
5. Starčevo
6. Divostin
7. Circea
8. Zauan

Boian
9. Boian
10. Giuleşti
11. Vidra
12. Liscoteanca

Hamangia
13. Baia Hamangia
14. Cernavoda

Frühe Vinča-Kultur
15. Vadastra

KUPFERZEIT

Tiszapolgár
16. Tiszapolgár

Bodrogkeresztúr
17. Bodrogkeresztúr
18. Cheile Turzii
19. Moigrad
20. Tiszaszőlős

Bubanj Hum
21. Bubanj Hum

Späte Vinča-Kultur
22. Vinča
23. Gornea
24. Liubcova
25. Ostrovul Corbului
26. Rast
27. Pada
28. Leu
29. Uivar
30. Parţa
31. Chişoda Veche
32. Gomolava
33. Sânandrei
34. Hodoni
35. Zorlenţa Maru
36. Caransebeş
37. Brânşca
38. Romos
39. Tărtăria
40. Alba Iulia
41. Sântimbru
42. Planu de Jos
43. Petreşti
44. Pločnik
45. Selevac

Gumelniţa/Karanovo
46. Sultana
47. Salcuţa
48. Gumelniţa
49. Căscioarele
50. Ruse
51. Pietrele
52. Tangâru
53. Podgoritsa
54. Târgovişte
55. Ovcharovo
56. Polyanitsa
57. Hotniţa
58. Galaţin
59. Krivodol
60. Slatina
61. Yunatsite
62. Yagodina
63. Azmak
64. Karanovo
65. Veselinovo
66. Drama
67. Sozopol
68. Bolgrad
69. Brăiliţa
70. Luncaviţa
71. Carcaliu
72. Hârşova
73. Borduşani
74. Medgidia
75. Taşaul
76. Bucşani
11. Vidra

Varna
77. Varna
78. Devniya
79. Golyamo Delchevo
80. Provadrya
81. Durankulak
82. Strashimirovo

Cucuteni/Trypillya
83. Malnaş
84. Păuleni
85. Targu Ocna-Podei
86. Poduri
87. Calu-Piatra Şoimului
88. Traian
89. Brad
90. Scânteia
91. Dumeşti
92. Mărgineni
93. Izvoare
94. Bodeşti-Frumuşica
95. Gheläieşti
96. Ruginoasa
97. Cucuteni
98. Hăbăşeşti
99. Târpeşti
100. Lunca
101. Bereşti
102. Karbuna
103. Brânzeni
104. Vărvăreuca
105. Putenişti
106. Truşeşti
107. Solca
108. Ripiceni
109. Drăguşeni
110. Polivanov Yar
111. Sabatinovka
112. Majdanec'ke
113. Dobrovody
114. Tallyanky
115. Trypillya
116. Vorniceni
117. Bodganeşti
118. Poieneşti
119. Sărata Monteoru
120. Ariuşd

Sredni Stog
121. Sredni Stog
122. Kvityana
123. Moliukhor Bugor
124. Dereivka
125. Maiorka
126. Strilcha Skelya

Suvorovo
127. Kainar
128. Kopchak
129. Artsiza
130. Kamenka
131. Giurgiuleşti
132. Utkonosovka
133. Nerushai
134. Suvorovo
135. Casimçea
136. Falcui
137. Devnya
138. Decea Mureşului
139. Csongrád
140. Igren
141. Chapli
142. Petro-Svistunovo
143. Novodanilovka
144. Krivoy Rog

Cernavoda I
145. Orlovka
14. Cernavoda
57. Hotniţa
81. Durankulak

Frühe Völker und Kulturen bei C.H.Beck

Alexander Demandt
Die Kelten
7., durchgesehene Auflage. 2011. 128 Seiten
mit 13 Abbildungen. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2101

Harald Haarmann
Die Indoeuropäer
Herkunft, Sprachen, Kulturen
2010. 128 Seiten mit 18 Abbildungen und 4 Karten. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2706

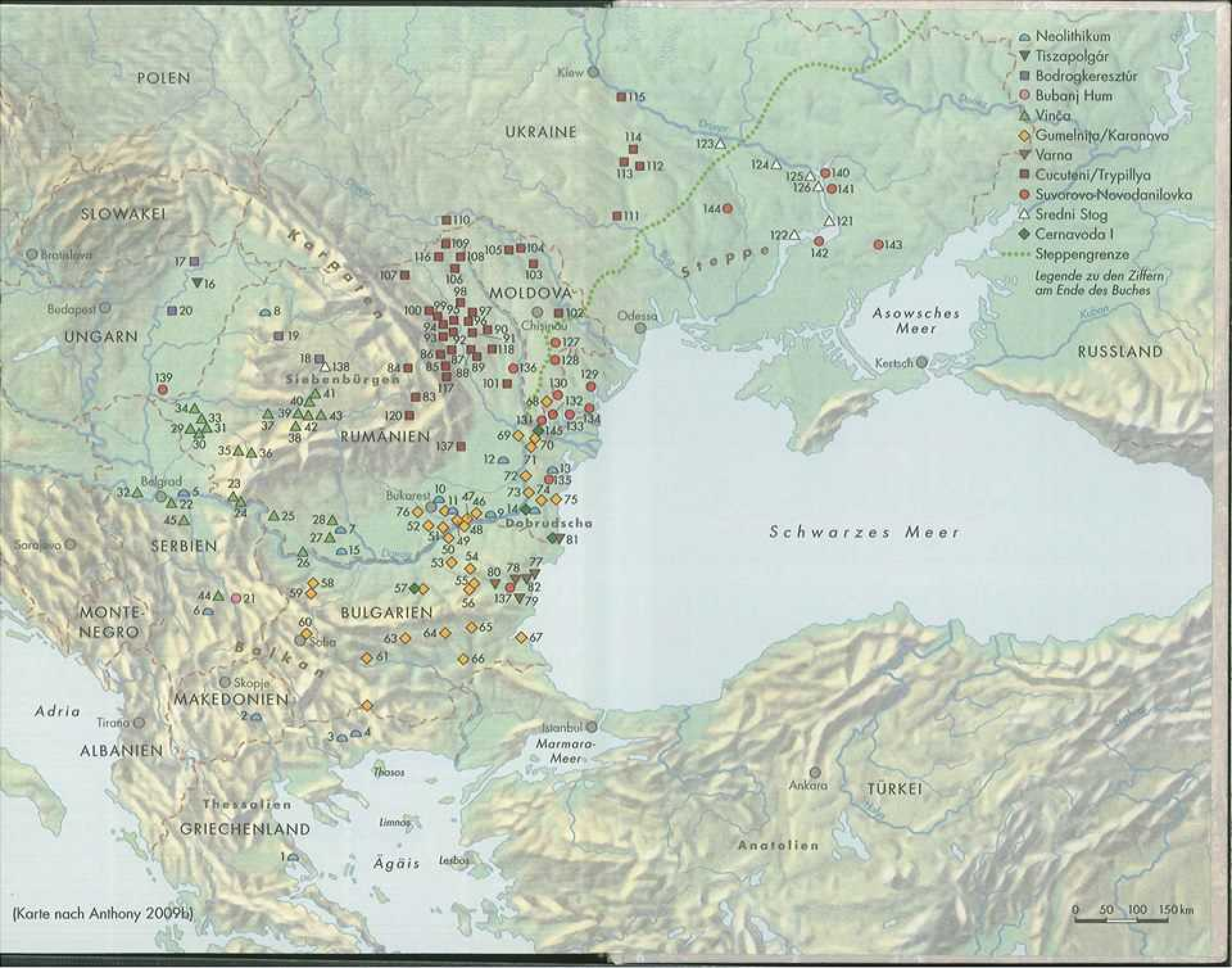
Barthel Hrouda
Mesopotamien
Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris
Unter Mitarbeit von Rene Pfeilschifter
5. Auflage. 2008. 126 Seiten mit 14 Abbildungen,
2 Karten und 2 Zeittafeln. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2030

Jörg Klinger
Die Hethiter
2007. 128 Seiten mit 7 Abbildungen und 2 Karten. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2425

Hermann Parzinger
Die Skythen
3., überarbeitete Auflage. 2010. 128 Seiten mit 13 Abbildungen
und 3 Karten. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2342

Friedhelm Prayon
Die Etrusker
Geschichte – Religion – Kunst
5., überarbeitete Auflage. 2010. 128 Seiten mit 19 Abbildungen
und 2 Karten. Paperback
C.H.Beck Wissen in der Beck'schen Reihe Band 2040

Verlag C.H.Beck München



(Karte nach Anthony 2009b)